Jagdmethoden

und

Fanggeheimnisse.

Jagdmethoden

und

Fanggeheimnisse.

Ein Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber,

mit

vielen Wittrungen

und mit

52 in den Text gedruckten Abbildungen

von

Fang-Apparaten, Wildfährten, Fährtenstellungen und Geweihen.

Herausgegeben von

Emil Regener.

Potsdam.
Verlag von Eduard Döring.
1860.

Vorwort.

Bei Herausgabe der „Jagdmethoden und Fanggeheimnisse“ hat die Absicht zu Grunde gelegen, für den Jäger ein praktisches Vademecum zu liefern, nach dessen Anleitung derselbe die Jagd und den Fang des Wildes, so wie alle sonstigen Geschäfte, die in sein Fach schlagen, vortheilhaft betreiben, dabei aber auch den Wildstand möglichst schonen kann, welches letztere bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Jagden gewiß eine Hauptaufgabe des Jägers sein wird.

Der Verfasser hat keinen Anstand genommen, die kostbarsten Wittrungen dem Jägerpublicum zum gemeinsamen Nutzen zu veröffentlichen; er kann jedoch den Wunsch nicht unterdrücken, daß diese Geheimnisse nur in geweihte Hände kommen möchten.

Alten Jägern, denen dies Buch zu Gesichte kommt, möge dasselbe eine angenehme Erscheinung sein; den jüngeren

Collegen aber und allen Jagdunkundigen wird es bei Ausübung der Jagd als Führer den wesentlichsten Nutzen gewähren, da sie in demselben alles Nöthige und Wissenswürdige in gedrängter Kürze und in bildlicher Darstellung vorfinden.

Potsdam, im März **1860.**

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung.

Erster Abschnitt.

Von den Jagdmethoden.

Zweiter Abschnitt.

Von der Anwendung der Jagdmethoden auf die einzelnen Wildgattungen.

Zweiter Abschnitt.

Von den Wittrungen.

Dritter Abschnitt.

Von den Fangmethoden.

Dritte Abtheilung.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt. Seite.

Dritter Abschnitt.

Von den Regeln beim Schießen auf Wild.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Von der Behandlung und Benutzung des erlegten Wildes.

Sechster Abschnitt.

Jagd-Kunstsprache.

Erste Abtheilung.

Die Wild-Jagd.

I. Abtheilung.

Die Wild-Jagd.

Zur pfleglichen Behandlung einer Jagd gehört hauptsächlich die richtige Auswahl der Jagdmethoden, so wie die zweckmäßige Ausführung derselben. Bei Auswahl einer von den Jagdmethoden, die hinten näher beschrieben sind, kommt es am meisten auf die Wildgattung an; ferner aber noch auf die Witterung, Jahreszeit, Tageszeit und schließlich auf den ganzen Zweck der Jagd. Der Zweck einer Jagd, d. h. Wild zu erlegen, läßt sich aber oft durch Anwendung ganz verschiedener Methoden erreichen, und hierzu soll der gute Jäger diejenige Jagdmethode wählen, bei deren Betrieb der Wildstand am wenigsten beunruhigt wird, und bei der auch am wenigsten zu befürchten ist, daß Wild angeschossen und zu Holze geschossen, oder daß aus Versehen und Übereilung Mutterwild statt männlichen Wildes geschossen werden könnte. Von unsern Jagdmethoden steht in dieser Beziehung der Anstand oben an; außerdem kann auch der Pürschgang sehr empfohlen werden, wenn auch bei ihm schon eine geringe Beunruhigung des Wildes nicht zu vermeiden ist, weil der Jäger auf dem Pürschgange das Wild auf seinen Lieblings- und Ruheplätzen aufsuchen und auch in den meisten Fällen beunruhigen muß.

Von der zweckmäßigen Ausübung der richtig gewählten Jagdmethode hängt nun noch am meisten ab. Es ist nicht nur erforderlich, daß der Jäger die betreffende Jagd gründlich zu betreiben verstehe, sondern er muß auch diejenigen Eigenthümlichkeiten der Wildgattungen genau kennen, die hierauf Bezug haben. Er muß so recht in die Geheimnisse der Natur des Wildes und des Waldes eindringen, und immer bestrebt sein, seine Kenntnisse in dieser Beziehung zu bereichern.

Erster Abschnitt.

Von den Jagdmethoden.

1. Der Anstand.

Der Anstand läßt sich als eine Jagdmethode empfehlen, die alle guten Eigenschaften in sich vereinigt und oft mit dem schönsten Erfolge gekrönt wird. Nebenbei bietet der Anstand die beste Gelegenheit, um das Wild in seiner Lebensweise näher zu beobachten und kennen zu lernen, und mancher interessante Vorfall und manche dem Laien räthselhafte Erscheinung ergötzen dabei den lauschenden Jäger.

Wenn man den Anstand betreiben will, sucht man sich durch Abspüren der Wege, Gestelle ꝛc. genaue Kenntniß zu verschaffen, in welchen Dickungen das zu erlegende Wild seinen Stand hat und wohin und genau auf welcher Stelle es aus seinen Dickungen herauswechselt, um Abends auf die Äsung zu ziehen. Der tüchtige Jäger muß übrigens in dieser Beziehung immer orientirt sein; er muß immer wissen, wie viel Wild auf dem Reviere steht, wie stark es ist, ob Männlich- oder Mutter-Wild, wo es

steht und wohin es zur Äsung wechselt. Wenn nun dem Jäger der Wechsel bekannt ist, so kommt es darauf an, einen Ort zum Anstand auszuwählen, wo man das Wild frei hat, wo man selbst gedeckt steht, wo das Wild langsam vorbeizieht und so früh kommt, daß man noch Büchsenlicht oder überhaupt noch Licht hat; ferner muß der Wind gut stehen, d. h. er muß von der Seite kommen, von welcher man das Wild erwartet. Am zweckmäßigsten setzt man sich 20 Schritt seitwärts vom Wechsel ganz gedeckt hin. Man baut sich, wenn keine natürliche Deckung vorhanden ist, aus Reisern einen Schirm, darf aber hierbei, besonders auf Rothwild, keine großen Veränderungen vornehmen. Das Schußbereich muß ganz frei sein und darf nicht durch überhängende Zweige verfinstert werden, weil sonst das Büchsenlicht zu früh ausgeht. Findet man an einem solchen Orte einen Baum, der sich leicht besteigen läßt, so ist es vortheilhaft, sich auf denselben zu placiren, was beim Anstand auf Hochwild sehr anzurathen, und bei nicht günstigem Winde, oder wenn sich der Wind wirbelt, auch nothwendig ist. Kann man den Anstand an einem solchen Orte öfter exercieren, so richtet man sich auf dem Baume ein bequemes Plätzchen ein. Das Tabackrauchen ist nur bei sehr gutem Winde und wenn man auf einem Baume sitzt, zulässig; es dürfen dabei aber keine Wolken geblasen werden, die sich von fern markiren und vom Wilde leicht gesehen werden.

Wenn der Wald des Abends durch Holzsammler u. s. w. beunruhigt wird, verläßt das Wild erst spät seine Dickung, so daß man dann nicht mehr Licht genug zum Schießen hat. An solchen Orten zieht man den Morgenstand auf dem Rückwechsel vor, und stellt sich dann am besten dicht vor dem Auf-

enthaltsorte des Wildes an, weil es hier beim Rückwechseln des Wildes schon am hellsten ist. Beim Abend-Anstande auf Hochwild begiebt man sich eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang auf seinen Posten, und verläßt ihn, falls das Wild nicht kommen sollte, ganz geräuschlos erst dann, wenn es vollkommen dunkel geworden ist. Beim Morgenanstande muß man schon vor Tagesgrauen am Wechsel sein, und darf erst eine Stunde nach Sonnenaufgang denselben verlassen.

Man muß sich natürlich auf dem Anstande ganz lautlos verhalten und jede Bewegung vermeiden. Der Hirsch hat, wie man ganz richtig sagt, an jedem Haar ein Auge; er zieht ganz sachte bis an den Saum der Dickung, und äugt, sichert und windet dort erst lange, ehe er aus der Dickung heraustritt. Das Nähere über den Anstand ist noch bei den einzelnen Wildgattungen hervorgehoben worden.

2. Der Pürschgang.

Der Pürschgang bietet eben so wie der Anstand Gelegenheit, seinen Schuß mit gehöriger Ruhe und Überlegung auf ein zweckentsprechendes Stück Wild abgeben zu können. Der Pürschgang ist eine Beschäftigung, bei der sich der junge Jäger so recht zum tüchtigen Jäger ausbilden kann, und den auch jeder Jäger als Bildungsschule betrachten und fleißig betreiben sollte. Man belauscht auf dem Pürschgange die Natur und das Wild; man schärft dabei Aug' und Ohr und erlangt mit der Zeit jenen Scharfblick, der den Jäger vor allen übrigen Menschen kennzeichnet, und der auch zu den unentbehrlichsten Eigenschaften des Jägers gehört. Man stählt und stärkt auf dem Pürschgange Leib und Seele, und gewöhnt sich nach und nach

an Strapazen und Entbehrungen, die bei manchen andern Jagdmethoden und überhaupt im Leben des Jägers gar oft vorkommen und gefordert werden müssen. Nebenbei erlangt man beim Schleichen Körpergewandtheit, man lernt sich leicht orientiren und lernt endlich den Stand und Wechsel des Wildes am besten dabei kennen.

Wenn es laut ist im Walde, d. h. wenn durch starken Wind und Regen Geräusch verursacht wird, läßt es sich am besten pürschen; ebenso wenn nach einem Regen die dürren Zweige angefeuchtet und biegsam geworden sind und nicht knacken. Der Wind muß immer von vorn kommen; man schleicht behutsam diejenigen Bestände ab, wo man Wild vermuthet und benutzt dazu krumme Wege, die man sich bei öfterm Gebrauch vom Knack reinigt; man schleicht in den Dickungen von Blöße zu Blöße, bleibt augenblicklich still stehen, so bald man Wild erblickt und sucht sich erst dann vorsichtig auf Schußweite zu nähern, wenn einen das Wild noch nicht bemerkt hat, was man daran erkennt, wenn das Wild ruhig weiter äßt, oder die Gehöre bewegt und sich die Fliegen abwehrt; im andern Falle, wenn das Wild den Kopf in die Höhe hebt und sichernd stehen bleibt oder sonst Mißtrauen und Unruhe an seinen Bewegungen zeigt, bleibt man still stehen. Wenn das Wild sehr vertraut ist, trifft man es häufig auch bei Tage außerhalb seiner Dickungen; sonst aber nur des Morgens und Abends bald früher bald später. Nach einem starken Regen auch des Vor- und Nachmittags. Wenn die Äsung knapp ist, und in der Brunstzeit verläßt es gegen Abend früher seine Dickung und kehrt auch des Morgens später in dieselbe zurück, während es in der Feistzeit, oder wenn es unruhig ist im Walde, erst spät aus seiner schützenden Dickung hervorkommt. Des Mor-

gens früh ist der Pürschgang in der Regel ergiebiger als am Abend, doch ist er auch gegen Abend zu betreiben und besonders gleich nach einem Gewitter oder Platzregen, wo sich das Wild gern auf die freien Plätze und Blößen begiebt, um sich hier zu trocknen.

Der Anzug des Jägers muß dieselbe Farbe haben, wie der Wald. Pürscht man im Winter oder auch im Sommer abwechselnd im Nadelholz und Laubholz, in Schonungen und Stangenhölzern, so thut man gut, sich dazu eines grünen oder dunklen Anzuges zu bedienen, den man ebenso wie die Mütze grau füttern läßt, um den Rock sowohl wie die Mütze sogleich umkehren und die Farbe seines Anzuges eben so schnell und oft wechseln zu können, wie die Farbe der Bestände sich ändert, die man abschleicht. Der Mützenschirm muß mit Tuch überzogen sein und darf eben so wenig wie das Gewehr glänzen. Jagdtasche, Umhängepulverhorn, Schrootbeutel und dergleichen Sachen läßt man am besten zu Hause, weil sie beim Umherkriechen nur hinderlich sind, wohl aber vergißt man das Fangmesser nicht und bewaffnet sich nebenbei noch mit einem guten Fernglase.

3. Das stille Durchgehen einzelner Jäger.

Das stille Durchgehen einzelner Jäger ist eine Jagdmethode, bei der sich die Kunst und die Geschicklichkeit des guten Jägers so recht hervorthuen kann. Es verbinden sich hierbei zwei oder mehrere Jäger, von denen einer in der Dickung leise schleichend das Wild aufsucht und durch ruhiges leises Hin- und Hergehen den übrigen Jägern, die sich auf den bekannten Wechseln vorgestellt haben, zutreibt. Es kommt hierbei hauptsächlich auf die Geschicklichkeit des Treibers an; er darf das Wild nicht flüchtig

machen, er darf sich dem Wilde nicht zu sehr nahen und muß sich meist ganz auf sein Gehör verlassen, er muß in großen Bogen das Wild umgehen, wenn es nicht die Richtung auf die Schützen genommen hat. Mit besonderem Vortheil läßt sich diese Jagdmethode übrigens nur in nicht all zu dichten Schonungen, in schwachen Stangenhölzern und im Winter in Laubholzbeständen anwenden, ferner bei Plattfrost oder gefrorenem Schnee, wo man nicht schleichen kann und in der Feistzeit, wo die Hirsche bei Tage ihre Dickung fast nie verlassen.

4. Die Treibjagd.

Die Treibjagd läßt sich bei denjenigen Wildarten, die zur Hohen-Jagd gehören, nicht mit großem Vortheil anwenden, weil das Wildprett den Schützen meist flüchtig zu Schusse kommt und deshalb oft zu Holze geschossen wird und weil sich auch die Sauen und Rehe nicht gut treiben lassen, wohl aber ist sie für die Niedere-Jagd eben so zweckmäßig wie interessant. Die Treibjagd zerfällt:

A. In Holztreiben, deren regelrechte und zweckmäßige Einrichtung und Leitung nicht so leicht ist wie man gewöhnlich glaubt. Der Jagdgeber und Jagddirigent hat seinen Gästen gegenüber Pflichten zu erfüllen, die besonders im Winter bei großer Kälte darin bestehen, daß die Reihenfolge der Treiben so gelegt wird, daß die Schützen nicht zu lange auf die Treiber warten müssen, und daß von einem Treiben zum andern keine unnöthigen Umwege gemacht werden. Am besten richtet man die Reihenfolge der Treiben so ein, daß die Schützen und Treiber von einem Treiben zum andern gleich lange Wege haben, oder daß die Treiber stehen bleiben, während die Schützen vorgehen. Von der An-

zahl der Schützen hängt die Anzahl der Treiber und die Größe der Treiben ab, man rechnet auf einen Schützen meist 2—3 Treiber. Bei Plattfrost, in nicht zu dichten Beständen und im Laubholze genügen 2 Treiber; wenn nur auf Fuchs getrieben wird noch weniger. In Dickungen dagegen müssen mindestens 3 Treiber auf einen Schützen gerechnet werden. Die Schützen stellt man gewöhnlich 80 Schritt auseinander, so daß sie noch zusammen schießen können. Junge, hitzige, unvorsichtige Schützen stellt man womöglich so, daß sie beim allerbesten Willen Niemanden zu treffen vermögen.

Vor Beginn der Jagd entwirft man sich einen gehörig durchdachten Jagdplan, wobei hauptsächlich der Wind zu berücksichtigen ist. Man fängt mit dem ersten Treiben meist an der Reviergrenze an und rückt dann nach der Mitte hin vor. Die Richtung der Treiben hängt vom Winde und davon ab, wohin sich das Wild erfahrungsmäßig am besten treiben läßt. Im raumen Holze, auf ganz jungen noch nicht geschlossenen Schonungen und auf dem Felde darf man bei Hasen die Windrichtung in Nothfällen außer Acht lassen. Fuchstreiben richtet man möglichst groß ein. Die Schützen müssen sich ganz geräuschlos anstellen und werden, wenn sie nicht ausreichen um ein großes Treiben zu besetzen, nur auf die Fuchsposten (wo zwei Dickungen aneinanderstoßen) angestellt.

Die Schützen werden auf größern Jagden numerirt und dann in ihrer Nummerfolge so angestellt, daß beim ersten Treiben Nr. 1, beim nächsten Treiben Nr. 2 u. s. w. auf dem Flügel den ersten Posten erhält. Auf schmalen Wegen oder Gestellen zwischen zwei Dickungen stellt man die Schützen, um Unglück zu verhüten, mit dem Rücken oder besser mit dem Gesicht dicht an

das Treiben, so daß sie erst dann schießen können, wenn das Wild schon die Schützenlinie passirt hat. In keinem andern Falle aber dürfen die Schützen unmittelbar mit dem Rücken oder mit dem Gesicht an das Treiben gestellt werden, weil sie in dieser Stellung das Herankommen des Wildes nicht wahrnehmen können, wenn nicht etwa raschelndes Laub oder lauter Schnee vorhanden ist. Auf Schnepfen und Birkwild werden Schützen, die mit dem Rücken gegen das Treiben stehen, auf einem schmalen Gestelle nie fertig werden. Wenn es die Umstände irgend gestatten, stellt man die Schützen etwas ab vom Treiben, damit sie das Wild schon herankommen sehen und sich fertig machen können, ehe es die Schneiße passirt. Bei einer genügenden Anzahl Schützen besetzt man auch den Haken, besonders wenn erfahrungsmäßig bei einzelnen Treiben das Wild gern dort ausbricht. Beim Mangel an Schützen bildet man in solchen Fällen einen Haken von Treibern, die sich in ihrem richtigen Verhältniß vor der Treiberlinie zu beiden oder zu einer Seite des Treibens vorbewegen. Vor dem Anstellen der Schützen muß denselben gesagt werden, nach welchem Flügel hin die Folge ist, d. h. wo nach Beendigung des Treibens gesammelt werden soll.

Die Treiber werden unter Commando eines vollkommen localkundigen Jägers und mehrerer Führer gestellt, welche letzteren auf die Flügel und in der Mitte der Treiberlinie vertheilt werden. Das Anstellen der Treiber geschieht ohne allen Lärm. Auf das von dem Führer der Schützen gegebene Signal, giebt der Führer den Treibern das Zeichen zum Antreiben, nachdem vorher den Treibern bestimmt gesagt worden ist, ob sie laut oder ruhig treiben und wo sie sich nach Beendigung des Treibens sammeln sollen. Die Treiberlinie rückt langsam und in

gehöriger Ordnung vor. Die Führer, welche in der ganzen Linie vertheilt sind, lassen bei entstehender Unordnung die Treiberlinie halten und benutzen besonders Gestelle, die von der Treiberlinie überschritten werden, zur Wiederherstellung der Ordnung, indem sie hier halten lassen, bis die ganze Linie wieder gehörig geregelt ist. In Dickungen und bei großen Treiben ist die Aufrechthaltung der Ordnung in der Treiberlinie nicht leicht, während doch der ganze Erfolg der Jagd von dem guten Treiben abhängt. Die Figur des Treibens trägt viel zur Erleichterung bei, man wählt deshalb meist immer regelmäßig viereckige Figuren und instruirt die Flügeltreiber recht genau, wo sie gehen sollen. Wenn es bei den Schützen tüchtig knallt und gegen Ende des Treibens, muß langsam und in bester Ordnung vorgerückt werden. Die Treiber dürfen nie zu früh antreiben und auch nie die Schützen unnütz warten lassen. Bei großem Sturm und wenn das von dem Führer der Schützen gegebene Signal bei den Treibern nicht gehört werden kann, verabreden sich die beiden Führer der Schützen und Treiber eine Zeit, wann das Treiben beginnen soll. Beide Führer müssen genau wissen, wo der rechte und linke Flügel der Schützen steht und umgekehrt, wo die beiden Flügeltreiber gehen.

Die Schützen haben dem Jagdgeber gegenüber auch ihre Verpflichtungen; sie müssen sich, hauptsächlich bei Fuchstreiben, recht ruhig verhalten und wenn es bei gefrorenem Laube oder Schnee laut und hellhörig ist, dürfen sie nicht unmittelbar am Treiben heruntergehen, sondern müssen sich auf Umwegen ihren Posten nahen. Sie dürfen ihren Posten nicht eigenmächtig verändern und nicht eher verlassen, bis das Treiben zu Ende ist. Auf seinem Posten angekommen, sucht sich der Jäger erst seinen Nebenmann, um zu wissen, in welcher Richtung er nicht schießen darf, dann

macht er sich seinen Stand zurecht, indem er den etwa vorhandenen Schnee und das knisternde Laub wegscharrt, einzelne ihm im Wege hängende Reiser leise abschneidet oder wegbiegt und sich dann die Distancen bestimmt, bis wie weit er noch schießen will oder sich den Fleck ausspäht, wo er besonders im sehr coupirten Terrain abdrücken will. Nachdem alles dies geschehen, erwartet der Jäger mit Gewehr unterm Arm (*), welches übrigens schon bei Ankunft auf dem Posten gespannt werden muß, regungslos das Wild. Bei der Wahl des Standes bietet eine vorhandene Deckung einen wesentlichen Vortheil, doch stellt man sich nie gern hinter einen Baum, hinter welchem man nicht vorsehen kann; besser ist es, sich gerade davor zu stellen, man darf dann aber nicht auffallend gekleidet sein. Wenn sich die Treiber den Schützen schon zu weit genähert haben, darf nicht mehr in das Treiben hineingeschossen werden. Man muß es überhaupt zu vermeiden suchen, spitz von vorn auf Wild zu schießen.

Angeschossenem Wilde darf nur nach Beendigung des Treibens und wenn es zurückgegangen ist, ohne Genehmigung des Jagdgebers auf einige hundert Schritte gefolgt werden, nie aber wenn es in ein neues Treiben hineingegangen ist. Stets aber muß der Anschuß verbrochen werden, d. h. man legt einen frisch abgebrochenen Zweig darauf, der mit dem Stammende nach der Richtung hinzeigen muß, nach welcher das angeschossene Wild weiter gegangen ist; die untere Seite der Blätter dieses Zweiges muß nach oben gekehrt sein, damit sich derselbe von fern gut

*) Wenn die Annäherung des Wildes nicht schon von fern wahrgenommen werden kann, darf das Gewehr nicht unterm Arm getragen werden, sondern man hält es wie bei der Suche mit beiden Händen zur sofortigen Abgabe des Schusses bereit.

markirt. Geschossenes Wild darf während des Treibens nicht nach dem Posten herangeholt werden, mit Ausnahme des Fuchses, den man sich sogleich heranholt.

Zu größeren Treibjagden werden einige Tage vorher auf den besten Ständen Schirme von grünem Reisig gebaut, die den dahinter stehenden Schützen bis an die Brust decken müssen. Wenn es thunlich ist, macht man in Dickungen vor solchen Ständen drei schmale, 2' breite Lücken; eine rechts, eine links und eine geradeaus, was besonders da nothwendig ist, wo die Schützen auf schmalen Gestellen stehen, auf denen sie nicht leicht fertig werden, wenn sie nicht schon vorher die Annäherung des Wildes wahrnehmen können.

B. **Die Feldtreiben** erfordern eine größere Anzahl Schützen und Treiber, weil man sie größer machen muß als die Holztreiben. Wenn den Feldtreiben auch der Reiz der Mannigfaltigkeit und der Abwechselung, Spannung und Überraschung des Holztreibens fehlt, so haben die Feldtreiben doch auch ihr Angenehmes, besonders wenn man z. B. einen Fuchs im Kessel hat. Die Feldtreiben zerfallen in:

1) **Kesseltreiben**, bei denen das abzutreibende Stück Feld mit zwei großen Bogenlinien ganz umzingelt und dann auf ein gegebenes Zeichen nach dem Centrum zu von allen Seiten vorgerückt wird. Die Bogenlinien werden durch Schützen und Treiber gebildet. Die Schützen sind zwischen den Treibern regelmäßig vertheilt. An der Spitze beider Bogen geht ein Führer, der vom Jagddirigenten genau zu instruiren ist, wo er gehen soll, um den großen Halbkreis zu schlagen, und wo die beiden Bogen zusammentreffen sollen; wenn dies geschehen ist, wird das Zeichen zum allgemeinen Lostreiben gegeben. Bei dem Kesseltreiben ist

eine große Vorsicht nothwendig und muß diese Vorsicht bei Blachfrost verdoppelt werden, wo der Schroot vom hart gefrorenen Boden abspringt und oft in einer ganz anderen Richtung weiter fliegt. Wenn sich der Durchmesser des Kessels bis auf 300 Schritt verkleinert hat, darf Niemand mehr in den Kessel hinein schießen, sondern immer erst dann, wenn das Wild die Bogenlinie passirt hat und aus dem Kessel heraus ist.

2) **Die Vorstehtreiben** auf dem Felde sind ebenfalls größer anzulegen wie im Holze. Die Schützen postirt man hinter kleinen künstlich eingerichteten Schirmen oder in ausgegrabenen Löchern, wenn keine anderen Deckungsgegenstände, wie z. B. Alleebäume u. s. w., vorhanden sind. Wenn es irgend möglich ist, so stellt man die Schützen auf Höhenzüge, von welchen sie das Treiben übersehen können. Um das Durchgehen des Wildes durch die Treiber zu verhindern, läßt man einige Schützen mit den Treibern gehen, und muß dies wenigstens auf beiden Flügeln geschehen. Die Treiber müssen bei den Feldtreiben in der größten Ordnung vorrücken. Es dürfen bei den Vorstehtreiben eben so wenig wie bei den Kesseltreiben Säcke gebildet und auch nicht von Einzelnen vorgelaufen werden. Im Kesseltreiben dürfen die Schützen nicht stehen bleiben, wenn sie geschossen haben, sondern sie müssen im Gehen laden, weshalb sich hierzu jeder Schütze auch fertige Patronen mitzunehmen hat. Die Mündungen der Gewehre werden bei der Treibjagd, und immer wenn mehrere Jäger zusammengehen, hoch getragen.

5. Die Suche.

Die Suche wendet man meist nur auf Federwild und auf Hasen an. Die erste Bedingung bei der Suche ist ein guter

Hühnerhund, der eine gute Nase haben muß, und immer mit der Nase hoch im Winde, rasch und womöglich im Galopp das Feld absucht, ohne dabei etwas zu übergehen; er muß ferner fest vorstehen, bis der angekommene Jäger ihn zum Avanciren animirt, und muß sehr guten Appell haben, d. h. er muß jeden Ruf und Wink des Jägers befolgen; eben so muß er aus dem Wasser sowohl wie aus großer Ferne das Wild apportiren, ohne es zu quetschen und zu beschädigen. Eine gute Anleitung zur Abrichtung und Abführung des Hühnerhundes findet man in Dietzel's Fragmenten für Jagdliebhaber, erstes Bändchen.

Die Suche beginnt am besten des Morgens um 8 oder 9 Uhr und kann bis des Nachmittags um 3 Uhr fortgesetzt werden. Bei sehr warmer Witterung muß man jedoch etwas früher anfangen um auch früher aufzuhören, weil die Hunde bei großer Hitze gegen Mittag gewöhnlich die Wittrung verlieren. Das beste Wetter zur Suche ist Wärme ohne Sonnenschein mit einem feuchten Westwind. Die Zeit des abnehmenden Mondes soll der Suche günstiger sein, während bei zunehmendem Monde die Treibjagden besser gelingen sollen. Die Richtung der Suche muß immer gegen Wind, oder doch mit halbem Wind genommen werden. Auf Bekassinen sucht man mit Wind, weil die Bekassine mit Wind gesucht ganz gut hält und auch leichter zu schießen ist, da sie dann um den Schützen herumzieht, um nach ihrer alten Gewohnheit gegen Wind fortzustreichen. Suchen mehrere Schützen hinter einem Hunde, so muß vorher ausgemacht werden, daß ein jeder nur auf das nach seiner Seite hin herausziehende Geflügel schießen darf.

Zweiter Abschnitt.

Von der Anwendung der Jagdmethoden auf die einzelnen Wildgattungen.

1. Die Jagd auf Rothwild.

Mit dem Abschuß des Rothwildes fängt man im Juni an, nachdem alles Wild gehörig verfärbt hat. Man schießt zuerst Spießer und Gabelhirsche, später Sechsender; stärkere Hirsche jedoch erst im August, wenn der Bast vollkommen vom Geweih abgeschlagen ist, wo dann auch die Feistzeit beginnt, die bis zum 20. September dauert. Während und nach der Brunftzeit, die Ende September beginnt uud bis Mitte October dauert, ist es nicht rathsam Hirsche abzuschießen, wohl aber sind zu jener Zeit die alten gelten Thiere am besten. Während des Winters begnügt man sich mit geringen Hirschen.

Der edle Hirsch darf von Rechts wegen nur mit der Büchse erlegt werden, was sich beim tüchtigen Jäger auch von selbst versteht; es darf auch nicht in zu großer Entfernung geschossen werden, das Maximum würden 120 Schritte sein.

Der Anstand läßt sich beim Rothwilde am sichersten betreiben, weil dasselbe seinen Wechsel so lange regelmäßig hält, als es nicht gestört wird; man nimmt seinen Stand am Wechsel vor großen ruhigen Dickungen, an ruhigen Waldwiesen und an Salzlecken und Suhlen. Die Salzlecken werden besonders im Frühjahr und Vorsommer regelmäßig Morgens und Abends vom Rothwilde angenommen. Man schießt jedoch zu dieser Jahreszeit nicht gern Wild an der Salzlecke, weil der Wildstand dadurch zu sehr beunruhigt wird. Im Sommer aber, wo nur

einzelne Stücke noch die Salzlecke besuchen, können diese dort geschossen werden. Die Suhlen werden vom Rothwilde im Sommer an schwülen Nachmittagen aufgesucht, um sich darin abzukühlen. Für den Anstand auf Rothwild kann geräuschloses und regungsloses Verhalten gar nicht genug empfohlen werden. Alles übrige, was der Jäger sonst noch auf dem Anstande zu beobachten hat, ist vorn gesagt worden. Die Regeln für das Verhalten des Jägers vor und nach der Abgabe seines Schusses sind hinten ganz besonders abgehandelt.

Der Pürschgang auf Rothwild erfordert ein sehr scharfes Gesicht und Gehör. Man schleicht mit der größten Behutsamkeit gegen Wind diejenigen Orte ab, wo man Wild vermuthet und nimmt sich in Acht, nicht auf Reiser zu treten oder sonst Geräusch zu verursachen. Wenn man in die Nähe von Blößen kommt, wo das Wild gern steht, so schleicht man ganz langsam und mit verdoppelter Vorsicht, man steckt erst den Kopf behutsam aus dem Dickicht und übersieht zuvor die Blöße, ehe man hinaustritt. Erblickt man Wild, so sucht man sich demselben gedeckt auf Schußweite zu nähern, und benutzt dazu dicke Bäume, Büsche, Hügel, Gräben u. s. w. Man darf sich jedoch nur dann bewegen, wenn das Wild den Kopf zur Erde gesenkt oder nach einer anderen Richtung hin gewendet hat. Äßt das Wild in der Richtung auf den Schützen zu, so thut man am besten, wenn man sich gedeckt und schußfertig hinstellt oder hinlegt und das Wild auf Schußweite herankommen läßt. Wenn der Wind und das Terrain zu alle diesem nicht günstig sind, so schleicht man sich behutsam zurück und versucht auf einer anderen Stelle heranzukommen. Seinen Schuß giebt man am liebsten dann ab, wenn das Wild eine natürliche Stellung angenommen, also den

Kopf hoch hat, weil es dann besser schweißt. Alles übrige siehe vorn, Abschnitt Pürschgang.

Das stille Durchgehen einzelner Jäger ist hauptsächlich in der Feistzeit zu betreiben, wo die Hirsche selten bei Tage ihre Dickungen verlassen. Die sich vorstellenden Schützen müssen guten Wind haben und müssen auch gute Schützen sein, weil sie meist in der Bewegung auf das Wild schießen. Kommt das Wild angetrollt, so daß man auf einer schmalen Schneiße seinen Schuß nicht gut anbringen kann, so ruft man es, sobald dasselbe die Schneiße passirt, mit einem nicht zu lauten O! an, wobei jedoch die Büchse vollkommen schußfertig am Kopfe liegen muß, um auf das stutzende Wild augenblicklich seinen Schuß abgeben zu können.

Treibjagden auf Rothwild sind deshalb nicht rathsam, weil der Wildstand dadurch zu sehr beunruhigt wird, was gerade das Rothwild am allermeisten übel nimmt; außerdem wird bei denselben viel Wild zu Holze geschossen, welches nachher eingeht und von den Füchsen verzehrt wird. Bei dergleichen Jagden macht man die Treiben recht groß. Die Treiber dürfen keinen Lärm machen und nur durch leises Pfeifen, Husten, Räuspern und Anschlagen an Stangen und Bäume das Wild den Schützen zutreiben, was übrigens beim Rothwilde keine Schwierigkeiten macht. Zuletzt mag auch noch das **Pürschenfahren** hier seinen Ort finden.

In der Ebene und in Hochwäldern, wo das Wild in lichten Beständen steht, in denen man sich nicht ungesehen nähern kann, setzt man sich auf ein Fuhrwerk, welches dasselbe Ansehen haben muß, wie ein Holzwagen und kreiset das Wild ganz langsam fahrend ein, wobei man sich demselben mehr und mehr zu nähern sucht. Der Jäger geht neben dem Wagen und immer

gedeckt gegen das Wild. Sobald der Wagen auf Schußweite an das Wild herangekommen ist, bleibt der Jäger hinter einem Baume stehen, um seinen Schuß abzugeben, während der Wagen ruhig weiter fährt. Wenn das Wild nicht fromm genug ist und den Wagen nicht nahe genug herankommen läßt, so stellt sich der Jäger mit gutem Winde und gedeckt in derjenigen Richtung vom Wilde auf, wohin dasselbe gern seinen Wechsel nimmt und läßt sich durch den Wagen das Wild zutreiben.

2. Die Jagd auf Damwild.

Der Abschuß des Damwildes kann mit Ausnahme der Färbezeit das ganze Jahr hindurch statt finden, nur während und bald nach der Brunftzeit dürfen die Hirsche wegen ihres ziegenbockähnlichen Geschmacks nicht geschossen werden. Die eigentliche Feistzeit beginnt beim Damwilde schon im Juli und dauert bis Anfang October, wo die Hirsche auf die Brunft treten. Bei hinreichender Äsung hält sich das Damwild das ganze Jahr hindurch feist. Suhlen und Salzlecken werden von ihm weniger besucht und nur in der Brunftzeit suhlen sich die Schaufler öfters.

Die Jagd auf Damwild wird meist eben so betrieben, wie auf Rothwild. Der **Anstand** ist nicht ganz so sicher wie bei jenem, weil das Damwild seinen Wechsel nicht so regelmäßig hält als jenes. Dagegen ist der **Pürschgang** und besonders das **Pürschenfahren** lohnender als beim Rothwilde, weil das Damwild seinen Stand lieber in raumen Beständen als in Dickungen nimmt und auch fast zu jeder Tageszeit umherziehend angetroffen werden kann; außerdem ist dasselbe nicht mit so scharfen Sinnen begabt als das Rothwild, so daß der Jäger sich leichter an das-

selbe heranpürschen kann. Durch **ruhiges Treiben** läßt es sich leichter zu Schusse bringen als das Rothwild, weil es ängstlicher ist als dieses.

3. Die Saujagd.

Die Jagd auf Sauen hat wegen der damit verbundenen Gefahr einen außergewöhnlichen Reiz für den Jäger. Sie erfordert nicht allein Geschicklichkeit und Gewandtheit, sondern in manchen Fällen auch Muth. Die Feistzeit fällt bei den Sauen im October, November und December. Von den Jagdmethoden sind am zweckmäßigsten anzuwenden:

Der Anstand etwas zeitig vor Sonnenuntergang an Dickungen, in welchen die Sauen den Tag über stecken, auf dem Wechsel mit sehr gutem Winde, weil Geruch und auch Gehör bei dem Schwarzwilde äußerst scharf sind, während das Gesicht besonders nach vorn schlecht ist. So lange das Schwarzwild nicht beunruhigt wird, hält es regelmäßig seinen Wechsel und auch die Zeit, wann es seine Dickung verläßt um die Felder zu besuchen; in diese kommt es erst spät, so daß man hier den Anstand nur bei Mondenschein betreiben kann. Wenn die Kartoffeln zu reifen anfangen, besucht das Schwein gern die Kartoffelfelder; man gräbt sich dann in dem Kartoffelkraute am besten ein Loch, in welchem man gedeckt sein und guten Wind haben muß. Ein scharf schießendes Doppelgewehr, mit Kugeln geladen, thut einem beim Mondenschein, wo man doch nur auf kurze Entfernung schießen kann, die besten Dienste. Man ladet am besten das eine Rohr mit 2 Kugeln, die man vorher an ihren Abkniffen platt abschneidet und dann mit den graden Flächen zusammenpaßt. In das andere Rohr ladet man gewöhnlich Posten oder sehr starken Schroot, um auf ganz nahen Distancen damit zu schießen.

Der Pürschgang ist ebenfalls auf Sauen mit Vortheil zu betreiben, weil sie oft schon des Nachmittags, wenn die Sonne noch am Himmel steht, ihre Kessel verlassen, um in den Schonungen auf den Blößen zu brechen. Sieht man ein Schwein auf dem Bruche stehen, d. h. wenn es wühlt, so sucht man sich mit gutem Winde grade von vorn oder spitz von hinten auf Schußweite zu nähern. Man braucht dabei nicht so sehr auf Deckung zu sehen, wohl aber muß man jedes Geräusch vermeiden und augenblicklich stehen bleiben, wenn das Schwein den Kopf hoch nimmt. Bewegt sich das im Bruche stehende Schwein in der Richtung auf den Jäger zu, so bleibt derselbe ruhig stehen und läßt es auf Schußweite herankommen. Beim Anschleichen von der Seite her muß man gedeckt sein, weil die Sehkraft des Schweines nach der Seite hin scharf genug ist, um den frei stehenden Jäger zu erkennen. Wenn im trocknen Laube ein geräuschloses Anschleichen unmöglich ist, so zieht man sich die Stiefeln aus und schleicht auf den Strümpfen heran.

Das Ankriechen an den Kessel bei frischem und nicht lautem Schnee erfordert Ausdauer und läßt sich nur in nicht allzu dichten Schonungen bewerkstelligen. Man nimmt dazu eine frische Fährte an und folgt ihr ohne Aufenthalt bis sie Wiedergänge und Kreise macht; von da ab schleicht man äußerst vorsichtig weiter und gebraucht die Augen recht scharf, um das in's Lager eingeschobene Schwein zeitig genug zu erblicken. Die aus dem Lager frisch ausgebrochene Erde markirt sich auf dem Schnee gewöhnlich schon von Weitem und man muß sich nur hüten, diese schwarze Erde für den Schweinskörper anzusehen. Zur Abgabe seines Schusses bemüht man sich erst, das Schwein genau im Lager zu erkennen. Hat sich das Schwein in eine Vertiefung

oder in ein altes Stubbenloch eingewühlt, so wird man nicht leicht ein gutes Abkommen darauf finden; man versucht dann durch leises Pfeifen das Schwein zum langsamen Sichaufrichten zu bringen, muß aber schon vorher das Gewehr an den Kopf genommen haben, um dann sogleich seinen Schuß abgeben zu können.

Die Treibjagd auf Sauen ist selten von gutem Erfolg, da sich die Sauen wenig an die Treiber kehren und aus großen Dickungen gar nicht herauszubringen sind, besonders wenn sie dort gefrischt sind und ihren regelmäßigen Stand genommen haben. Dagegen ist **die Jagd mit dem Saufinder** sehr zu empfehlen. Es gehört hierzu vor allen Dingen ein Hund, der von Natur ein Feind von den Schweinen ist, und der alles übrige Wild unbeachtet läßt, wenn er einer Saufährte folgt. Gewöhnliche langhaarige Hirtenhunde oder auch starke Dachshunde, die nicht gleich packen, sind häufig am besten hierzu zu gebrauchen. Nachdem man die Sauen eingekreist hat, setzt man den Hund auf die frischeste Fährte und sucht ihm in ungefährer Richtung zu folgen. Bei ein oder höchstens bei zwei Schweinen gelingt diese Jagd gewöhnlich am besten, weil bei einer stärkeren Rotte die Gefahr für den Hund zu groß ist, und weil sich eine stärkere Rotte auch nicht so leicht stellen läßt. Findet der Hund die Schweine, so muß er sie durch seine fortwährenden Angriffe zu stellen, d. h. am Entfliehen zu hindern suchen und dabei laut und immerwährend bellen. Betheiligen sich mehrere Jäger bei dieser Jagd, so darf nur einer dem Hunde folgen, während die anderen in jedem Falle außerhalb der Dickung auf den Wechseln stehen bleiben. Sobald nun der Hund das Schwein stellt, sucht der Jäger so schnell als möglich mit gutem Winde heranzukommen, muß aber in der Nähe des Schweines ganz behutsam schleichen

und sich beim Schießen in Acht nehmen, den fortwährend um das Schwein herumspringenden Hund zu verletzen. In sehr dichten Schonungen ist für den Hund Gefahr vorhanden, von den Sauen todtgeschlagen zu werden, weil er hier den Schlägen derselben nicht schnell genug ausweichen kann, außerdem kann auch der Jäger hier seinen Schuß nicht leicht anbringen. Bei frischem Schnee ist diese Jagd am meisten mit Vortheil zu betreiben.

4. Die Jagd auf Rehe.

Der Anstand und der Pürschgang sind auch beim Reh am meisten anzurathen. **Den Anstand** betreibt man im December, Januar und Februar an Schlägen mit Aspenwurzelbrut und Brombeergesträuch, ferner am Winterraps; im Frühjahr an der Wintersaat, später an Waldwiesen, Sommergetreide, Klee; vom Juni ab bis zum Herbst an Schlägen; zu der Zeit des Verfärbens, im Frühjahr, an Salzlecken. Man muß beim Anstand guten Wind haben und kann sich auf Wechsel und Zeit nicht so bestimmt verlassen, wie beim Rothwild. Der Abendanstand ist meist sicherer als der Morgenanstand.

Auf dem Pürschgange schleicht man die jungen Culturen und in Schonungen die Blößen ab, wobei man auch auf guten Wind achten muß. **Auf Treibjagden** viele Rehe mit Schroot schießen zu lassen, ist nicht rathsam, weil hierbei häufig Rehe zu Holze geschossen werden. Die Rehe lassen sich überhaupt nicht gut treiben und gehen meist durch die Treiber oder halten ihre Seitenwechsel, weshalb man auch bei einer solchen Treibjagd immer die Seiten und Rückwechsel der Rehe besetzen muß. Die Treiber dürfen nur durch Husten und Pfeifen Geräusch verursachen und müssen ganz langsam treiben. Im Sprung (Rudel) Rehe ist

der Bock immer hinten. Man erkennt den Bock wenn er sein Gehörn abgeworfen hat am sichersten am Pinsel, ferner hat er einen kürzeren Hals, dickeren Kopf, eine gedrungenere Gestalt, stolzere Haltung und hinten einen weißeren Spiegel als die Ricke, die man von hinten leicht an der herabhängenden Schürze erkennen kann.

Das Rehblatten wird in der Brunftzeit, im Juli und August, betrieben, wo der Bock Vormittags von 10 Uhr ab bis Nachmittags am besten auf's Blatt springt. Man nimmt zum Blatten am sichersten eine Pfeife, auf der man hier und da im Reviere, wo man einen Rehbock vermuthet, den piependen Ton eines Schmalrehs nachahmt, giebt gewöhnlich von 2 zu 2 Minuten 3 bis 4 Stöße und wiederholt dies auf jedem Stande mehrere Male. Der Ton muß sanft gezogen sein und darf nicht schreien. Gewöhnlich kommt der Bock schnell herangestürzt, mitunter kommt er auch ganz vorsichtig angeschlichen. Oft erscheint auch statt eines Bockes eine alte Ricke, so daß der Jäger auf alle Fälle gefaßt sein muß. Hat man es mit sehr schlauen, vorsichtigen Böcken zu thun, so verbinden sich zwei Jäger, von denen sich der nicht Blattende etwas weiter in die Dickung hineinstellt, um den sacht heranschleichenden Bock dort zu erlegen. Kann man sich nicht ganz geräuschlos nach dem zum Blatten auserwählten Platze hinbegeben, so bleibt man dort erst 5 bis 10 Minuten stehen, ehe man blattet. Bei der Auswahl des Standes zum Blatten muß man darauf sehen, daß man guten Wind hat, daß man gedeckt steht und auch zu beiden Seiten und nach vorn Raum genug zum Schießen hat.

Die Feistzeit der Rehe beginnt im Juni und dauert bis zum November. Der Bock wird während der Brunftzeit schlecht

und bleibt auch noch einige Zeit nach der Brunftzeit schlecht. Der Streit über die wahre Brunftzeit der Rehe hat sich in der neuern Zeit vollkommen aufgeklärt, wenn es auch noch viele alte Jäger giebt, die sich von ihrem alten Glauben nicht trennen können.

Die Brunft, Begattung und Befruchtung der Rehe erfolgt auf Grund vieler, in der neuern Zeit angestellten Ermittelungen und anatomischen Untersuchungen Ende Juli und im August. Nur in dieser Jahreszeit finden sich bei der Ricke reife Eier und beim Bock reifer Samen, die zur Befruchtung nothwendig sind. Bald nach der Begattung verläßt das Ei den Eierstock, tritt in den Eileiter und kommt hier mit dem Saamen in Berührung und wird befruchtet. Nach einigen Tagen geht das $\frac{1}{12}$ Linie große Ei durch den Eileiter hindurch und gelangt in die Gebärmutter, woselbst es beinahe $4\frac{1}{2}$ Monat, bis Mitte December, ganz unverändert ruht, und dann aber mit derselben Schnelligkeit wie bei allen übrigen Säugethieren sich entwickelt, so daß die Geburt 40 Wochen nach erfolgter Befruchtung vor sich geht.

Die Ruhe des Eies in der Gebärmutter von der Befruchtung bis Mitte December war es, die unsere Anatomiker bisher zu dem Glauben verleitete, die Augustbrunft könne nicht die richtige sein; sie übersahen bei allen Untersuchungen das kleine befruchtete Ei in der Gebärmutter und bestärkten fälschlicherweise unsere alten Jäger in ihrem Glauben, daß die wahre Brunst im December und nicht im August statt finde, weil ja auch sonst, wie die alten Jäger allerdings ganz richtig sagten, das kleinere Reh länger beschlagen ginge, als das viel stärkere Elch-, Roth- und Damwild, was doch gegen alle Naturgesetze sei. Das Geheimniß, welches die Natur noch immer über die $4\frac{1}{2}$-monatliche Ruhe des Eies bewahrt, wird von unseren Anatomikern wohl noch ganz

entschleiert werden, denn jedenfalls muß ein besonderer wichtiger Grund vorhanden sein, weshalb das befruchtete Ei 4½ Monat lang schlummert und sich nicht im Geringsten weiter ausbildet.

5. Die Hasenjagd.

Die Hasenjagd beginnt mit Aufgang der Hühnerjagd, Ende August oder Anfang September, und dauert bis Ende Februar, wo die Jagd gewöhnlich geschlossen wird. Das viele Schießen von Hasen gleich bei Aufgang der Jagd vor dem Hühnerhunde ist für die Conservirung einer guten Jagd sehr nachtheilig, weil man zu jener Zeit in den Kartoffelstücken meist nur Mutterhasen findet, während der Rammler in der Stoppel oder auf dem Sturzacker sitzt und auch bei seiner größeren Scheuigkeit früher entflieht. Von den manigfaltigen Jagdmethoden auf Hasen ist der Anstand im zeitigen Herbst und im frühen Frühjahre, wo die Hasen rammeln, am zweckmäßigsten, weil man dann im Stande ist, die immer vorangehende Häsin zu schonen, während man den hinten folgenden Rammler schießt.

Der gute Jäger muß bei allen Jagdthieren darauf Bedacht nehmen, das weibliche Geschlecht nach Möglichkeit zu schonen, was bei den Hasen ganz besonders nothwendig ist, weil die Mehrzahl eines Satzes gewöhnlich männlichen Geschlechts, mithin also das weibliche Geschlecht schon von Natur in der Minderzahl da ist. — So weit es die Umstände gestatten, muß daher bei allen Jagdmethoden Bedacht darauf genommen werden, die Häsinnen möglichst zu schonen. Es ist dazu nöthig, daß der Jäger den Rammler von der Häsin zu unterscheiden vermag, was übrigens keine leichte Aufgabe ist, und nur durch vielfältige Übung erlernt werden kann. Wenn der Rammler aus dem Lager fährt,

so kennzeichnet er sich besonders durch das bekannte Schnalzen mit der Blume, außerdem trägt er das Hintertheil gewöhnlich schief und läuft flüchtiger als die Häsin. Auch bei der Häsin kommt es zuweilen vor, daß sie während der 4 — 6 ersten Sprünge vom Lager aus die Blume hoch trägt und sogar auch einige Male mit derselben schnalzt, nie aber setzt sie dieses Schnalzen fort, wie es der Rammler thut, sondern drückt späterhin die Blume fest an den Leib, weshalb auch ihre Blume länger zu sein scheint wie die des Rammlers.

Beim Anstand setzt man sich Abends und auch Morgens an die Pässe, die sich leicht an den vom Grase gereinigten Steigen erkennen lassen. Bei großer Kälte und bei tiefem Schnee rückt der Hase des Abends früher in's Feld. Auf isolirt liegenden Winterrapsfeldern ist der Anstand im Winter bei mondhellen Nächten besonders ergiebig, wenn sich bei Schnee die Hasen von allen Seiten auf diesem einen Rapsstück versammeln. Man gräbt sich zu diesem Anstande auf dergleichen Feldern tiefe Löcher, baut sich außerdem noch einen kleinen Schirm von Reisern und nimmt bei großer Kälte zum Wärmen der Füße einen Sack voll Hecksel mit, in welchen man die Füße hineinsteckt.

Die hinten beschriebenen **Federlappen** lassen sich beim Anstand auf Hasen mit großem Vortheil anwenden, man stellt zum Abendanstand die Lappen mit dem Sonnen-Untergange 20—25 Schritt von der Waldlisiere entfernt. Die Federlappen müssen 1½' hoch von der Erde hängen. Alle 100 — 150 Schritt unterbricht man die Lappen so, daß hier eine 20 — 30 Schritt breite Lücke entsteht, auf welcher sich ein Schütze postirt, der natürlich gedeckt stehen und guten Wind haben muß. Beim Morgenanstand stellt man die Federlappen des Nachts um 11 Uhr oder des

Morgens vor Tage 5 — 10 Schritte von der Dickung entfernt auf, wobei übrigens jedes Geräusch zu vermeiden ist. Wenn es anfängt zu tagen, kommen die Hasen aus dem Felde zurück und laufen längs der Lappen herunter um eine Lücke zu suchen. Man darf aber die Lappen weder zu hoch noch zu niedrig hängen, weil die Hasen sonst darunter durchlaufen oder darüber hinwegspringen. Die Federlappen müssen deshalb bei Hasen und auch beim Fuchs genau $1\frac{1}{2}$′ hoch von der Erde entfernt aufgehängt werden, d. h. der Bindfaden, an welchem die Federn festgebunden sind, muß $1\frac{1}{2}$′ hoch von der Erde an kleinen Stäben befestigt werden. Siehe hinten die Beschreibung der Federlappen.

Die gewöhnlichste Jagd auf Hasen ist die **Treibjagd** im Monat November, December und Januar bei trockenem und kaltem Wetter. Bei seinem scharfen Gehör und weniger scharfen Gesicht und Geruch ist der Hase sehr scheu und furchtsam und läßt sich deshalb leicht treiben. In Nothfällen kann man den Wind beim Treiben außer Acht lassen, muß dann aber die Schützen beim Treiben einer Dickung so weit wie möglich davon abstellen, damit der Hase, wenn er langsam bis an den Saum der Dickung vorgekrochen kommt, dort nicht Wind von den Schützen bekommen kann; ist er erst im Freien auf der Flucht, so achtet er wenig auf den Wind und läuft oft bei ganz schlechtem Winde gerade auf den Schützen los. Bei weichem Wetter und an den Tagen, wo der Hase nicht gut läuft, müssen die Treiben kurz gemacht werden. Die Treibjagden auf dem Felde dürfen nur bei Frost angestellt werden, damit die Wintersaat nicht beschädigt wird. Die Schützen stellt man womöglich auf eine Anhöhe, weil der Hase am liebsten bergan läuft, und weil von hier aus auch die Schützen das ganze Treiben übersehen können und mehr Ver-

gnügen haben. Der Wind braucht bei den Feldtreiben nicht so sehr berücksichtigt zu werden, besonders wenn die Treiber sehr dicht gehen.

Bei den **Kesseltreiben** dürfen weder die Schützen noch die Treiber stehen bleiben oder niederkauern, wenn der Hase auf sie zukommt. Es darf auf einen im Kessel krank geschossenen Hasen nie ein Hund losgelassen werden, so lange der Hase im Kessel bleibt.

Bei der Treibjagd auf Hasen schieße man auf dem Felde nie über 45 Schritte und im Walde nie über 35 Schritte weit, weil hier zu leicht angeschossene Hasen verloren gehen. Bei Kesseltreiben kann man, so lange die Hasen im Kessel sind, etwas weiter schießen. Alles übrige ist schon vorn im Capitel „Treibjagden" gesagt worden.

Die Suche bei offenem, weichem Wetter, bei Regen, Nebel und stillem, warmen Sonnenschein, wo die Hasen am besten halten, ist wegen des oben angeführten Grundes nur im October, November und December zu empfehlen. Man sucht mit dem Hühnerhunde, in der Zeit von 10 bis um 2 Uhr, den Sturzacker, die Wintersaat, die Stoppeln und die Remisen kurz ab und läßt, wenn die Hasen nicht halten, die Hunde ganz zurückbleiben. Auf Sturzacker hält der Hase besser, wenn man quer über die Furchen geht und ebenso, wenn man sich ihm von vorn naht, wobei man sich nach einem aufgefundenen Lager richten kann, da die neuen Lager meist alle nach einer Richtung angelegt sind.

Bei der Suche auf leeren Feldern oder auf Saatfeldern muß sich der gute Jäger befleißigen, jeden Hasen schon vor dem Herausfahren im Lager sitzen zu sehen, ohne ihn übrigens im Lager zu schießen. Hierzu muß man sich besonders die Form und Gestalt

des Kopfes einprägen, woran man ihn am leichtesten erkennen kann. Man darf aber, wenn man etwas einem Hasen ähnliches sieht, nie stehen bleiben, eben so wenig darf man umkehren, sondern man geht etwas seitwärts und so auf den Hasen zu, daß man ihn zur Linken hat, um mit dem Gewehr schneller fertig zu werden. Hat man sich dem Hasen auf Schußweite genähert, so darf man denselben keinen Moment aus den Augen lassen, weil er sich unterdessen gar zu schnell aus der Schußweite entfernen könnte. Sitzt der Hase sehr fest, so ist es gut, wenn man von Zeit zu Zeit stehen bleibt und sich gehörig umsieht, wodurch übrigens der in der Nähe sitzende und vom Hunde übergangene Hase ganz von selbst aus dem Lager fahren wird. Läuft der Hase in gerader Linie vom Schützen weg, so muß man sich mit dem Schießen beeilen und sich vor dem Zukurzschießen hüten; läuft er aber im Bogen um den Schützen herum, so kann man sich Zeit lassen und hält, wenn es weit ist, etwas vor.

Bei rauher Luft im Spätherbst sucht der Hase solche Orte auf, wo er gegen den kalten, schneidenden Wind geschützt ist; er macht dann sein Lager in Remisen, Gebüschen, an Ufern, Berghängen, Hohlwegen und auf Sturzacker, welchen letzteren er besonders bei Blachfrost wählt, um sich zwischen den hartgefrorenen Erdschollen einzuzwängen. Das Aushalten der Hasen hängt meist von der Witterung und auch von dem bevorstehenden Witterungswechsel ab, der von den Hasen auf **24** Stunden voraus empfunden werden soll. Bei bevorstehender stürmischer Witterung sitzen die Hasen unruhig und halten schlecht oder gar nicht, ebenso wenn sie bei Blachfrost kein neues Lager scharren konnten, oder wenn bei lautem Schnee der Jäger durch sein Gehen zu vielen Lärm verursacht.

Die Suche und Treibjagd bei mondhellen Nächten auf Schnee wird gewöhnlich nur von Wilddieben betrieben, und müssen deshalb die Felder gegen Mitternacht revidirt werden. Bei nicht lautem Schnee kann man weiß gekleidet mit gutem Winde an die Hasen herankommen.

Am allerbesten halten die Hasen, wenn sie sich in ihrem Lager haben einschneien lassen. Man bemerkt dann nur eine kleine Öffnung im Schnee, unter welchem sie oft eine mehrere Fuß lange Röhre haben; es kommt auch vor, daß sie sich bei tiefem Schnee förmliche Röhren graben, die sich dann von fern durch den aufgehäuften Schnee und besonders durch den obenaufliegenden Sand marquiren. In diesen Röhren sitzt der Hase gewöhnlich sehr fest, und muß vom Jäger förmlich herausgetreten werden, wobei es übrigens sehr rathsam ist, rückwärts zu gehen, damit man beim Herausfahren des Hasen nicht die Augen voll Schnee bekommt. Im Walde sitzt der Hase häufig auf dem Schnee an Stämmen oder an Wurzeln, die über der Erde hervorragen; das scharfe Jägerauge erkennt ihn dann von Weitem und versucht sich gern im Büchsenschießen auf ihn; er läßt übrigens, selbst wenn er auf dem Schnee sitzt, den Jäger oft ganz nahe heran, besonders wenn er sich in der Nähe einer starken Wurzel gedeckt glaubt. Im tiefen Schnee macht der Hase lauter kurze Bogensprünge, wobei ihn der nicht a tempo schießende Jäger leicht fehlt.

In der Zeit wo das Laub von den Bäumen fällt, oder wo es regnet und der Regen tropfenweise von den Bäumen fällt, besonders aber wenn bei starkem Schneeanhange plötzlich Thauwetter oder gar Regenwetter eintritt, wo dann der Schneeanhang haufenweise herunterfällt, findet man die meisten

Hasen auf dem Felde, in dem letzteren Falle bleibt wohl beinahe kein einziger im Walde zurück.

6. Die Fuchsjagd.

Die Fuchsjagd hat so viel Interessantes und Komisches, daß sie mit Recht zu den Lieblingsjagden des Jägers gehört, ganz abgesehen davon, daß der Fuchs wegen seiner frechen Räubereien ein geborener Feind des Jägers ist, und deshalb von diesem auch auf jede nur mögliche Art verfolgt wird. Hierbei gerathen nicht selten die Jäger mit den Land- und Forstwirthen in große Collisionen, weil diese in dem Fuchs den Vertilger einer Unsumme von Mäusen erblicken und deshalb verlangen, die Füchse zu schonen. Es würde unbillig sein, wenn man diesem Ansinnen auch in denjenigen Jahren nicht Gewähr leisten wollte, wo sich die Mäuse sehr stark vermehren, wenn gleich wohl die Füchse nicht im Stande sein dürften, den Millionen von Mäusen, die es in solchen Jahren giebt, nur einigermaßen mit gutem Erfolge entgegen zu treten, vielmehr muß es der Natur überlassen bleiben, selbst das nöthige Gleichgewicht durch schnellen Witterungswechsel, Regen, Frost und Schnee wieder herzustellen.

Die gewöhnlichste Jagdmethode ist **die Treibjagd.** Wegen seiner großen Furcht vor Menschen und Geräusch läßt sich der Fuchs leicht treiben; man gebraucht deshalb auch nur wenig Treiber, die auch keinen großen Lärm machen dürfen, damit nicht etwa der Fuchs schon aus dem nächsten Treiben herausgeht, während noch das vorhergehende getrieben wird. Bei den scharfen Sinnen des Fuchses müssen die Schützen in sehr gutem Winde sich aufstellen, sie müssen sich besonders bei kaltem, hellhörigen Wetter ganz geräuschlos auf Umwegen ihren Ständen nahen

und dürfen dort nicht etwa durch Abbrechen von Zweigen u. s. w. Geräusch machen. Wenn es bei der Treibjagd hauptsächlich nur auf den Fuchs abgesehen ist, so besetzt man auch nur die bekannten Fuchsposten; es sind das diejenigen Stellen, die der Fuchs beim Treiben regelmäßig wählt, um sich gedeckt aus dem Staube zu machen; er benutzt hierzu Gräben, bewachsene Niederungen und besonders diejenigen Orte, wo zwei Dickungen am nächsten aneinanderstoßen.

Das scharfe Gesicht des Fuchses hat ihn schon oft vom Tode gerettet, seine große Aufmerksamkeit nimmt jede außergewöhnliche Erscheinung wahr, er bemerkt sogleich die kleinste Bewegung des Jägers, weshalb sich auch dieser nicht schußfertig machen darf, wenn er den Fuchs herankommen sieht, sondern unbeweglich stehen bleiben muß, bis der Fuchs in seinen Schußbereich gekommen. Hört man bei lautem Schnee den Fuchs schon von Weitem, so thut man gut, bei Zeiten das Gewehr an den Kopf zu nehmen, damit man sich Angesichts des Fuchses nicht mehr zu bewegen braucht. Spitz von vorn oder allein auf den Kopf zu schießen, ist sehr mißlich, weil hier der Schroot nicht gut eindringt und den Fuchs selten tödtlich verwundet, besonders wenn er etwas weit entfernt ist.

Jäger mit blanken Gewehren und blanken Jagdgeräthschaften werden selten auf Fuchs zu Schuß kommen, wenn sie nicht vollkommen gedeckt sind, eben so darf man bei der Treibjagd auf Füchse keine Kleider von auffallender Farbe tragen. Auf einen vom Nachbar selbst tödtlich angeschossenen Fuchs spart man niemals seinen Schuß. Den im Feuer zusammenstürzenden Fuchs holt man sich immer sogleich auf seinen Posten heran.

Der Anstand auf Fuchs läßt sich am besten an der Luderhütte betreiben, wenngleich auch der Anstand an Dickungen, die am Feldrande liegen, erfolgreich sein kann. Es ist bei dem Anstand an Dickungen vor allen Dingen guter Wind und eine gedeckte Stellung nöthig, man stellt sich am besten in schußmäßiger Entfernung von der Dickung, aus der man den Fuchs erwartet, so an, daß man durch einen Strauch oder Graben ganz gedeckt ist. Fehlt eine solche Gelegenheit, so stellt man sich mit dem Rücken ganz dicht an die Dickung, muß dann aber beim rechts und links Sehen mehr die Augen, wie den Kopf bewegen, weil der alles bemerkende Fuchs sonst gleich den Jäger gewahr wird.

Will man den Anstand des Morgens betreiben, wenn der Fuchs aus dem Felde in die Dickung zurückkehrt, so kann man auch die hinten näher beschriebenen Federlappen anwenden. Man stellt diese Lappen vor Tage oder des Nachts 5—10 Schritt von der Dickung entfernt und so auf, daß die Leine, an der die Federn befestigt sind, $1\frac{1}{2}$' hoch von der Erde entfernt zu hängen kommt. Wenn mehrere Schützen sich anstellen, so bricht man auf alle 120—150 Schritt mit den Federlappen 30—40 Schritt breit ab und postirt auf diese Lücken dann die Schützen.

Zur Anlage einer Luderhütte wählt man in dem ruhigsten Reviertheil einen Ort, den die Füchse gern besuchen und in dessen Nähe sie sich am liebsten aufhalten. Der Luderplatz selbst muß frei sein, damit er vom Monde recht voll erleuchtet werden kann. Etwa 30 Schritte davon ab, erbauet man eine Hütte, am zweckmäßigsten auf einem starken Baume, circa 15—20' hoch, oder man legt sich einen Erdkeller auf der südlichen Seite des Luderplatzes an. Am besten wählt man hierzu einen kleinen nördlichen Abhang, in dessen Abdachung die Schießscharten so

angelegt werden, daß sie nicht vom Monde beschienen werden können. Über der Erde darf von dem Keller nichts wahrzunehmen sein. Zum bequemen Hineinsteigen legt man sich von hinten einen überdeckten Erdgang an, der sich aber auch so wenig wie möglich markiren darf. Ist eine Gelegenheit vorhanden, so erbaut man die Fuchs- oder Erdhütte so, daß zwischen ihr und dem Luderplatze ein nicht zufrierender Bach vorbeifließt, weil der Fuchs im Winter gern die Waldbäche besucht und weil er ferner den Jäger in der jenseits liegenden Erdhütte nicht leicht wittern und seine Bewegungen vor dem Geräusch des rieselnden Wassers nicht leicht hören kann. Im November läßt man gefallenes Vieh auf den Luderplatz fahren, und macht auch womöglich noch eine Schleppe in größerer Entfernung vom Luderplatze in verschiedenen Richtungen auf dem Hauptwechsel der Füchse. Hat man sich durch Abspüren überzeugt, daß die Füchse das Luder regelmäßig annehmen, was gewöhnlich erst bei Schnee und Kälte geschieht, so begiebt man sich bei Mondenschein des Abends bei guter Zeit recht warm angekleidet in die Hütte, wo übrigens nicht geraucht werden darf.

An einzelnen im Walde liegenden Mühlen oder Gehöften kann man auch mit gutem Erfolg Luderplätze anlegen. Fährt man ein ganzes Stück gefallenes Vieh auf den Luderplatz, so läßt man die Rippen einschlagen, damit sich der Fuchs nicht in den hohlen Raum des Cadavers verkriechen kann, oder man läßt das Luder so weit in die Erde vergraben, daß nur noch eine Hand hoch über der Erde hervorragt. Der todtgeschossene Fuchs muß sogleich aufgenommen und auch alle Spuren von Schweiß und Papierpfropfen möglichst sorgfältig verwischt und entfernt werden.

Zuweilen läßt sich auch in der Ranzzeit der Anstand am Fuchsbau mit Erfolg betreiben. Wenn man des Morgens

Füchse in den Bau eingespürt hat und diesen nicht graben kann, so stellt man sich gegen Abend mit gutem Winde und gedeckt am Baue an und erwartet das Hervorkommen der Füchse, was meist in der Abenddämmerung erfolgen wird, man schießt dann aber nicht gleich auf den ersten, sondern läßt erst beide Füchse heraus, um womöglich beide zu erlegen.

Das Reizen des Fuchses glückt fast regelmäßig, wenn man den Reizton gut nachzuahmen versteht. Sieht man einen Fuchs mausen oder herumschleichen, so versucht man ungesehen an einen Ort zu gelangen, wo man gegen den Fuchs gedeckt ist und guten Wind hat, und von wo aus auch der Fuchs das Reizen hören kann. Dort angekommen ahmt man entweder auf einem Instrumente oder auch ohne Instrument, das Geschrei eines Vogels, einer Maus, einer Ente oder eines klagenden Hasen nach, worauf der Fuchs in schnellen Sprüngen herankommen wird, wenn man richtig gereizt hat. Wenn der Fuchs nicht zu weit entfernt ist, so hat das Nachahmen des Geschreies eines Vogels oder einer Maus den besten Erfolg, weil man dies am richtigsten nachmachen kann.

Die sogenannte Hasenquäcke (ein Instrument, mit dem man das Geschrei eines klagenden Hasen nachahmt) kann man auch noch auf folgende Weise anwenden. Man geht bei Schnee und Kälte in Dickungen, wo man Füchse vermuthet, und stellt sich dort an einer kleinen Blöße ganz gedeckt so auf, daß man 50 Schritt um sich herum sehen und schießen kann; hier läßt man nun in kleinen Pausen von einer Minute die weithin hörbare Hasenquäke erschallen und geht so gegen Wind von Blöße zu Blöße und von Dickung zu Dickung. Bei mondhellen Nächten kann man auch bei Schnee auf dem Felde mit der Hasenquäke

ganz gut operiren, besonders wenn sich hierzu zwei Jäger verbinden, von denen sich derjenige, welcher schießen soll, auf 100 Schritt Entfernung im Winde des anderen gedeckt an Bäumen, Hecken u. drgl. anstellt, damit der Fuchs, der immer erst in den Wind des klagenden Hasen zu kommen sucht, diesem Jäger zu Schuß kommt.

Das Ausgraben der Füchse ist eine recht belustigende Arbeit, besonders wenn die Röhren nicht zu tief liegen und wenn man einen guten Hund hat. Beim ersten Schnee, bei Schlackwetter, bei strenger Kälte oder auch wohl nach einem starken Regen trifft man häufig den Fuchs im Bau. Während der Rollzeit, im Februar, sind sogar oft Fuchs und Füchsin zusammen in einem Bau. Man revidirt zu solchen Zeiten regelmäßig alle diejenigen Baue, die man am meisten befahren weiß und überzeugt sich durch Abspüren ob ein Fuchs im Baue steckt.

Zum Ausgraben eines Fuchses begiebt man sich mit Gewehr, Hund, Spaten, Axt und Hacke auf den Bau, läßt den bis dahin getragenen Hund in die am meisten befahrene Röhre einkriechen und legt sich sogleich mit dem Ohr vor diese Röhre, um zu horchen, in welcher Richtung der Hund unter der Erde fortgeht, und ob derselbe laut wird, was bei großen Bauen immer wichtig ist. Hört man den Hund laut bellen, so verläßt man die Röhre und ermittelt durch Anlegen des Ohrs an die Erde genau die Stelle, unter welcher der Hund bellt. Ein scharfer Hund wird den Fuchs bald in das äußerste Ende der Röhre treiben, wo er dann nicht mehr ausweichen kann. Hier gräbt man einen hinreichend langen und breiten Graben aus, um die Röhre und in dieser den Fuchs vom übrigen Theil des Baues abzuschneiden. Glaubt man bald auf die Röhre zu kommen und hört den Hund grade unter sich, so muß man ganz behutsam arbeiten und

steigt, wenn bis dahin ein Arbeiter gegraben hatte, lieber selbst in den Ausschnitt, um die Arbeit fortzusetzen. Hat man die Röhre getroffen, worin der Hund vorliegt, so wird dieselbe nach dem Baue zu verstopft und nach dem Fuchse zu erweitert, bis man diesen erblickt und ihn dann entweder mit einem Knüttel todtschlägt oder aber auch mit der Dachszange herausholt, um ihn durch einige Schläge auf die Nase zu tödten.

Mehrere Hunde läßt man nicht gern gleichzeitig in den Fuchsbau hinein, wohl aber geschieht es oft und mit Vortheil beim Dachsgraben in großen Bauen. Die Hunde müssen sich aber kennen. Die aufgeworfenen Gruben (Durchschläge) müssen nach Beendigung der Arbeit wieder gehörig zugeworfen werden, ohne jedoch Reisig hinein zu stecken.

Hat man einen Fuchs in eine kurze Nothröhre festgemacht, so kann man auch in aller Eile, wenn vielleicht Holzhauer mit Spaten in der Nähe sind, den Fuchs ohne Hund nach der Stange graben. Man verschafft sich dazu eine recht biegsame Stange und mißt mit dieser die Richtung und Länge der Röhre, um danach den Durchschlag zu machen.

Das Sprengen der Füchse hat auch bisweilen ganz guten Erfolg. Man nimmt hierzu einen scharfen Dachshund und begiebt sich ohne alles Geräusch ganz leise auftretend auf den Bau, in welchem man vorher einen oder in der Rollzeit auch mehrere Füchse eingespürt hat. Man läßt den Hund in eine der Röhren einkriechen und begiebt sich mit gespanntem Gewehr schleunigst auf einen geeigneten Platz, von wo aus man den Bau am besten übersehen und überschießen kann. Scharfe Hunde treiben hauptsächlich aus nicht zu großen Bauen den Fuchs sehr bald heraus, der sich dann aber mit der größten Schnelligkeit aus dem Staube

macht. Läßt sich der Fuchs anhaltend auf einer Stelle verbellen, ohne herauszufahren, so läßt man den Hund, wenn er herauskommt, in eine andere Röhre kriechen oder man behält ihn ganz draußen und wartet ruhig das Hervorkommen des Fuchses ab, was in vielen Fällen sehr bald erfolgen wird.

Beim Sprengen des Fuchses benutzt man auch oft das Deckgarn, auch Dachshaube genannt. Man fertigt dieses Netz aus starkem Bindfaden, 5 Fuß im Quadrat groß, mit 3 Zoll großen Maschen. An den vier Ecken des Netzes befestigt man Bleikugeln von zwei Loth Schwere mittelst Schnüre von 3 Zoll Länge. Dieses Deckgarn legt man auf die Öffnung der Röhre; sind mehrere Röhren vorhanden, so müssen sie sämmtlich mit Deckgarnen belegt werden. Beim schnellen Herausfahren des Fuchses aus der Röhre schlagen die Bleikugeln hinter ihm zusammen, wodurch er dann ganz in dem Netze eingehaubt wird und sich so verwickelt, daß er auf der Stelle liegen bleiben muß.

7. Die Dachsjagd.

Der Dachs verdiente wegen seiner Nützlichkeit im Walde wohl mehr geschont zu werden, wozu besonders eine strenge Überwachung der Hirten viel beitragen würde, die denselben bei mondhellen Nächten im October oder November durch ihre Hunde hetzen und stellen lassen und dann todtschlagen. Jedenfalls dürften die alten Mutterbaue nie beunruhigt werden, um aus denselben die Stamm-Eltern nicht zu verscheuchen. Erst spät Abends, wenn es ganz ruhig im Walde ist, verläßt der Dachs seinen Bau und geht in die nahen Rübenfelder oder später, wenn erst die Mast gefallen, in die alten Eichenbestände. Auf dem Wege dahin hält er genau seinen Wechsel, der sich zuletzt

als ausgetretener Weg markirt. Gegen Morgen kehrt er bei Zeiten nach seinem Baue zurück, und nur wenn ihn der Tag zu weit von seinem Baue überrascht, verkriecht er sich unterwegs in Schonungen oder in alte hohle Stämme oder in Dornbüschen u. s. w. Bei Tage schläft er in seinem Bau. Im Herbst, wenn er schon recht fett ist, geht er immer später und zuweilen erst eine Stunde oder kurz vor Mitternacht aus. Wenn ihm das Wetter nicht behagt, oder wenn es in der Nähe seines Baues unruhig ist, bleibt er auch oft eine oder mehrere Nächte hinter einander ganz daheim. Tritt anhaltender Frost und Schnee ein, so kommt er gar nicht mehr heraus, sondern nährt sich von seinem über Sommer und Herbst aufgelegten Fette, welches er sich aus seinem Afterbeutel aussaugt. Der vom Dachs befahrene und bewohnte Bau ist vom Fuchsbau leicht dadurch zu unterscheiden, daß der Dachs beim Ausfahren des Sandes vor dem Baue, in der Verlängerung der Röhre, in dem ausgefahrenen Sande eine Furche, wie mit einem Pfluge gepflügt, macht, von welcher aus dann die stark betretenen Steige nach verschiedenen Richtungen hin sich markiren. Von den Jagdmethoden ist:

Das Dachsgraben die gewöhnlichste und beste. Es gehört dazu ein etwas starker und scharfer Dachshund und die vorn beim Fuchsgraben erwähnten Werkzeuge. Das Graben des Dachses findet am besten im November statt, weil er dann am meisten Fett hat, und weil dann auch die Schwarte am besten ist. Vorher, schon im October, verschafft man sich durch öfteres Abspüren der Baue in den Morgenstunden Kenntniß, welche Baue von den Dachsen zu Winterwohnungen eingerichtet werden. Man erkennt dies an dem förmlich abgeharkten Boden in der Nähe des Baues, von wo der Dachs alles Moos, Gras und

trocknes Laub u. drgl. zusammenscharrt und in seinen Bau hineinschiebt, um sich daraus ein weiches Winterlager zu bereiten. Das Graben des Dachses ist analog dem des Fuchses, nur gehört ein schärferer Hund dazu, der den Dachs bald in die Enge treibt und ihn durch seine immerwährenden Angriffe zwingt, Front gegen den zn Hund nehmeu, weil sich sonst die Dachse leicht verklüften und die Röhre hinter sich mit Erde verstopfen, so daß ihnen der Hund nicht folgen kann.

Wegen des sehr zähen Lebens des Dachses muß man beim Todtschlagen desselben vorsichtig sein, und ihn durch starke Schläge quer über die Nase, vor der Gehirnhöhle oder noch besser auf den Hinterkopf auch sicher tödten.

Den Anstand betreibt man bei mondhellen Nächten im October an dem Wechsel möglichst weit vom Bau entfernt, damit der angeschossene und nicht gleich unterm Feuer liegen gebliebene Dachs den Bau nicht mehr erreichen kann; er verträgt einen guten Schuß, und man nimmt deshalb auch am liebsten eine recht scharf schießende einfache Flinte mit grobem Schroot geladen. Erreicht der angeschossene Dachs den Bau, so ist der Dachs für den Jäger verloren und nebenbei auch noch der Bau ruinirt, weil dergleichen Baue, in denen ein Dachs oder Fuchs verendet und verwest ist, auf lange Zeit nicht wieder bekrochen werden.

Das Jagen des Dachses mit Nachthunden ist nicht besonders zu empfehlen, weil dabei das Revier zu sehr beunruhigt wird. Man begiebt sich zu dieser Jagd im October bei einer mondhellen Nacht, wenn der Dachs den Bau verlassen hat, auf den Bau, verstopft alle Röhren bis auf die Hauptröhre, in welche man einen Sack hineinsteckt, der vorn eine Schnurre haben muß. Dieser Sack, auch Dachshaube genannt, ist 3 — 3½ Fuß lang, oben

2 — 2½ Fuß weit und nach unten stumpf zugerundet. Man strickt die Dachshaube aus recht starken Bindfaden mit 1¾—2 Zoll weiten Maschen. Zum Zusammenziehen des oberen offenen Theiles zieht man durch die Endmaschen eine 10 — 15 Schritt lange starke Leine. Beim Einstellen der Dachshaube in die Röhre befestigt man diese Leine an einem Baum, an einer Wurzel oder an einem eingeschlagenen Pfahl, eben so auch die Öffnung der Dachshaube mittelst kleiner hölzerner Haken an den Umfang der Röhre. Einer von den Jägern, oder auch ein Holzhauer, bleibt in der Nähe des Baues zurück. Die übrigen Jäger lassen von dem freisuchenden Dachshunde die Spur aufnehmen und den Dachs aufsuchen. Wird der Hund laut, so eilen die Jäger hinzu und hetzen womöglich noch andere Hunde darauf, die dann den Dachs entweder nach dem Baue in den Sack jagen oder stellen. Im letzteren Falle wird er mit der Dachsgabel in den Nacken gefaßt, an die Erde gedrückt und todtgeschlagen.

8. Die Jagd auf Fischotter.

Von unsern Jagdmethoden kann auf die Fischotter nur der Anstand und in einzelnen seltenen Fällen auch das Einkreisen bei Schnee mit einigem Erfolge betrieben werden.

Den Anstand exercirt man bei mondhellen Nächten an Bächen, die die Fischotter stromaufwärts ausfischt. Man sucht sich hierzu ganz flache Stellen, auf welchen der Körper der Fischotter ganz aus dem Wasser herauskommen muß und setzt sich mit gutem Winde an. In größeren Flüssen, wo keine flache Stellen vorhanden sind, sucht man sich die Aussteigeplätze der Fischotter auf, die an Überresten von verzehrten Fischen und Krebsen kenntlich sind. Im Winter, wenn bei starker Kälte die Gewässer bis auf

einzelne Löcher zugefroren sind, setzt man sich an diese, nachdem man vorher durch Abspüren ermittelt hat, daß hier die Fischotter aus- oder einsteigt. Wenn man an solchen Löchern die Fischotter nicht unterm Feuer tödtet, sondern nur anschießt, so daß sie noch bis unter das Eis gelangen kann, ist sie gewöhnlich für den Jäger verloren. Man setzt sich deshalb, wenn die Fischotter vielleicht von einem offenen Loche zum andern geht, möglichst weit entfernt von den Löchern an dem Wechsel. Bei ihrem sehr scharfen Geruch und Gehör muß man sehr guten Wind haben und sich ganz ruhig verhalten.

Lohnender als der Anstand, ist **das Einkreisen**, wenn man bei Schnee in einer weiten Entfernung von Gewässern die Fischotter spürt, was sich allerdings nicht oft ereignen wird. In diesem Falle nimmt man die Spur der Otter auf, und wird sie häufig in dichten Weidenhegern oder auch in hohlen Stämmen rc. versteckt finden. Zur Sicherheit nimmt man sich scharfe Hühnerhunde oder Schweißhunde mit, die sie leicht einholen und stellen. Beim Fischen giebt die Fischotter einen pfeifenden Ton von sich, durch den sie sich dem Jäger schon von fern anmeldet.

9. Die Jagd auf Marder.

Beide Marderarten, der Baum- und Steinmarder, werden meist in Fallen und Eisen gefangen, und nur der eifrige ausdauernde Jäger wird das Einkreisen des Baummarders mit gutem Erfolg betreiben. Zu diesem Zwecke begiebt man sich bei einer Neue, d. h. bei frisch gefallenem Schnee, nach demjenigen Reviertheile, wo der Marder erfahrungsmäßig am meisten herumläuft, und sucht dort eine frische Marderspur auf. Hat es bis gegen Morgen, vielleicht bis gegen 5 Uhr, geschneit und man

findet bald eine frische Spur, so kann man sich gratuliren; hat es aber schon gegen Mitternacht aufgehört zu schneien, so daß man nicht unterscheiden kann, ob die aufgefundene Spur von vor Mitternacht oder von später herrührt, so hat man beim Folgen derselben oft sehr große Wege zu machen, besonders wenn der Marder auf seinem Pürschgange nichts Erhebliches gefunden hat und deshalb die ganze Nacht hindurch herumgelaufen ist. Hat man also eine frische Marderspur aufgefunden, so folgt man ihr, um den Marder auszumachen. Führt die Spur in eine Dickung oder in ein dichtes Stangenholz hinein, wo ihr schwer zu folgen ist, so umkreist man dieses, wird aber selten den Marder in einer Dickung festmachen, weil der Baummarder fast immer in hohlen Bäumen, in Raubvogel- oder auch in Krähenhorsten, sehr selten und nur im äußersten Nothfalle in Fuchsbaue ꝛc. den Tag über zubringt. Hat der Marder in alten Beständen gebäumt, so kann man an dem heruntergerissenen Schnee, besonders wenn derselbe bei ganz windstillem Wetter gefallen und meist auf den Ästen liegen geblieben ist, und an dem heruntergefallenen Moose leicht erkennen, wohin der Marder weiter gebäumt ist. Verliert man hierbei die Spur, so umkreist man zunächst den Horst Bäume, in welchen dieselbe hineinführte. Hat man sich überzeugt, daß der Marder weder unten auf der Erde weitergegangen, noch oben in den Zweigen aus diesem Trupp von Bäumen hinausgebäumt sein kann, wobei man übrigens sehr vorsichtig sein muß (er macht mitunter große Sätze und springt 8—10′ weit von einem Baume zum andern), so sieht man sich die einzelnen Bäume in dem möglichst klein eingekreisten Horste an. Unter diesen wird man dann entweder einen oder mehrere hohle Bäume mit Spechtlöchern oder aber einen Raubvogelhorst oder Krähenhorst finden,

in welchem der Marder steckt. Ist der Marder in ein Astloch gekrochen, so erweitert man dasselbe mit einem Beile, und versucht ihn dann mit einem starken Krätzer am Ladestock herauszuziehen. Steckt er in einem hohlen Baume, so ermittelt man durch eine biegsame starke Ruthe, die man in den hohlen Baum hineinsteckt, genau die Stelle, wo der Marder sitzt. Fühlt man den Marder mit der Ruthe, dessen unruhiges ängstliches Athmenholen man dabei auch hören kann, wenn man ein Ohr an das Loch legt, so zieht man die Ruthe heraus und mißt außerhalb am Baume die Stelle ab, wo er im Innern des Baumes sitzt. An dieser Stelle arbeitet man sich mit dem Beile ein Loch, verstopft aber vorher bei dem Loche, in welchem der Marder hineingekrochen ist, die etwaige Höhlung des Baumes nach Oben und sucht den Marder auf diese Weise einzuschließen. Wenn die Baumhöhlung zwischen dem oberen Loche und dem neu eingehauenen Loche noch zum Verbergen des Marders lang genug ist, so kommt er beim Durchhauen des unteren Loches gewöhnlich noch nicht heraus, sondern er verkriecht sich zwischen beiden Löchern und man muß ihn dann dadurch herauszubringen suchen, daß man entweder das obere oder untere Loch erweitert oder in der Mitte zwischen beiden Löchern noch eins hineinarbeitet. Unter dem Baume muß ein vorsichtiger guter Schütze immer schußfertig aufpassen, weil in jedem Augenblick der Marder aus dem oberen offengebliebenen Loche herausfahren kann. Ein Hühnerhund leistet dabei gute Dienste, wenn der herausfahrende Marder vorbeigeschossen wird, was übrigens nicht selten vorkommt. Der Hühnerhund holt den Marder bald ein, und zwingt ihn wieder zu bäumen, wo er dann leicht heruntergeschossen werden kann. — Sitzt der Marder in einem Raubvogel- oder Krähenhorste, so schießt man mit starkem

Schroote hinein; wenn aber der Horst sehr groß ist, so schlägt der Schroot nicht gehörig durch und man schießt dann lieber mit Kugeln hinein. Hat man den Marder gleich beim ersten Schuß plötzlich getödtet, ohne daß er sich noch rühren konnte, so wird dies der heruntertröpfelnde Schweiß verrathen; wird er verwundet, so fährt er meist beim ersten Schusse aus dem Horste heraus, und muß dann mit dem zweiten in Reserve gehaltenen Schusse todtgeschossen oder durch den Hühnerhund gefangen, oder auf einen Baum gejagt werden. Ist der Schroot nicht bis zum Marder durchgeschlagen, was bei großen Horsten leicht vorkommen kann, so bleibt er gewöhnlich ruhig sitzen, und man darf deshalb in solchen Fällen nicht gleich glauben, der Horst sei leer.

Der Steinmarder hält sich meist in Scheunen und Gebäuden auf; man stellt sich des Abends bei Mondenschein auf ihn an und schießt ihn, wenn er von einem Gebäude zum andern geht, oder man treibt ihn auch bei Tage, in der Zeit wo die Scheunen leer sind, durch starkes Lärmen im Innern, durch Klopfen, Hämmern, lautes Schreien u. drgl. heraus, man muß aber hier mit dem Schießen sehr vorsichtig sein, um keinen Menschen zu verletzen und auch keine Veranlassung zu einem Feuer zu geben, weshalb man hierbei nur Filzpfropfen zur Ladung verwenden darf.

10. Die Jagd auf wilde Katzen.

Die wilde Katze kommt jetzt nur noch im Gebirge vor, wo sie bei schlechtem Wetter zwischen Steinen, in alten Dachs- und Fuchsbauen oder auch in hohlen Stämmen und Bäumen sich bei Tage verbirgt, während sie sich bei gutem Wetter bei Tage in Dickungen versteckt hält; sie fügt durch ihr Rauben der Jagd noch größeren Schaden zu, als der Fuchs und wird sogar dem

jungen Reh und Damwild-Kälbern gefährlich. Man schießt die Katze bei mondhellen Nächten, im Winter bei Schnee an den Luderhütten und kreist sie auch bei frischem Schnee ein, wo man dieselbe aber gewöhnlich aufgeben muß, wenn sie in einem verfallenen Fuchs- oder Dachsbau steckt, weil ihr hier der Hund nicht folgen kann. Mit größerer Sicherheit lassen sich bei ihr mehrere Fangmethoden betreiben. (Siehe die Fangmethoden.)

11. Die Jagd auf Iltis und Wiesel.

Der Iltis wohnt in alten Kaupen, hohlen Stöcken und ruhigen Gebäuden und auf dem Felde in Höhlen unter der Erde. Man kreist ihn bei frischem Schnee ein, und sucht ihn durch Graben u. s. w. herauszubringen.

Das Wiesel benutzt dieselben Wohnungen wie der Iltis und hält sich auch in Reisern und Klafterholz-Haufen auf. Man fängt das Wiesel so wohl wie den Iltis am besten in kleinen Tellereisen. (Siehe Fangmethoden.)

12. Die Auerhahnjagd.

Das Auerwild kommt in Deutschland nur noch in großen zusammenhängenden Revieren vor. Der Hahn hat die Stärke einer Truthenne, die Henne ist $\frac{1}{3}$ kleiner als der Hahn. In der Balzzeit, die von Ende März bis Anfang Mai dauert, ziehen die Hähne des Abends auf ihren bestimmten Balzplatz und schwingen sich auf einzeln stehende Bäume in die Mitte des Gipfels mit starkem Geprassel ein; am andern Morgen, wenn sich am östlichen Horizont weiße Streifen zeigen, fängt der Hahn an zu balzen. Der Balzsatz besteht aus dem Knappen, dem Hauptschlag und dem Schleifen. Während des Knappens

darf man sich nicht von der Stelle rühren, nur während des schallenden Schnalzens und zu Anfang des Schleifens sucht man sich dem Hahn durch Springen zu nähern, steht aber wieder still, ehe er zu schleifen aufhört. Will man die Jagd auf Auerhähne betreiben, so begiebt man sich des Abends in die Nähe der Balzplätze und horcht wo die Hähne einfallen. Am anderen Morgen begiebt man sich vor Tagesgrauen in die Nähe des Baumes, auf welchem man Abends vorher einen Hahn einfallen hörte, und wartet in einer Entfernung von 200 bis 300 Schritt, bis der Hahn zu balzen anfängt. Während des Hauptschlages, der aus einem schallenden Schnalzen besteht, nähert man sich in Sprüngen dem Baume und wartet dort ab, bis es hell genug ist, um dann den Auerhahn entweder mit einer Büchse von kleinem Caliber, oder mit einer gut schießenden Flinte mit grobem Schroot herunter zu schießen.

13. Die Jagd auf Birkwild.

Das Birkwild gehört mehr dem Norden als dem Süden an. Es ändert häufig seinen Stand und liebt am meisten Haidegegenden und Wälder, die große Blößen haben und mit Bächen und Sümpfen durchschnitten sind. Die Balzzeit fällt im April und Mai und findet bei schönem Wetter sehr laut und meist auf Blößen und jungen Schonungen 2c. auf der Erde statt; es hält dabei seine bestimmten Balzplätze, wo man sich entweder Hütten von Reisern baut oder Löcher von 5—6 Fuß Weite und 3½ Fuß Tiefe in die Erde gräbt, um sich dann schon vor Tagesanbruch darin zu verbergen und von hier aus die in der Nähe einfallenden Hähne zu schießen. Wenn mehrere Jäger disponibel sind, kann man auch den Balzplatz früh vor Sonnenaufgang, wenn die

Hähne noch balzen, an der Lisiere besetzen, und dann die Hähne den Schützen zutreiben lassen. Die jungen Birkhühner liegen sehr fest und können im Juli, August und September auf der Suche mit Leichtigkeit geschossen werden; man darf jedoch nie die ganze Kette aufreiben und muß die Hennen immer zu schonen suchen, was in der ersten Zeit, wenn sie anfangen flugbar zu werden, ziemlich schwierig ist, weil sich dann die jungen Hähne noch nicht so leicht von den jungen Hennen unterscheiden lassen, während zu jeder anderen Jahreszeit der Hahn an seinem schwarzblauen Gefieder und am Spiel (Schwanz), das 6 Zoll lang und nach beiden Seiten sichelförmig gebogen ist, leicht erkannt werden kann. Schonungen, in welchen man nicht schießen kann, läßt man abtreiben. Die Richtung der Treiben nimmt man so, daß die Birkhühner in den Furchen entlang laufen können. Wenn man bei solchen Treiben aufmerksam ist, wird man das Birkwild oft im Laufen und womöglich mehrere auf einen Schuß erlegen können. Im Winter bei Schnee steht das Birkwild zuweilen auf isolirten Bäumen, an die man sich im Unterholze heranzuschleichen sucht, um es herunter zu schießen.

14. Die Jagd auf Haselhühner.

Das Haselhuhn gehört ebenfalls mehr dem Norden an und findet sich schon in Ostpreußen recht zahlreich vor. Auf der Suche im August, wo die jungen Hühner anfangen flugbar zu werden, kann man mit Leichtigkeit eine ganze Kette aufreiben, weil die jungen Haselhühner sehr fest liegen und auch bald wieder einfallen, wenn sie herausgestoßen werden. Bei starkem Schneegestöber lassen sich die Haselhühner eben so wie die Birkhühner zuweilen ganz einschneien. Während der Balzzeit im März läßt sich der

Hahn mittelst einer Lockpfeife, mit welcher man den Laut der Henne nachahmt, anlocken. Im September und October kann man auch die jungen Hühner durch diese Pfeife anlocken, man muß aber hierzu letztere etwas höher stellen.

15. Die Fasanenjagd.

Der Fasan ist von Frankreich zu uns herüber gebracht worden und ist gegenwärtig in Böhmen am meisten verbreitet. Man schießt den Fasan im Spätherbst bei der Suche auf dem Felde und im Gebüsch sehr leicht, schont aber dabei die Hennen, die sich durch ein kürzeres Spiel (Schwanz) und durch eine hellere Farbe von den Hähnen auszeichnen. Dichtes Gebüsch in welchem man nicht suchen und schießen kann, läßt man sich abtreiben.

Während der Balzzeit kann man den balzenden Hahn leicht beschleichen, eben so kann man auch des Nachts bei Mondenschein die auf den Bäumen schlafenden Fasanen ohne große Mühe beschleichen und herunterschießen. Der Flug der Fasanen ist langsam und schwerfällig, weshalb auch der weniger geübte Flugschütze mit Leichtigkeit einen Fasanen herunterschießen kann.

16. Die Rebhühnerjagd.

Der Lieblings-Aufenthalt der Rebhühner sind große fruchtbare Felder, durchschnitten mit Wiesen, Dornenhecken und Remisen, in welchen letzteren die Hühner gegen Raubvögel und auch gegen Sturm, Hagel und Schnee Schutz suchen können. In fruchtbaren Feldern vermehren sich die Rebhühner sehr stark, besonders, wenn die alten Hennen möglichst geschont werden. Eine alte Henne legt bis 17, auch wohl bis 20 Eier, während junge Hennen deren nur 9—12 legen und auch bei der Wahl des

Brutplatzes nicht so vorsichtig sind, wie die Alten. Um das Zerstören der Eier so viel als möglich zu verhüten, beunruhigt man im April, kurz vor dem Eierlegen, diejenigen Orte, die für die Brut gefährlich sind, um dadurch die Hühner zu zwingen, sich einen anderen Brutort aufzusuchen.

Kleefelder, Wiesen und Winterrapsstücke müssen in jener Zeit ganz besonders durch öfteres Abrevieren mit dem Hühnerhunde beunruhigt werden, weil durch das frühzeitige Abmähen dieser Früchte fast immer die erste Brut zerstört wird. Ganz unbeschossen soll man die Hühner nie lassen, weil ein unbeschossenes Volk leicht fortzieht, während ein Volk, von welchem der alte Hahn fehlt, gewöhnlich in der Nähe seines Brutortes bleibt. Man sucht deshalb den alten Hahn zuerst zu bekommen und schießt von den jungen Hühnern vielleicht die Hälfte. Der alte Hahn liegt meist etwas abseits vom Volke und markirt sich beim Herausziehen durch sein eigenthümliches Schreien und durch seine dunkelrothe Brust (Schild).

In Jagdrevieren, wo viel Raubzeug vorhanden, dürfte es wohl vortheilhaft sein, beide alten Hühner zu schonen, da grade der alte Hahn, eben so wie der Haushahn am vorsichtigsten ist und den heranschleichenden Fuchs 2c. am aller ersten wahrnimmt. Über das Fortziehen der unbeschossenen Hühner sind übrigens die Meinungen noch getheilt. Wenn sich aber feststellen ließe, daß unbeschossene Völker eben so selten ihren Stand verändern als beschossene, so dürfte es wohl zweckmäßig sein, auf jedem großen Jagdreviere und besonders da, wo die Hühner vom Raubzeuge, so wie von der Kälte und vom Schnee viel zu leiden haben, einzelne Völker ganz unbeschossen zu lassen und dafür andere Ketten ganz aufzureiben, weil sich erfahrungsmäßig

starke Völker durch die vielfältige Aufmerksamkeit der verschiedenen Individuen besser gegen das Raubzeug zu schützen vermögen und auch im Winter durch Kälte und Schnee nicht so viel zu leiden haben wie schwache Ketten, die sich durch Zusammenkriechen nicht so gut erwärmen können als starke. Die Erfahrung hat übrigens bereits gelehrt, daß bei strengen Wintern mit tiefem Schnee schwache Völker meist ganz eingehen, während von starken Ketten doch nur einzelne Individuen umkommen.

Die Hühnerjagd beginnt meist am 24. August, man wird dann aber oft noch zu schwache Hühner finden, die von der zweiten Brut herrühren, und noch nicht geschossen werden dürfen. Bei einem späten Frühjahr werden alle Hühner am 24. August noch etwas schwach sein. Von den Jagdmethoden betreibt man fast nur allein die Suche. Man beschießt zuerst die Grenzhühner und die Buschhühner, weil diesen später, wenn sie schlecht halten, nicht leicht beizukommen ist. Felder, auf welchen schwache Hühner liegen, dürfen nicht beunruhigt werden.

Wenn auf einer großen Feldmark die Ketten sehr zerstreut liegen, wodurch die Suche erschwert wird, läßt man dieselben vor Tage verhören, d. h. es begiebt sich Jemand vor Tagesanbruch nach dem Felde, um hier die Hühner zu behorchen und zu beobachten. Mit Tagesanbruch locken die Alten die zerstreut liegenden Jungen zusammen und erheben sich gewöhnlich bald nach Sonnenaufgang 2—3 mal, um sich nach ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte zu begeben. Diese Orte muß sich der Verhörer genau merken, er muß sich dabei auf einen hoch liegenden Punkt aufstellen, um die fortziehenden Hühner einfallen zu sehen.

Wenn es stark gethauet hat, oder wenn es geregnet hat, liegen die Hühner am liebsten in den Stoppeln, bei großer

Hitze findet man sie in trocknen Wiesen mit langem Grase, wobei sie aber immer die ruhigsten Orte vorziehen. Bei Sturm und Wind und im Herbst, wenn die Raubvögel fortziehen, findet man die Hühner am meisten in schützenden Hecken und Remisen. Bei windstillem warmen Wetter ohne Sonnenschein, wenn die Luft etwas feucht von Westen her zieht, halten die Hühner am besten.

Die Suche beginnt des Morgens um 8 Uhr. Hühner, die nicht gut halten, sprengt man auseinander, indem die Schützen das Volk, welches durch Vorstehen des Hundes markirt wird, umstellen und von allen Seiten tüchtig beschießen, sobald die Hühner herausziehen; es darf dabei natürlich nicht in den Kreis hinein geschossen werden. Die auseinanderziehenden Hühner müssen genau beobachtet werden, wo sie einfallen und werden dann einzeln aufgesucht, wobei sie gewöhnlich sehr fest liegen. Wenn die Hühner in Orte einfallen, wo sie keine Deckung haben und deshalb nicht halten, oder wenn man dort nicht schießen kann, wie z. B. im Walde, treibt man sie am besten und am leichtesten nach derjenigen Stelle zurück, wo sie zuerst gelegen haben, indem man von der entgegengesetzten Seite herangeht.

Liegen die Hühner fortwährend auf Terrain, wo ihnen nicht beizukommen ist, so kann man auch den Versuch machen, hinter einem Schilde gedeckt auf Schußweite heranzugehen, um dann im Sitzen vielleicht mehrere auf einen Schuß zu erlegen, was am besten auf der Saat oder auf Schnee, wo man die Hühner leicht liegen sieht, gelingen wird. Das Schild besteht aus einem mit Leinwand überzogenen Rahmen, der so groß ist, daß der Jäger dahinter vollkommen gedeckt ist; dieser Rahmen darf nicht schwer sein und muß eine Vorrichtung haben, mittelst welcher

man ihn leicht vor sich her tragen und auch sogleich aufrecht hinstellen kann, wenn man schießen will. Die vordere Seite bemalt man am besten mit einer Kuh und mit kleinem Gesträuch, weshalb man dieses Schild auch gewöhnlich „die Kuh" nennt. Im Winter bei Schnee überzieht man das ganze Schild mit weißem Papier und trägt auch eine weiße Mütze auf dem Kopf. Auf dem Schnee kann man auch oft ohne Kuh durch Kreisen herankommen. Wenn man von fern die Hühner im Kessel zusammenliegen sieht, kreist man sie mit einem zuerst großen und dann immer kleiner werdenden Bogen ein; das Gewehr wird zuletzt schußfertig gehalten und allmählig an den Kopf genommen, bis man dann nahe genug ist um seinen Schuß abzugeben.

17. Die Schnepfenjagd: a) Auf Waldschnepfe.

Die Schnepfen überwintern in Süd-Deutschland, in Italien, Sicilien, im südlichen Frankreich, in Spanien und auf den griechischen Inseln; ihr Weg geht deshalb im Herbst von Nordost nach Südwest. Sobald im October das Laub gelb wird, treten sie ihre Wanderschaft an, sie ziehen einzeln oder paarweise und nur des Nachts. Die Dauer des Zuges hängt von der Witterung ab; bei gutem Wetter halten sie sich im Herbst bis spät in den November hinein bei uns auf, während sie im Frühjahre bei gutem Wetter schnell bei uns durchziehen. Bei mondhellen Nächten und wenn der Wind gerade nach der Richtung hinstreicht wohin sie ziehen, geht der Durchzug schneller von Statten. Zum Rasten wählen die Schnepfen im Herbst hochgelegene Waldungen, lichte Laubhölzer und Viehweiden; beim Widerstrich im März und April fallen sie lieber in niedrig gelegene sumpfige Buschhölzer, in Dornen und auf überschwemmt gewesene

Flußthäler ein, sie suchen dabei besonders weichen Boden, wo sie leicht stechen können und auch reichliche Nahrung finden. Sie rasten jedoch selten über 3 Tage an einem Orte. Während dieser Rastzeit streichen sie in der Abenddämmerung meist niedrig und langsam hin und her, um sich nasse Plätze, Wiesen, Viehweiden, kleine Sümpfe oder auch Saatfelder zum Geäs aufzusuchen. Nach der Sättigung setzen sie entweder ihre Wanderung sogleich fort, oder sie bleiben bis zur Morgendämmerung liegen und streichen dann nach den nächsten Schonungen zurück, wobei sie jedoch schneller ziehen als am Abend, weshalb auch der Morgenzug nur kurze Zeit dauert.

Über den Wiederstrich im Frühjahr sagt das Jägersprüchwort: „Oculi (ein Sonntag, der bald Anfang, bald Ende März fällt), da kommen sie! Lätare, das ist das Wahre! Judica, da sind sie auch noch da! Palmarum, da gehen sie trallarum!" Mann kann sich natürlich nicht so fest an diesen Spruch halten, weil die in demselben genannten Sonntage bald früher, bald später fallen, und weil der Wiederstrich der Schnepfen auch meist von der Frühjahrswitterung abhängig ist. Wenn der Winter früh endigt, kommen die ersten Schnepfen schon früh im März, wenn nach einem langen anhaltenden Winter plötzlich warme Witterung eintritt, ist der Zug gewöhnlich am besten.

Die weiße Bachstelze und die Gabelweihe kündigen die baldige Ankunft der Schnepfen an. Tritt im Frühjahr plötzlich kaltes nasses Wetter ein, so machen die Schnepfen da halt, wo sie sich gerade befinden, und man hat dann am längsten Zeit, denselben Abbruch zu thun. Sobald im Frühjahre die Erlenknospen anfangen aufzubrechen, ist der Schnepfenzug gewöhnlich

vorüber. Die zuletzt kommenden Schnepfen sind meist größer und werden Eulenköpfe genannt; es sind dies wahrscheinlich die Weibchen, die bei allen schnepfenartigen Vögeln, eben so wie bei allen Raubvögeln, größer sind als die Männchen.

Der größte Theil der Schnepfen zieht im Frühjahre nach Norwegen und Schweden, brütet dort und kommt im September von dort zurück. Einzelne Schnepfenpaare bleiben auch bei uns zum Brüten zurück. Von diesen zieht das Männchen den ganzen Sommer hindurch, darf aber während der Brütezeit nicht geschossen werden, weil sonst das Weibchen aufhört zu brüten. Gegen Johanni fangen die jungen Schnepfen in der Nähe ihres Brutortes an, gegen Abend sich im Fliegen zu üben und können dann geschossen werden.

Während des Winters bleiben ausnahmsweise auch in unsern Gegenden einzelne Schnepfen an warmen Quellen zurück, auf die man dann zuweilen mitten im Winter als große Seltenheit zu Schusse kommt.

Von den Jagdmethoden ist **der Anstand** im Frühjahre die beliebteste. Man begiebt sich dazu gegen Abend mit dem Hühnerhunde nach derjenigen Gegend, wo die Schnepfe erfahrungsmäßig am besten zieht; es sind dies gewöhnlich kleine Brüche, Schonungen, kleine Waldwiesen, Bruchschlenken und niedrige Stangenhölzer, die von Hochwaldungen umgeben sind; hier sucht man sich mehr nach dem Rande zu eine Stelle aus, auf der man weit genug um sich sehen und frei schießen kann und doch dabei gedeckt steht, so daß die heranziehende Schnepfe die Bewegungen des Jägers nicht leicht bemerken kann. Einzelne Sträucher, die einem die Umsicht benehmen, stutzt man ein. Man stellt sich nie so nahe an hohe Bäume, daß einem dadurch das

freie Schießen benommen wird. Bei starkem Winde kann man sich frei hinstellen und wählt dann am besten große Blößen. Das Gesicht nimmt man dahin, wo die Schnepfen gewöhnlich herkommen. Wenn es dunkel wird, stellt man sich mit dem Gesicht gegen Osten und läßt die Schnepfe erst gegen den helleren Westhimmel ziehen ehe man schießt.

Der Hund darf nicht angebunden werden, weil er unangebunden die heranziehenden Schnepfen besser markirt, und auch eine heruntergeschossene Schnepfe sogleich apportiren muß, da es sich sonst oft ereignet, daß man eine flügellahm geschossene oder verwundet heruntergefallene Schnepfe nicht bekommt.

Sobald der Gesang der kleinen Singvögel und zuletzt der der geschwätzigen Schwarzdrossel verstummt und wenn sich schon einzelne Sterne am Horizont markiren, fängt die Schnepfe an zu ziehen und zwar bei kalter Witterung schnell und stumm, bei warmer Witterung langsam und laut, wobei sie sich durch ihr: „Pist, pist, gnurbel, gnurbel, pist" dem Jäger schon von fern anmeldet.

Erscheinen mehrere Schnepfen zugleich, so ist es gewöhnlich ein Weibchen, dem ein oder mehrere Männchen folgen, die sich den Besitz des Weibchens streitig machen und dabei mit ihren langen Schnäbeln nach einander stechen. Häufig sind sie dann so nahe beisammen, daß beide mit einem Schusse erlegt werden können, wenn man den rechten Moment benutzt. Man schießt in diesem Falle spitz von vorn, zielt aber dabei bestimmt auf eine Schnepfe und bringt, wenn es nöthig ist, den zweiten Schuß noch von hinten an. Auf einzelne heranziehende Schnepfen schießt man nicht spitz von vorn, sondern man läßt sie erst so weit heranziehen, daß man seinen Schuß von der Seite oder von

hinten abgeben kann, weil der Schuß seitwärts und von hinten, besonders wenn es schon dunkel geworden ist, leichter ist, als spitz von vorn.

Beim Seitwärtsschießen muß entsprechend vorgehalten werden, schießt man spitz von hinten, so hält man etwas darunter. Nach dem Schuß macht eine nicht getroffene Schnepfe gewöhnlich eine Schwenkung nach unten, erhebt sich aber bald wieder und zieht in ihrem Striche weiter. Der Anstand des Morgens auf dem Zuge ist nicht so lohnend, weil dann wie schon oben erwähnt, die Schnepfe sehr schnell und nicht so lange zieht, als des Abends.

Wenn im Frühjahr zu der Zeit, wo die Schnepfen schon hier sind, noch Schnee fällt, stellt man sich an Suhlen und kleine Wasserlöcher an.

Im Herbst fallen die Schnepfen auf hochgelegenen großen zusammenhängenden Revieren, bei anhaltender trockener Witterung gern an Suhlen und Wasserlöchern ein, um hier in dem weichen Boden zu stechen. Man spürt diese Wasserlöcher ab und setzt sich dann hinter einem Schirm, der den Jäger auch nach oben decken muß, auf 20 Schritt Entfernung vom Wasserloche an. Ist ein solcher Ort sehr überdeckt und finster, so streut man weißen Sand um das Wasser herum, auf welchem sich dann die Schnepfe besser markirt. Kann die ganze Suhle oder das ganze Wasserloch nicht von einer Stelle beschossen werden, so überdeckt man den zu entfernt liegenden Theil mit Dornen oder mit Reisig. Gewöhnlich fallen die Schnepfen nicht gleich ein, sondern umkreisen erst hoch und zuletzt immer niedriger das Wasserloch, bis sie sich sicher glauben und endlich einfallen. Bei diesem Umkreisen ziehen sie auch oft auf mehrere Minuten ganz fort. Fällt die Schnepfe ein, so bleibt sie mit gesenktem Schnabel einige

Minuten still sitzen um erst zu sichern. Während dieser Zeit darf der Schütze, selbst in der besten Deckung, nicht die geringste Bewegung machen, weil die Schnepfe das kleinste Geräusch sogleich wahrnehmen und dann fortstreichen würde. Erst wenn sie herumläuft und im Wurmen und Stechen begriffen ist, darf man das Gewehr an den Kopf nehmen und schießen. Hierbei ereignet es sich öfter, daß Schnepfen, die vorbeigeschossen sind, ruhig weiter stechen und den Jäger Zeit lassen, von Neuem zu laden und nochmals zu schießen. Man darf deshalb auch nicht immer annehmen, daß die Schnepfe todtgeschossen sein müßte, wenn sie nach dem Schusse nicht fortzieht.

Auf dem Schnepfenstriche ladet man gern in das eine Rohr etwas gröbern Schroot (Nr. 5 oder 4) um weiter schießen zu können, weil man der Schnepfe nie einen Schuß schenkt. Auf der Suche schießt man mit Nr. 6.

Die Suche betreibt man im Frühjahr und Herbst an sonnigen stillen Tagen in den Stunden von 9 — 3 Uhr in Laubholzwäldern, in Dornen-, Wachholder-, Haselbüschen und besonders auf niedrigen sumpfigen Stellen, wo Laub modert. Wenn es geregnet hat, findet man die meisten Schnepfen auf jungen kahlen Schlägen, weil es denselben dann im Gebüsch zu naß ist. Der Hühnerhund muß ganz kurz suchen, weil die Schnepfen gewöhnlich nicht gut halten. Schnepfen, auf die beim Herausziehen nicht geschossen wird, fallen bald wieder ein. Kann man dabei den Ort nicht sehen, wo sie eingefallen sind, so merkt man sich nur die Richtung und sucht in dieser weiter. Ist eine Schnepfe mehrere Male außer Schußweite herausgezogen und man sieht sie wieder einfallen, so gehe man in einem Bogen um dieselbe herum und nähere sich ihr von der entgegengesetzten Seite;

hält sie auch dann nicht, so giebt man sie am besten auf. Beim Herausziehen weiß die Schnepfe sehr geschickt jeden Strauch oder Baum zu benutzen, um gedeckt fortzukommen, weshalb sich auch der Jäger, wenn der Hund vorsteht, so aufstellen muß, daß er womöglich nach allen Seiten frei hin schießen kann. Solche Orte, auf welchen man sich des Abends anstellen will, dürfen bei Tage durch die Suche nicht beunruhigt werden; weil diejenigen Schnepfen, die bei Tage gestört wurden, des Abends gar nicht oder doch nur wenig und immer stumm ziehen.

Hält die Schnepfe bei der Suche nicht gehörig aus, so versucht man es mit **dem Treiben**, wozu man auch in dichten Schonungen, wo nicht geschossen werden kann, seine Zuflucht nehmen muß. Es kommt bei solchen Treiben besonders darauf an, daß die Schützen genügenden Raum zum Schießen haben und nicht gegen die Sonne schießen müssen. Man braucht dabei keine Rücksicht auf den Wind zu nehmen. Die Treiben werden klein und kurz gemacht, die Treiber gehen enge bei einander, ohne großen Lärm zu machen. Streichen die Schnepfen in das Treiben zurück, so wird dasselbe Treiben noch einmal und vielleicht nach einer andern Seite hin gemacht. Sieht man im Treiben eine Schnepfe gelaufen kommen, was übrigens gar nicht selten passirt, so muß man mit dem Heraufnehmen des Gewehrs sehr vorsichtig sein, weil die Schnepfe leicht jede Bewegung wahrnimmt und dann sogleich umkehren würde.

Um den Ort des Einfallens der aus dem Treiben fortstreichenden Schnepfen zu erfahren, läßt man einen Treiber auf einen hohen Baum klettern, und von hier aus die fortziehenden Schnepfen beobachten.

b) Die Bekassine.

Die Bekassine oder auch Haarschnepfe, bei den Alten wegen ihres mäckerden Lautes, den sie im Frühjahre hören läßt, die Himmelsziege genannt, kommt gewöhnlich Mitte März bei uns durch und kehrt Mitte August zu uns zurück; sie ist nebst der Hohltaube ein sicherer Vorbote der Waldschnepfe.

Über die Art des Hervorbringens jenes mäckernden Tones, den man immer nur vom Männchen in der Luft und nur während der Paarzeit hört, sind verschiedene Meinungen verbreitet. Man behauptet, er entstehe durch die schnelle Bewegung der Schwungfedern, wenn sich die Bekassine in der Luft aus der Höhe herunterfallen läßt, ferner wird behauptet, jener Ton entstände in Folge des durch die ausgebreiteten Schwungfedern pfeifenden Windes; viele aber stimmen wohl der neuern Erklärung bei, daß nämlich jener Ton ein Begattungs- oder Balzlaut sei, der von dem Bekassinen-Männchen eben so wie von allen anderen Thieren vermittelst seiner Stimmorgane hervorgebracht wird, also aus der Kehle kommt, das Trillern dieses Lautes, welches ihm Ähnlichkeit mit dem Mäckern einer Ziege giebt, soll durch Erschütterungen des Lungenkastens hervorgebracht werden und diese sollen durch Bewegung der Flügel entstehen.

Die Jagd auf Bekassinen im Frühjahr ist wenig belohnend, weil der Durchzug nicht lange dauert und auch gar nicht rathsam, weil man sich leicht die Brutbekassine dabei todtschießt. Dagegen betreibt man im Sommer und Herbst, vom August bis November, die Suche um so fleißiger. Ende Juli wird die junge Brut flugbar und kann dann geschossen werden. Im September reviert man täglich diejenigen Stellen und nassen Brüche ab, wo die Bekassine gern einfällt, damit man nicht solche Tage

verabsäumt, wo viel Schnepfe da ist und gut hält, was nicht alle Tage der Fall ist.

Um sicherer und bequemer schießen zu können, sucht man auf Bekassinen mit Wind. In den meisten Fällen wird hierbei die Bekassine ganz gut halten und kann auch viel sicherer geschossen werden, weil sie nie mit dem Winde, sondern immer gegen Wind fortstreicht und in diesem Falle erst um den Schützen herumstreichen muß, um gegen den Wind zu kommen. Während dessen hat der Jäger Zeit genug, seinen Schuß abzugeben, was im andern Falle, wenn die Bekassine nach vorn hin weiterstreicht, wegen des pfeilschnellen unsichern Fluges sehr schwer ist. Als Regel gilt hierbei übrigens, daß man nicht gleich nach dem Aufstehen abdrückt, wo die Bekassine meist **10** bis **15** Schritt im Zickzack fliegt, sondern erst abwartet, bis sie gerade fortzieht. Natürlich darf man hierbei nicht lange zielen, weil sich die Bekassine bei ihrem äußerst schnellen Fluge in wenigen Augenblicken außer Schußweite entfernt hat, sondern man muß im Anschlage zielen und drücken und auch nur kurze Gewehre dabei führen, mit denen man schneller fertig wird, wie mit langen Gewehren.

Schroot Nr. **6** bis **7** ist für Bekassinen am besten, man ladet gern wenig Pulver und viel Schroot. Die aufgejagten Bekassinen kehren meist zurück, wenn in der Nähe keine Gelegenheit zum Einfallen vorhanden ist, weshalb man sich auch an einem kleinen Bruche, welches ganz abgesucht worden, ruhig hinsetzt, um die Rückkunft der Bekassinen abzuwarten.

c) Die kleine Schnepfe.

Die kleine, stumme oder Haarschnepfe trifft einige Wochen später bei uns ein, wie die Bekassine, sie liegt sehr fest

und muß immer gegen Wind oder doch mit halbem Wind gesucht werden, damit sie der Hund nicht so leicht übergehen kann. Man ladet am zweckmäßigsten das rechte Rohr mit Dunst und das linke mit Nr. 8.

d) Die Pfuhlschnepfe.

Die Pfuhl- oder Mittelschnepfe kommt erst Mitte Mai und kehrt vereinzelt Mitte August zurück. Sie fällt am liebsten auf feuchten Wiesen und am Rande von Seen und Teichen ein. Sie liegt fest und fliegt schwerfällig, so daß sie nicht schwer zu schießen ist. Ihr Wildprett soll wohlschmeckender sein, als das der übrigen kleinen Schnepfen, außerdem ist sie auch größer als die Bekassine und wird dieser vorgezogen. Bei den meisten dieser Schnepfenjagden, so wohl wie bei der nachfolgenden Entenjagd, wird man mehr oder weniger gezwungen sein, im Nassen herumzulaufen; man muß dazu mit guten wasserdichten Stiefeln ausgerüstet sein, auf deren Behandlung eine gehörige Sorgfalt verwendet werden muß, besonders wenn sie nicht täglich getragen werden. Nach dem Gebrauch der Wasserstiefeln ist es nothwendig, dieselben langsam trocknen zu lassen und noch ehe sie ganz trocken sind, mit Fett einzureiben. Zum Austrocknen der Stiefeln steckt man Stroh hinein und zwar möglichst viel, damit das Leder nicht zusammentrocknen kann.

18. Die Entenjagd.

Für die verschiedenen Entenarten, die bei uns vorkommen, lassen sich die unten beschriebenen Jagdmethoden fast alle gleichmäßig anwenden.

Am meisten Vergnügen gewährt **die Suche mit dem Hühnerhunde** zu der Zeit, wo die jungen Enten anfangen flugbar zu

werden. Es kommt dabei besonders auf den richtigen Zeitpunkt an. Die Enten dürfen noch nicht ganz flugbar sein, sie müssen jedoch so stark sein, daß sich auf den Flügeln schon das weiße Schild (der sogenannte Spiegel) deutlich zeigt. Läßt man sie ganz flugbar werden, so ist die Jagd schwieriger, weil sich dann meist beim ersten Schuß das ganze Schoof erhebt und fortzieht. Vor Mitte Juli werden die jungen Enten selten flugbar; die Krickenten später wie Märzenten.

Schon vom Aufstehen der alten Ente wird man auf die Stärke der jungen Enten richtig schließen können. So lange die jungen Enten noch schwach sind, zieht die alte Ente mit vielem Lärm heraus, sie flattert langsam über dem Wasser hin, und sucht dabei den Hund von ihren Jungen abzuführen; sind dagegen die jungen Enten schon schießbar, so wird die Alte mehr in die Höhe ziehen und sich auf eine kurze Zeit ganz entfernen. Muß man befürchten, daß die Alte ihre Jungen in Folge der einmaligen Beunruhigung fortführt, so schießt man gezwungenermaßen die alte Ente todt; die Jungen müssen aber mindestens schon wie zwei Fausten groſt sein, weil sonst viele von den kleinen Waisen umkommen würden. Wenn sich die Alte mit ihren Jungen nicht sicher glaubt, führt sie diese oft Meilenweit per pedes über Sand und Feld nach einem ruhigeren Wasserloche hin. Im Übrigen aber thut man sich Schaden, wenn man die alte Ente schießt, weil alte Brutenten mehr Eier legen und vorsichtiger beim Brüten sind und auch ihre Jungen besser führen, ais junge Brutenten, außerdem sind alte Brutenten auf der Tafel wenig beliebt.

Bei der Suche läßt man die Enten durch den Hühnerhund aus dem Rohre heraustreiben, die dann entweder herausziehen, oder aber aus dem Rohre über die Wasserblänke schwimmen,

um sich jenseits zu verbergen. Man stellt sich deshalb, wenn der Hund Enten markirt, auch so auf, daß man die Wasserblänke überschießen kann, muß aber hierbei vorsichtig sein, weil das Schroot auf dem Wasser aufsetzt und noch weit wegfliegt. Die aufgefundenen Enten müssen vom Hunde rasch verfolgt werden, weil sie sich gern aus dem Staube machen, besonders wenn man sie auf kleinen Wasserlöchern findet, wo sie dann äußerst schnell weglaufen, um sich in anstoßende Wiesen oder Felder zu verkriechen. So lange sie nicht gut fliegen können, versuchen sie auch ihr Heil im Tauchen, wobei sie oft große Strecken unter dem Wasser fortschwimmen und nur ab und zu mit dem Kopfe über Wasser kommen, um zu athmen. Unter solchen Umständen wird es natürlich dem Hunde schwer, den Enten zu folgen und man darf sich dann nicht lange auf der Stelle aufhalten, wo man die Enten zuerst gefunden hat, sondern man muß den Hund animiren weiter zu suchen. Hat man auf eine schwimmende Ente gefeuert, oder aus der Luft eine Ente heruntergeschossen, die der Hund im Wasser nicht finden kann, so thut man gut, wenn man ruhig weiter sucht und erst nach Verlauf $\frac{1}{4}$ Stunde nach jener Stelle zurückkehrt, wo dann der Hund die verendete oder noch lebende aber schon zum Vorschein gekommene Ente bestimmt finden wird.

In großen Rohrbrüchen läßt man sich zu Anfang des Sommers krumme Schneißen mähen, besetzt diese mit Schützen und läßt die Enten durch Treiber und Hunde den Schützen zutreiben; es ist hierbei auch vortheilhaft, hinter die Treiber Schützen zu postiren, die die zurückschwimmenden Enten erlegen können; ebenso veranstaltet man im Mai, wo die Erpel mausern und deshalb oft gar nicht in die Höhe fliegen können, auf großen Seen förmliche Treibjagden, wobei die Mauser-Erpel aus

dem Rohre auf die Blänke getrieben und dort geschossen werden. Die Ente mausert erst im Juni und auch nicht so schnell und so stark, wie der Erpel, so daß sie auch während der Mauserzeit fliegen kann. Während der Brütezeit, im April, dürfen keine Erpel geschossen werden, weil die alte Ente nicht weiter brütet, sobald sie von ihrem Gemahl getrennt wird.

Der Anstand auf dem Entenzuge ist gewöhnlich nicht sehr dankbar, weil die Ente meist zu hoch und sehr schnell zieht; man wählt deshalb auf dem Wechsel der Enten auch den höchsten Punkt und hält beim Schießen ein gutes Stück vor. Lohnender ist der Anstand am Enteneinfall, wenn man diejenige Stelle ausfindig gemacht hat, wo die Enten regelmäßig des Abends einfallen, um hier Nahrung zu suchen. Die Enten verlassen nämlich gegen Abend die größern Seen und Teiche und suchen sich nasse Wiesen, Tümpel und kleine flache Wasserlöcher auf, wo sie regelmäßig einfallen und sich während der Nacht Nahrung suchen; sie nehmen hierbei meist immer denselben Weg, so daß der Anstand auf dem Entenzuge sowohl, wie auf dem Einfall, ziemlich sicher ist. An dergleichen Wasserlöcher &c., wo regelmäßig Enten einfallen, stellt man sich gegen Abend in schußmäßiger Entfernung mit gutem Winde und gehörig gedeckt an. Betreibt man an solchen Orten den Anstand öfter, so baut man sich eine kleine Erdhütte am Ufer.

Im Winter läßt sich der Anstand bei großer Kälte oft mit besonderem Vortheil betreiben, wenn die Gewässer und Bäche bis auf einzelne kleine Stellen zugefroren sind; man stellt sich dann an diese offen gebliebenen Stellen möglichst gedeckt an und benutzt hierzu die mondhellen Nächte. Bei Schnee und auf dem Eise kleidet man sich dabei ganz weiß. Sind keine offenen

Stellen vorhanden, so läßt man sich am Uferrande in schußmäßiger Entfernung von den oben angelegten Erdhütten gegen Abend Lumen hauen.

Beim Schießen auf schwimmende Enten, was übrigens möglichst zu vermeiden ist und nur dann statt finden darf, wenn man mehrere mit einem Schusse zu erlegen hoffen darf, oder wenn man nahe genug ist, muß etwas darunter gehalten werden und die ganze Ente aufsitzen, d. h. die ganze Ente muß über der Visirlinie genommen werden.

Wenn sich im Winter bei Kälte Eis am Rande des Wassers gebildet hat, darf man eine in das Wasser gefallene Ente nie durch den Hund apportiren lassen, weil der Hund dabei leicht Schaden nehmen kann; man sucht in solchem Falle die Ente durch Auffischen zu bekommen, oder man giebt sie lieber ganz auf; läßt sich dies voraussehen, so darf man gar nicht schießen. Zum Auffischen bedient man sich einer Stange, an der man einen Haken befestigt.

Das Beschleichen der Enten gelingt besonders bei stürmischer schlechter Witterung auf kleinen schmalen Bächen mit hohen Ufern. Man schleicht mit gutem Winde und gedeckt durch das Ufer vorsichtig an diejenigen Stellen heran, wo die Enten am liebsten liegen. Bei flachen Ufern, wo Deckung zum Anschleichen fehlt, benutzt man die bei der Hühnerjagd näher beschriebene Kuh oder auch eine leichte tragbare Schilfwand von 7 Fuß Höhe und 4 Fuß Breite. Diese Schilfwand muß mehrere Schießlöcher haben und einem Schilfbusche ähnlich aussehen. Man rückt damit in grader Linie, ohne Seitenbewegungen, und ganz langsam auf die dicht am Ufer schwimmenden Enten los und stellt die Schilfwand hin, so bald man nahe genug heran ist, um dann seine

Schüsse auf die Enten abzugeben. Liegen die Enten am Ufer zu beiden Seiten sehr zerstreut, so muß man sich auch nach den Seiten decken; man wählt dann beim Anschleichen lieber solche Stellen, wo weniger Enten liegen.

Wenn im Frühjahr oder Spätherbst die Enten auf Seen und großen Flüssen zu weit vom Ufer entfernt liegen, so sucht man durch das sogenannte **Ankellen** schußmäßig heranzukommen. Man nimmt hierzu einen recht leichten Kahn und maskirt denselben mit Schilf und grünen Reisern so, daß er von vorn wie ein Busch oder Schilfhaufen aussieht. Bei ganz windstillem Wetter setzt man sich mit einem Ruderer, der übrigens auch Jäger sein und ein Gewehr bei sich liegen haben kann, in diesen Kahn und läßt durch den Ruderer den Kahn mit gutem Winde grade auf die Enten los dirigiren. Hierbei muß der Kahn immer genau mit seiner Spitze gegen die Enten gewendet sein, der Jäger liegt dabei der Länge nach auf dem Bauche in der Spitze des Kahns und hat die Mündung des Gewehres durch den Schilf- oder Reisigschirm durchgesteckt. Mit dem Kopfe liegt er am Kolben, so daß er vor Abgabe seines Schusses sich gar nicht mehr zu bewegen braucht. Mit seinen Füßen giebt er dem Ruderer die vorher verabredeten Zeichen, wie dieser den Kahn dirigiren soll. Zum Rudern benutzt man eine große kurzstielige Kelle. Der Kahn muß ganz langsam an die Enten heranschwimmen und es darf beim Rudern nicht das geringste Geräusch gemacht werden, selbst im Wasser darf keine Bewegung sichtbar sein. Wenn sich der Kahn den Enten auf Schußweite nähert, sammeln sich diese gewöhnlich und stecken die Köpfe zusammen, welchen Moment der Jäger wahrnehmen muß, um dann durch den Schilfbusch seinen ersten Schuß auf die Entenköpfe abzugeben, während der zweite Schuß

und die Schüsse des schnell aufspringenden Kahnführers auf die wegziehenden Enten anzubringen sind.

19. Die Jagd auf wilde Gänse.

Die wilde Gans ist einer der scheuesten und vorsichtigsten Vögel, weshalb auch die Jagd auf wilde Gänse selten von gutem Erfolg ist. Um ihnen durch Treiben oder auf dem Anstande Abbruch zu thun, muß man man vor allen Dingen diejenige Richtung ermitteln, in welcher die Gänse von einem Felde zum andern ziehen. An trüben windigen Tagen oder bei Nebel, am besten aber bei Schneegestöber, veranstaltet man Treibjagden, wobei die auf der Saat liegenden Gänse mit einer langen Treiberlinie halbmondförmig umschlossen und den in gutem Winde und recht versteckt aufgestellten Schützen zugetrieben werden. Ehe die Gänse nicht ganz schußrecht sind, dürfen sich die Schützen nicht bewegen, weil sonst die Gänse in die Höhe ziehen und dann nicht zu erreichen sein würden. Des Nachts bei Mondenschein und bei Schnee sind diese Treiben besonders ergiebig, weil sich dann die Gänse besser treiben lassen und auch nicht so hoch ziehen, wie bei Tage.

Den Anstand betreibt man des Abends an solchen Orten, wo die Gänse regelmäßig einfallen, man gräbt sich dazu ein Loch in die Erde und überdeckt dasselbe mit langem Stroh, damit es wie ein Düngerhaufen aussieht. Bei bevorstehendem Witterungswechsel bleiben die Gänse selten lange an einer Stelle liegen, sondern ziehen unruhig von einem Orte zum andern, wobei sie ihr bekanntes Geschrei fleißig ertönnen lassen. An solchen Tagen wählt man sich in einem Graben oder in einer Hecke einen recht

gedeckten Stand und wird oft zu Schusse kommen, wenn nebenbei die Luft noch recht neblich und dunkel ist.

Das Anfahren mit Wagen oder Schlitten gelingt auch zuweilen. Man sucht dabei auf der rechten Seite ganz langsam auf Schußweite vorbei zu fahren und schießt, wenn man ruhige Pferde hat, vom Wagen aus. Gewöhnliche Bauerwagen mit recht mageren und ruhigen Pferden bespannt, eignen sich am besten hierzu, weil die Gänse in dergleichen Fuhrwerk wenig Mißtrauen setzen und oft recht gut aushalten. Man darf sich jedoch hierbei den Gänsen nicht durch mehrmaliges Umkreisen zu nähern suchen, wie es bei Trappen und Kranichen mit Vortheil geschieht, sondern man läßt den Wagen auf der rechten Seite auf Schußweite ruhig vorbeifahren. Bei großer Kälte und tiefem, hartgefrorenem Schnee haben die wilden Gänse mehr zu leiden, wie das übrige Federwild, weil sie dann auf den Gewässern keine offenen Stellen finden und auch auf den Saatfeldern nicht im Stande sind, sich mit ihren nur zum Schwimmen eingerichteten Ständern den tiefen und hartgefrorenen Schnee wegzuscharren; sie werden zu solchen Zeiten natürlich unaufmerksamer und zuletzt förmlich zahm, so daß ihnen dann leicht Abbruch gethan werden kann. An warme Quellen, die selbst bei der strengsten Kälte nie zufrieren, fallen die Gänse zu solchen Zeiten in großer Menge ein und man ist dann sehr überrascht, da wilde Gänse zu finden, wo man sie sonst noch nie gesehen hat.

In allen den Fällen, wo man nicht gut schußmäßig heranzukommen glaubt, führt man am besten die Büchsflinte, mit der man auch öfter im Fluge Versuchsschüsse macht, wobei aber das nöthige Vorhalten nicht vergessen werden darf. Glaubt man jedoch bei Treibjagden auf nähere Distancen zu Schusse

zu kommen, so nimmt man am besten eine Doppelflinte mit großem Caliber und ladet sie mit Nr. **0** oder **1** und $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Schuß Pulver mehr als gewöhnlich. Postenschüsse haben selten guten Erfolg, weil die wenigen Posten, die man einladen kann, zu weit auseinander fliegen und nicht gehörig decken. Nur beim Anfahren, wo man seinen Schuß auf die Gänse im Sitzen abgeben kann, ist es rathsam, sich derselben zu bedienen. Wegen des starken Gefieders darf man mit Schroot nie von vorn auf Gänse schießen, sondern immer von der Seite oder von hinten.

Zweite Abtheilung.

Der Fang des Wildes.

II. Abtheilung.

Der Fang des Wildes.

Der Fang des Wildes wird von manchen Jägern recht fleißig betrieben, weil ihre Mühe sowohl durch Vergnügen, als auch durch ansehnlichen Vortheil reichlich belohnt wird, während sich viele Jäger aus Unkenntniß gar nicht damit beschäftigen können. Natürlich sind unsere alten Fangmeister nicht leicht dazu zu bewegen, ihre geheimnißvollen Künste und guten Witterungen andern Jägern und am allerwenigsten ihren Grenznachbaren mitzutheilen, weil sie sich dadurch in ihrer eigenen Praxis Abbruch thun würden; so daß junge Jäger kaum Anleitung zum Fangen erhalten, viel weniger aber in die schwarze Kunst eingeweiht werden, gute Wittrungen kochen zu lernen. Für solche Jäger hat der Verfasser im Nachstehenden Anleitung ertheilt und außerdem auch noch manches Neue in den engen Raum seiner Zeilen aufgenommen.

Der Erfolg des Fanges ist hauptsächlich von der Kenntniß der Fang-Apparate, vom Besitz guter Wittrungen und von der richtigen Anwendung der verschiedenen Fangmethoden auf die einzelnen Wildarten abhängig. Außerdem gehört aber noch Passion und Ausdauer dazu, denn ohne diese würde

dem Jäger öfters die Geduld ausreißen, wenn z. B. ein bereits geprellter Fuchs die Brocken auf den Kirrplätzen regelmäßig alle Nächte abholt, während er den Brocken auf dem Fangplatze immer verschmäht, sobald das Eisen gelegt ist. Für den passionirten Jäger haben dergleichen Ausnahmefälle gerade den größten Reitz, weil es hier darauf ankommt, den schlauen Fuchs durch noch größere Schlauheit zu überlisten, was dem unermüdlichen Jäger schließlich doch gelingt, indem er auf dem Fangplatze und besonders auf den Kirrplätzen allerlei Veränderungen vornimmt, wie es hinten näher beschrieben ist.

Erster Abschnitt.

Von den Fang-Apparaten.

1. Der Schwanenhals.

Der Fang im Schwaneuhalse, oder auch Berliner Eisen genannt, ist eine der sichersten Fangweisen und deshalb auch bei den Jägern sehr beliebt Der listige Fuchs, der in so vielen Fällen durch seine Schlauheit den Nachstellungen des Jägers entgeht, kann dem gut witternden Brocken nicht widerstehen und findet im Schwanenhalse doch endlich seinen Tod.

Die Größe des Schwanenhalses muß sich nach der Wildgattung richten, die man darin fangen will. Für Füchse, Fischottern und wilde Katzen wählt man die mittlere Größe, wo die ausgespannten Bügel über's Kreuz gemessen **14** und **20** Zoll Durchmesser haben. Für Marder benutzt man kleinere Eisen.

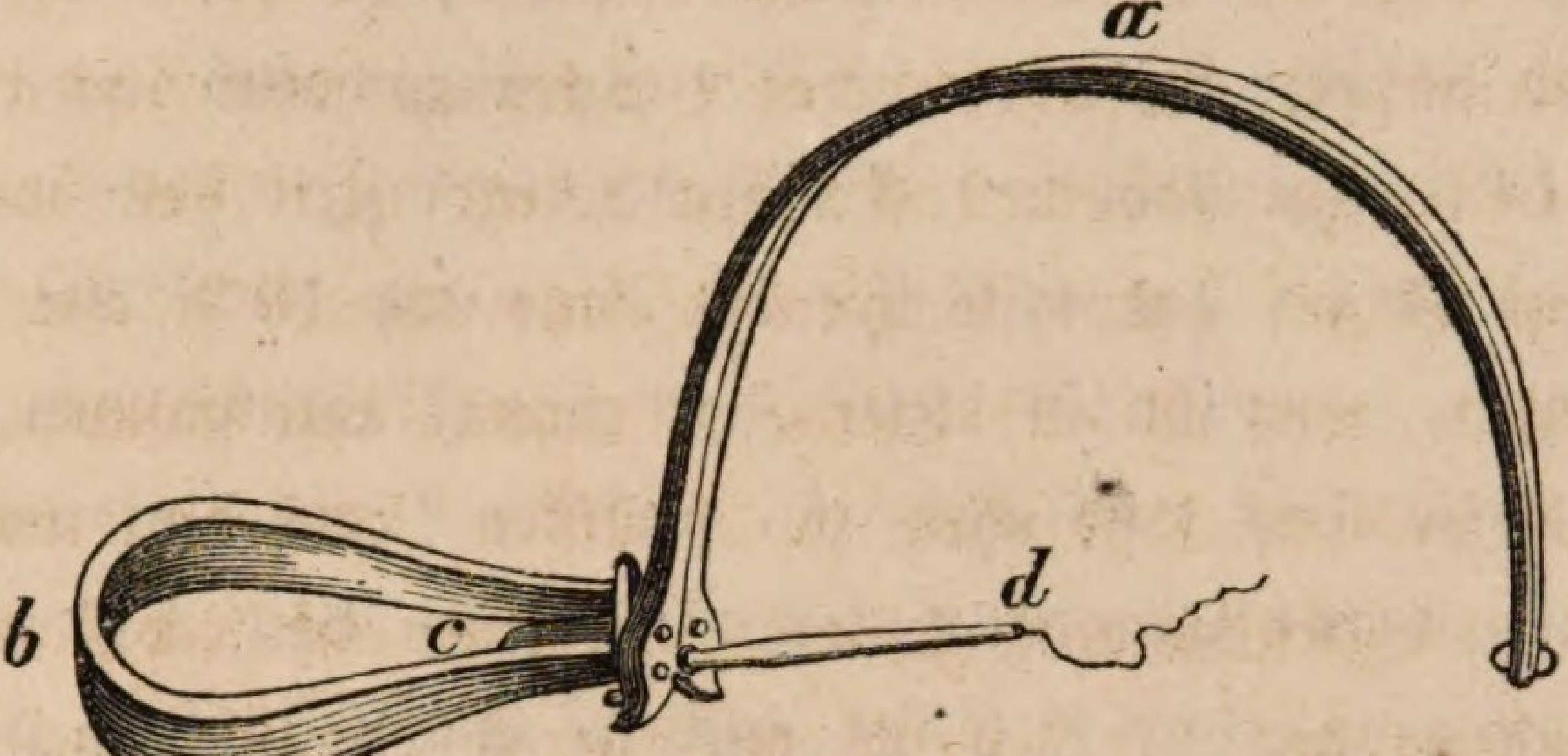


Fig. 1. **Der Schwanenhals.**

Der Schwanenhals, Fig. 1, besteht aus: a) den beiden Bügeln, b) der Feder, c) dem Stellschlosse und d) der Pfeife.

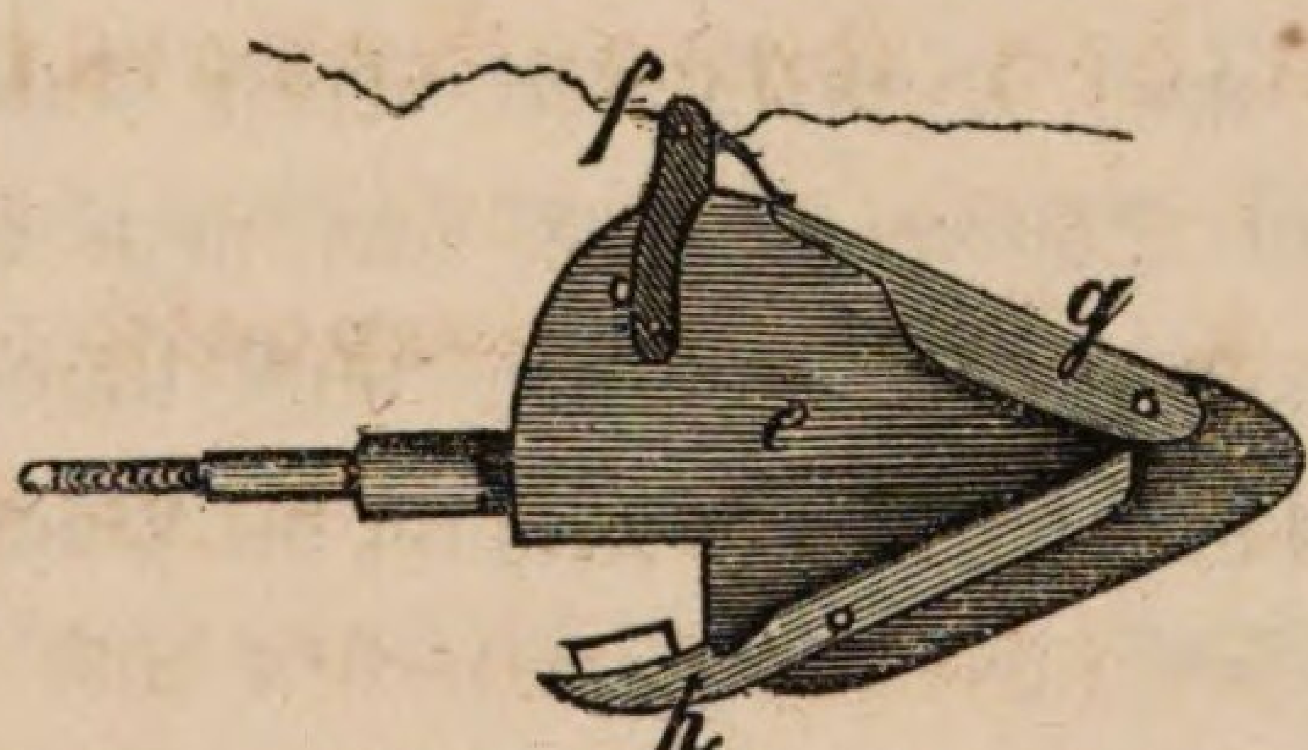


Fig. 2. **Das Stellschloß.**

Das Stellschloß, Fig. 2, besteht aus: e) der Schloßkapsel, f) dem Stellhaken, g) der Stellzunge und h) dem Drücker; außerdem sind noch, Fig. 3, i) die Schnellstange am rechten Bügel und k) der Stellstift am linken Bügel befestigt.

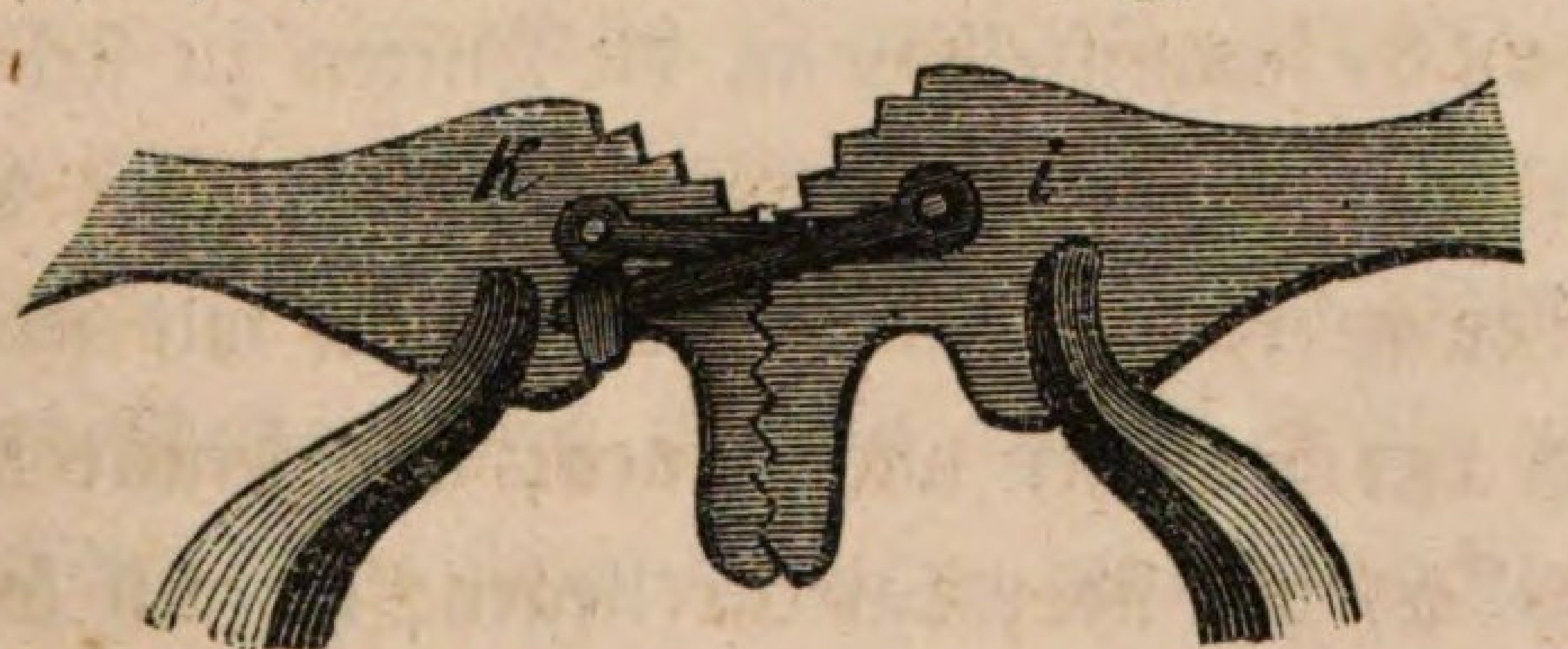


Fig. 3. **Die Schnellstange und der Stellstift.**

Wenn man einen Schwanenhals kauft, so prüfe man alle Theile, ob sie auch keine Brüche oder Sprünge haben und bedinge sich eine **14**=tägige Probezeit. Während dieser Zeit stelle man den Schwanenhals auf und lasse ihn **10** Tage und **10** Nächte aufgestellt hängen, ohne ihn in dieser Zeit einmal abzuspannen. Nach Verlauf dieser Frist lasse man ihn mehrere Male hintereinander abschlagen, wobei man dann darauf zu sehen hat, daß er auch noch schnell genug ist, d. h. er muß so schnell zuschlagen, daß die schnellste Bewegung des Fuchses das Entkommen desselben nicht mehr möglich macht; ferner, daß er auch beim Zuschlagen vom Boden etwas in die Höhe springt und, daß auch die Feder die Bügel noch so fest zusammenhält, daß man einen dazwischen gesteckten Finger nicht herausziehen kann. Eine gute Feder muß dann noch eben so viel Kraft äußern als vorher. Beim Abziehen des Schwanenhalses darf man die bloßen Bügel nie zusammenschlagen lassen, sondern muß immer einen weichen Gegenstand dazwischen halten, weil sonst die Bügel leicht zerspringen können.

Beim **Aufstellen des Schwanenhalses** verfährt man auf folgende Weise: Man legt den Schwanenhals auf einen gedielten Fußboden, kniet vor demselben, d. h. vor den Bügeln nieder, so daß die Bügelschraube unmittelbar an die Knieen zu stehen kommt. Nachdem man dann mittelst eines spitzen Keiles die Bügel etwas auseinander gebrochen hat, ergreift man mit jeder Hand einen Bügel, mit den Däumen nach innen, und drückt die Bügel so weit auseinander, bis sie wagrecht liegen; hierauf legt man auf jeden Bügel ein Knie, hält die wagrecht liegenden Bügel mit den Knieen fest und greift mit beiden Händen nach dem Stellschloß, legt hier den Stellstift unter die Schnellstange,

drückt die Schnellstange herunter und legt den Drücker über die Schnellstange, sodann zieht man den Stellhaken über die Stellzunge und steckt schließlich den Sicherheitsstift hinter den Stellhaken in die in der Schloßkapsel dazu befindlichen Löcher, um hierdurch das Losschlagen des Eisens zu verhindern. Nachdem auch dies geschehen, ergreift man der Vorsicht halber mit beiden Händen wieder die Bügel und versucht durch ein allmäliges Nachlassen des Druckes, ob auch der Schwanenhals richtig und fest steht und zieht zuerst die Knie, dann den Kopf und zuletzt die Hände allmälig zurück, indem man mit den Druck der Hände endlich ganz nachläßt und sie dann zurücknimmt.

Zur Erleichterung des Auseinanderdrückens der Bügel legt man einen kleinen Klotz von 1½ Zoll Höhe und 3 bis 4 Zoll Breite und Länge unter die Krapfen.

Der Sicherheitsstift muß am oberen Ende eine Öse mit einem darin befindlichen Bindfaden haben, um ihn an der Feder festbinden zu können, so daß er nicht herausfallen kann.

Zum Losschlagenlassen des Eisens befestigt man an den Stellhaken eine 4 Fuß lange Schnur, zieht dieselbe durch die Pfeife und nimmt vorsichtig, ohne den Bügeln mit dem Kopfe zu nahe zu kommen, den Sicherheitsstift heraus; nachdem man dann einen weichen Gegenstand über die Bügel gehalten, zieht man am äußersten Ende der 4 Fuß langen Schnur in der Verlängerung der Pfeife und läßt den Schwanenhals losschlagen. **Zum Putzen des Eisens** muß dasselbe auseinander genommen werden. Man schraubt dabei zuerst das Stellschloß ab, drückt dann die Bügel, wie vorn beschrieben, auseinander und legt in den innern Raum der auseinander gespannten Feder ein besonders dazu gefertigtes Brett, welches den innern Raum der gespannten

Feder ganz ausfüllen, und von hartem starkem Holze gearbeitet sein muß. Hierauf läßt man die Bügel allmälig hoch gehen und wird sie dann leicht von der Feder abnehmen können, weil diese durch das dazwischen gelegte Holz in ihrer Kraftäußerung aufgehalten wird. Zum Putzen des Eisens nimmt man trocknen Streusand; alte Rostflecke reibt man mit Sand und einem besonders dazu geschnittenen Holze ab. Zum Legen muß der Schwanenhals ganz sauber und rostrein sein.

2. Das Teller-Eisen.

Das Teller-Eisen, auch Tret-Eisen genannt, vertritt bei manchen Jägern die Stelle des Schwanenhalses, kommt aber diesem an Sicherheit beim Fuchsfange lange nicht gleich, wenn auch die Handhabung uud die Behandlung desselben viel leichter und einfacher ist, als beim Schwanenhalse. Das größere Teller-Eisen benutzt man zum Fuchsfang und zum Fangen von Dachsen, wilden Katzen und Fischottern. Für die Fischotter nimmt man sehr starke Eisen mit zwei guten Federn. Die kleineren Eisen werden auf Marder, Iltisse und Wiesel gelegt.

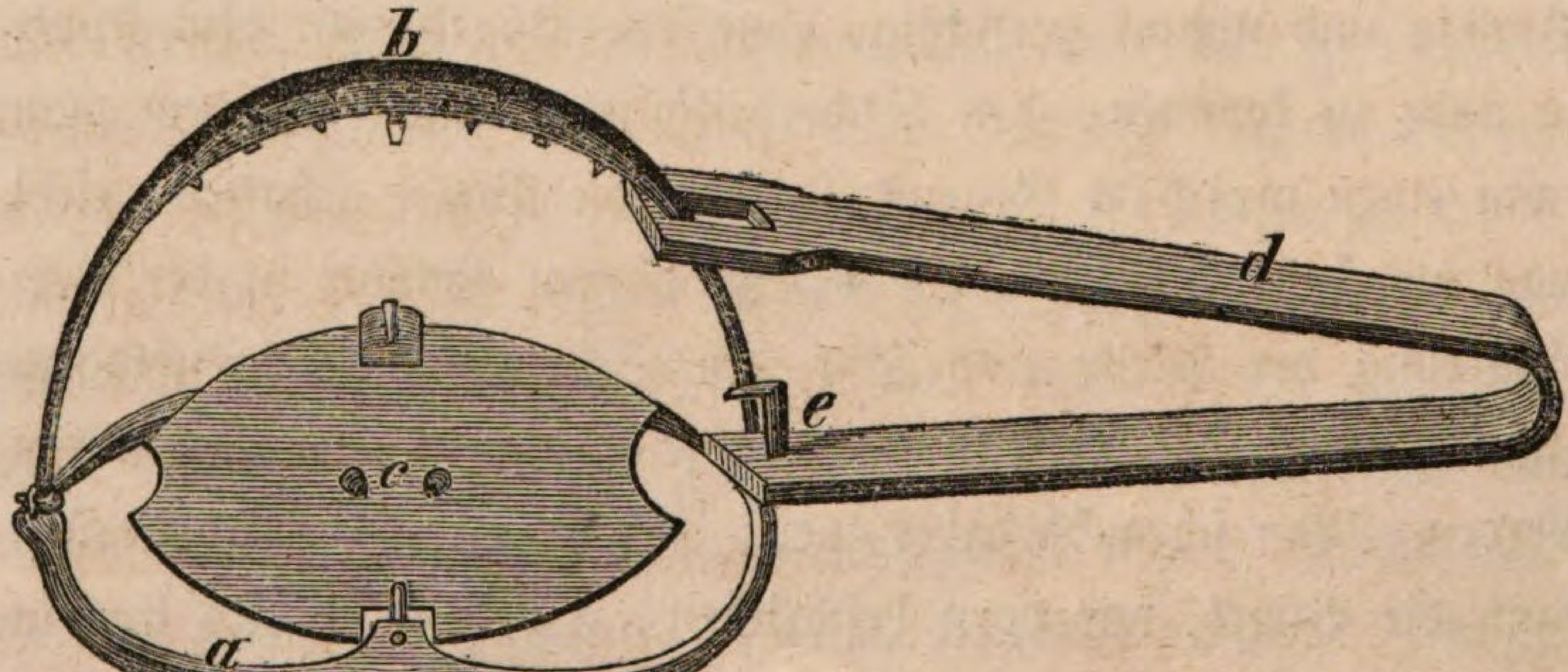


Fig. 4. Das Teller-Eisen.

Das Teller-Eisen, Fig. 4, besteht aus: a) dem Kranze, b) den Bügeln, die mit Zähnen besetzt sind, c) dem Teller von Eisen, der mit Löchern versehen ist und sich um seine Achse dreht, d) der Feder und e) dem Sicherheitshaken.

Beim Spannen des Teller-Eisens drückt man zuerst die Feder herunter, dreht den Sicherheitshaken darauf und legt dann die Bügel auseinander. Hierauf richtet man die Stellstifte gehörig aufeinander und dreht zuletzt den Sicherheitshaken behutsam nach der äußeren Seite herum, so daß die Feder wieder frei wird. Bei starken Federn, die beim Aufstellen des Teller-Eisens mittelst Schrauben zusammengeschraubt werden, schraubt man zuvor diese Schrauben aus der Feder heraus. Bei den großen Teller-Eisen hat der Kranz einen Durchmesser von 14 Zoll, bei den kleinen 8 bis 9 Zoll.

3. Das Angeleisen.

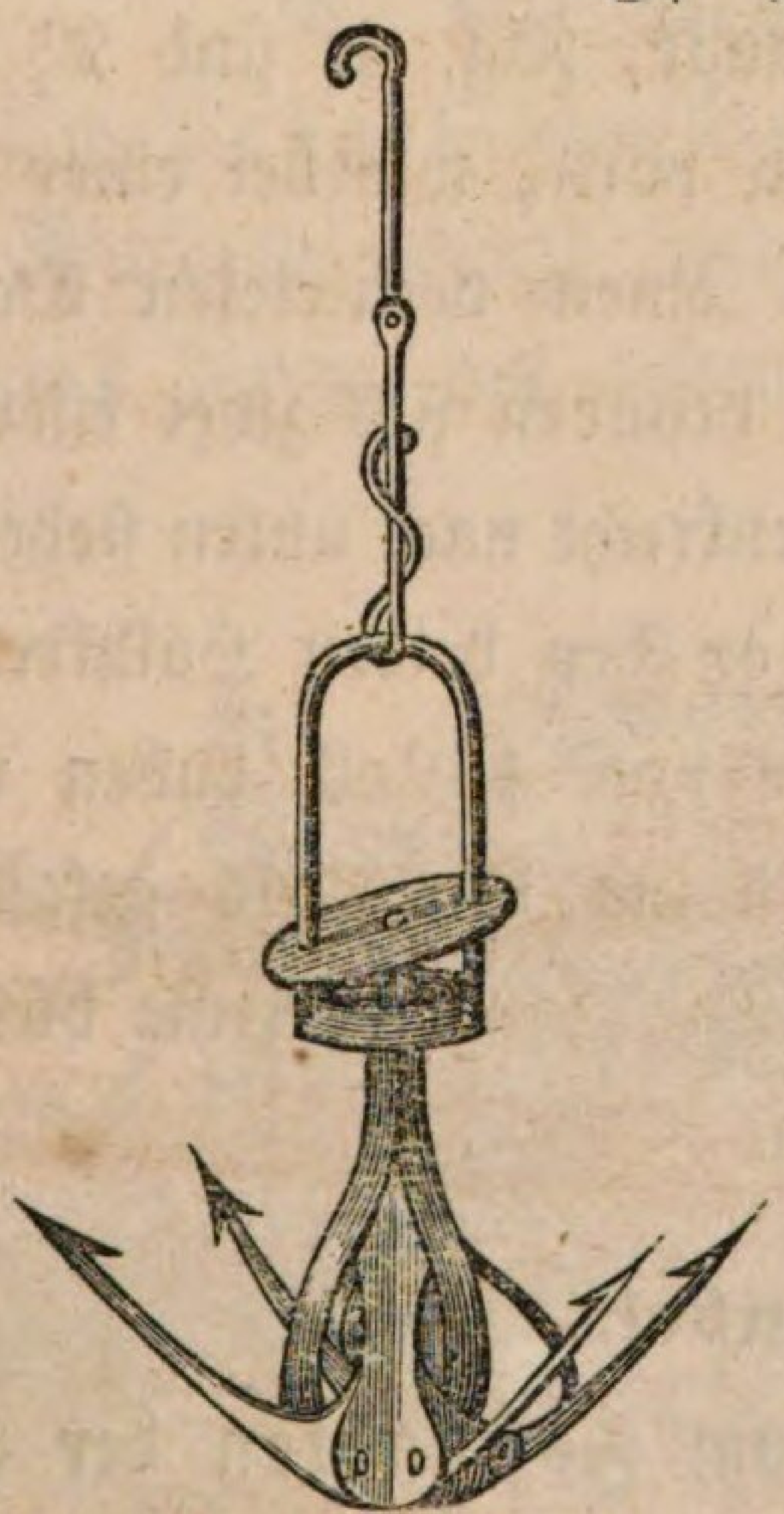


Fig. 5. Das deutsche Angeleisen.

Das deutsche Angeleisen besteht, Fig. 5, aus einer $2\frac{1}{2}$ Zoll langen eisernen Stange, an welcher unten vier scharfe Spitzen von 2 Zoll Länge so angenietet sind, daß sie sich an die Stange anlegen und auch durch ihre Federn, die oben an der Stange befestigt sind, abdrücken lassen. Dieses Abdrücken der Spitzen darf jedoch nur so weit geschehen können, daß dieselben in einem halben rechten Winkel zur Stange zu stehen kommen. An dem

oberen Ende der Stange wird eine Messingscheibe befestigt, die sich mittelst zweier darin befindlichen Löcher an einer eisernen Gabel auf und nieder schieben läßt. Am unteren Ende dieser Gabel sitzt ein stark befestigter Ring, der die Messingscheibe nach unten hin aufhält, und der die vier Spitzen in sich faßt, wenn man vorher die vier Federn beigedrückt und die Messingscheibe an der Gabel in die Höhe geschoben hat. Beim Herunterziehen der Stange schnellen dann die vier Spitzen plötzlich auseinander und drücken sich in dem Maule des daran zu fangenden Thieres fest.

4. Die Dachszange.

Die Dachszange benutzt man beim Ausgraben der Dachse und Füchse, zum Festhalten und Herausziehen derselben aus



Fig. 6. Die Dachszange.

dem Bau. Die beiden Arme dieser Zange, Fig. 6, sind 2½ bis 3 Fuß lang und drehen sich 1 Fuß von vorn, wie bei einer gewöhnlichen Scheere oder Zange, um einen vernieteten Dorn. Am vorderen Ende der Zangen-Arme befinden sich zwei eiserne, nach unten gebogene Halbkreise, die in senkrecht nach unten stehende 1½ Zoll lange Spitzen endigen. Der von den beiden Halbkreisen gebildete Kreis muß einen Durchmesser von 4 Zoll haben und darf nicht so groß sein, daß die damit um den Hals gefaßten Thiere den Kopf hindurchziehen können. Die Zangen-Arme dürfen nicht zu schwach und nicht biegsam sein.

5. Die Dachsgabel.

Die Dachsgabel benutzt man zum Festhalten der von Hunden gestellten Dachse, um dieselben dann todtzuschlagen. Man

schiebt dabei diese Gabel dem Dachse über den Hals und drückt ihn damit gegen die Erde fest. Die Dachsgabel, Fig. 7,



Fig. 7. **Die Dachsgabel.**

besteht aus einer $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll weiten und 6 Zoll langen eisernen zweizinkigen Gabel, an welcher ein 5 bis 6 Fuß langer hölzerner fester Stiel befestiget ist.

6. Der Dachshaken.

Der Dachshaken wird zum Herausziehen der Dachse und Füchse aus der Röhre benutzt. Er besteht, Fig. 8, aus einem

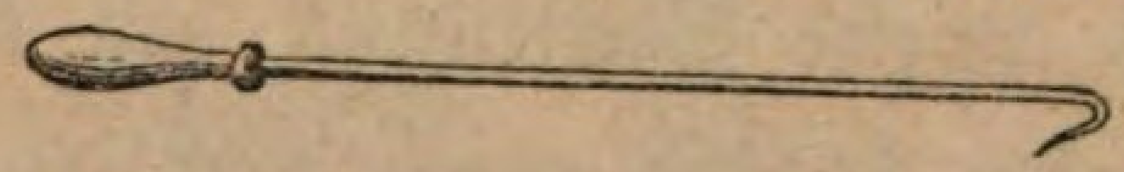


Fig. 8. **Der Dachshaken.**

$2\frac{1}{2}$ Fuß langen eisernen Haken, der unten mit einer scharfen Spitze versehen ist und oben einen hölzernen Griff hat.

7. Die Prügel- oder Brachfalle.

Die Prügel- oder Brachfalle wird meist nur zum Fangen von Mardern benutzt, und eignet sich auch nächst dem Schlagbaume hierzu am besten. Zum Bauen einer solchen Falle,

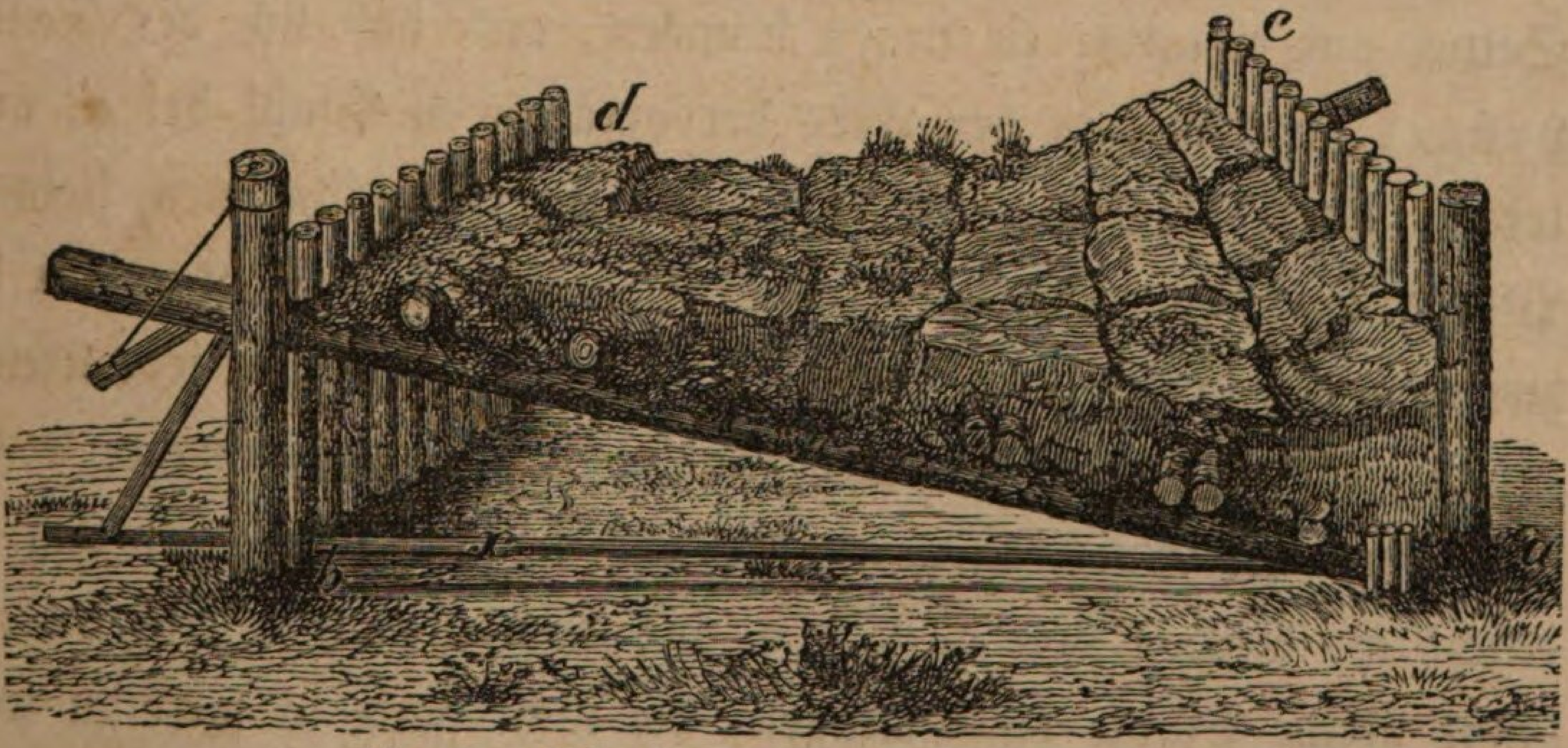


Fig. 9. **Die Prügel- oder Brachfalle.**

Fig. 9, nimmt man eine 4½ Fuß lange 6 Zoll starke Spaltlatte und läßt sie vermittelst der Säge in der Mitte trennen, so daß man zwei kleine Bohlenstücke davon erhält. Eins von diesen Bohlenstücken, von welchem man vorher ½ Fuß abgeschnitten, versenkt man als Lagerprügel in der Richtung, Fig. 9, a. b. fast ganz in die Erde, so daß die runde Seite nach unten, die breite Seite nach oben zu liegen kommt. Hinten bei a. befestigt man diesen Lagerprügel mit einem am Ende desselben eingeschlagenen starken Pfahl, der nach dem Lagerprügel zu eine breite Fläche haben und 1¼ Fuß über der Erde hervorragen muß, damit nachher das zweite Bohlenstück sich an ihn stützen kann. Außer diesem Pfahle schlägt man noch zu beiden Seiten des Lagerprügels bei a. kleine Pfähle ein, die 3 Zoll über die obere Fläche des Lagerprügels hervorragen müssen. Am vorderen Ende des Lagerprügels schlägt man auf beiden Seiten, Fig. 9 bei b., einen 1 bis 2 Zoll starken und 3 Fuß langen Pfahl so ein, daß er 1½ Fuß über den Boden hervorragt. Auf den so befestigten unteren Lagerprügel paßt man nun das andere ½ Fuß längere Bohlenstück, Fallprügel genannt, so auf, daß die beiden breiten Seiten auf einander zu liegen kommen, und daß sich der Fallprügel an dem aus der Erde hervorragenden Pfahl bei a. anlehnt, durch die bei a. zu beiden Seiten eingeschlagenen kleinen Pfähle aber am Seitwärtsrutschen verhindert und vorn bei b. zwischen den beiden dort befindlichen Pfählen sich ohne jede Klemmung auf und nieder bewegen läßt. Das ½ Fuß längere Ende steht vorn als Griff hervor. Wie aus der nebenstehenden Fig. 9 ersichtlich, werden von a. nach c. und von b. nach d. eine 3 Fuß lange Reihe Pfähle eingeschlagen, die nicht ganz so stark zu sein brauchen, wie die bei a. und bei b. und auch nur 1¼ Fuß über

der Erde hervorzuragen brauchen. Zwischen diesen und den bei b., resp. bei c., eingeschlagenen Pfählen muß ein kleiner Zwischenraum für die Zunge bleiben.

Auf der andern Seite c. d. legt man ebenfalls einen Lager- und einen Fallprügel aber in entgegengesetzter Weise, so daß die Stellung, die diesseits bei b. angebracht wird, jenseits bei c. zu stehen kommt. Die beiden Fallprügel werden durch querübergelegte Stangen verbunden und mit starken Rasenstücken gehörig beschwert, so daß ein Marder, der sich zwischen den beiden Prügeln fängt, nicht wieder entkommen kann und bald todtgedrückt wird.

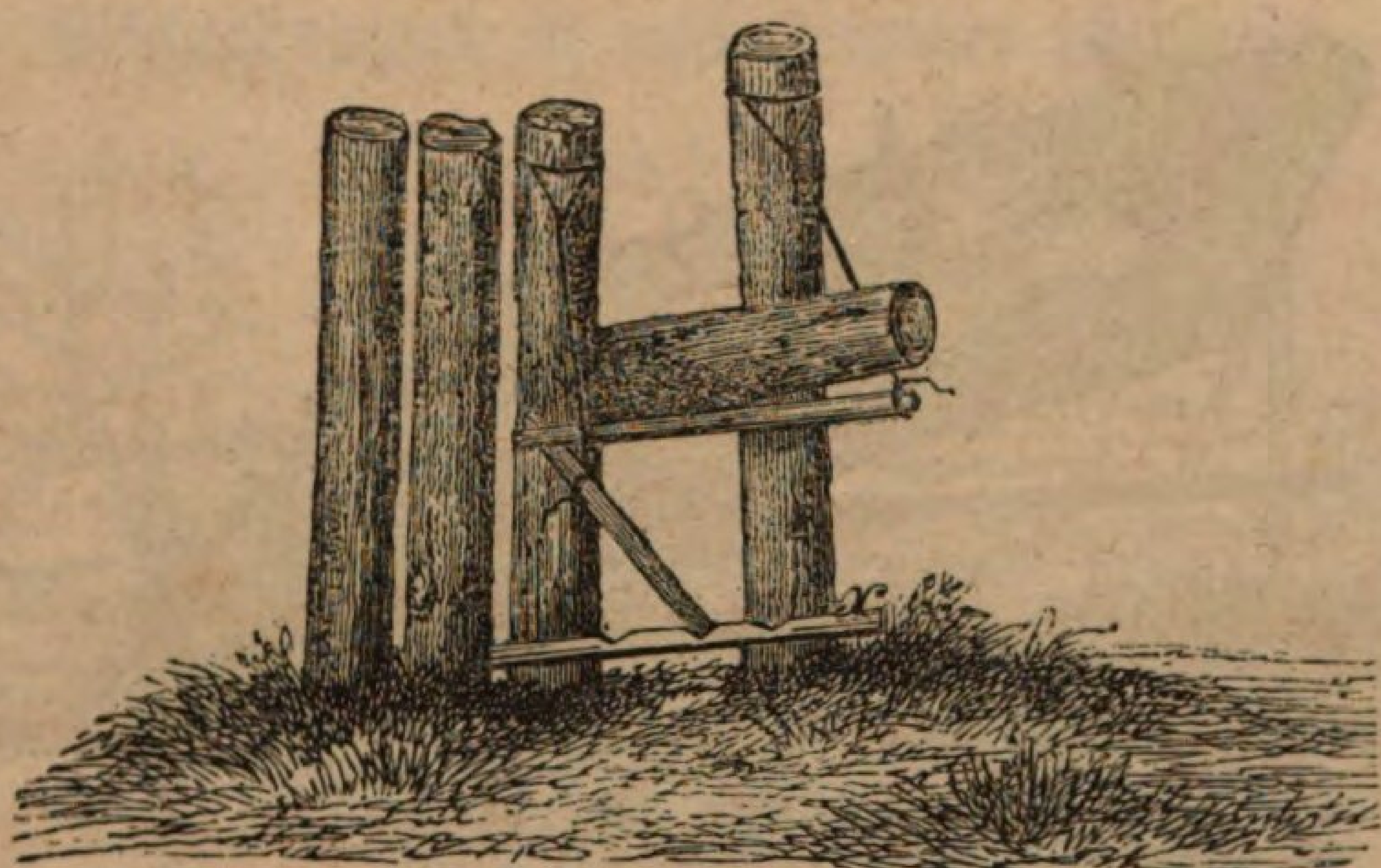


Fig. 10. **Die Stellung der Prügelfalle.**

Zur Stellung der Prügelfalle, Fig. **10**, befestigt man mittelst einer starken Pferdehaarschnur an den beiden Pfählen bei b. und an den beiden Pfählen bei c. zwei Stellhölzer, siehe Fig. **10**, von hartem Holze und fertigt sich außerdem eine Zunge, siehe Fig. **9** und **10** x., die man hinten bei a. und auf der andern Seite bei d. so anbindet, daß sie sich nicht nach vorn hin bewegen kann und hinten auch nicht eingeklemmt sein darf. Der lichte Raum in der aufgestellten Falle muß bei b. und bei c. $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll betragen.

Schon vor der Anlage des Dohnenstriches baut man diese

Falle und wirft ab und zu einen Vogel hinein, ohne sie jedoch fängisch zu stellen, damit sich der Marder hingewöhnt und damit die Falle bis zum November auch gehörig verwettert ist.

8. Die Mordfalle.

Die Mordfalle ist viel einfacher, wie die Prügelfalle, und fängt dennoch ganz sicher. Man nimmt dazu sieben Stück 4 Zoll starke und 4 Fuß lange grade Stangen, legt dieselben neben einander und verbindet sie mit einigen quer übergenagelten Leisten, so daß das Ganze fest aneinander sitzt. Zum Aufstellen

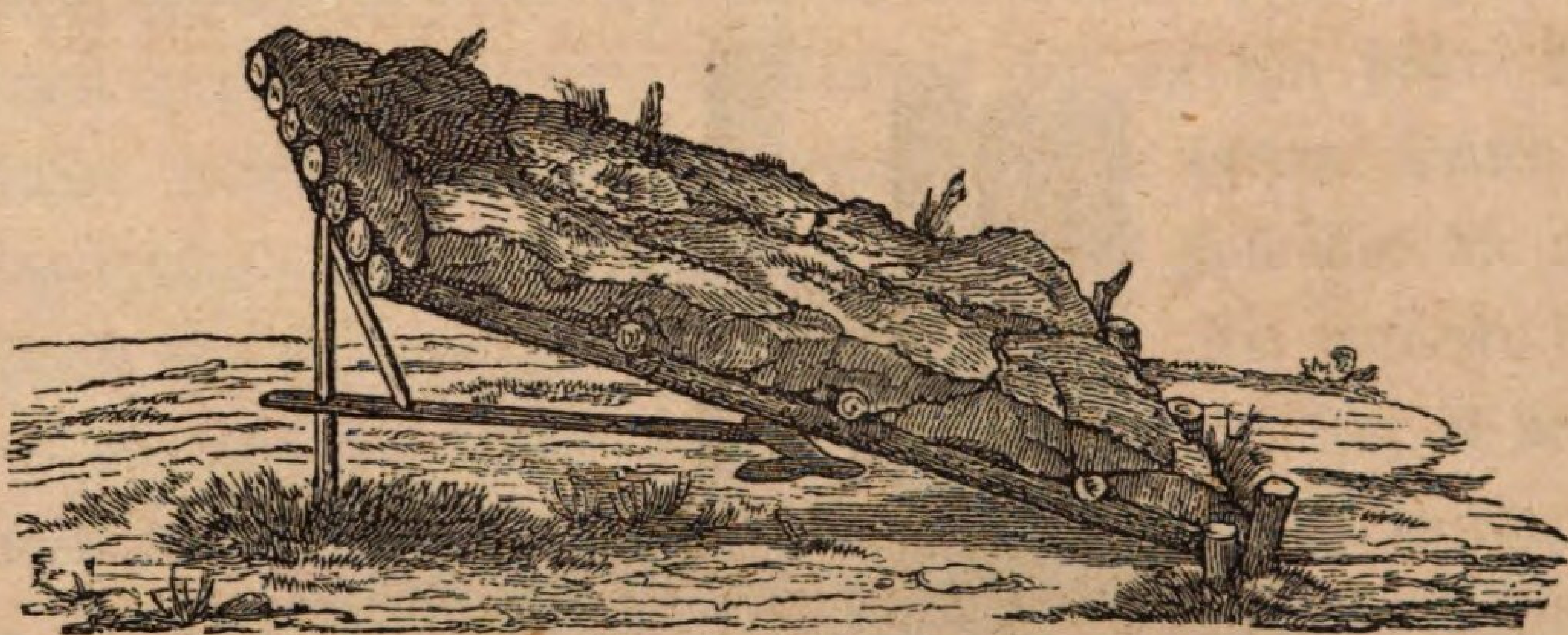


Fig. 11. Die Mordfalle.

der Mordfalle, siehe Fig. 11, sucht man sich einen ebenen Platz mit festem Boden, schlägt hier mehrere Pfähle so ein, daß sie ½ Fuß hervorragen und stämmt die zusammengeschlagene Decke dagegen.

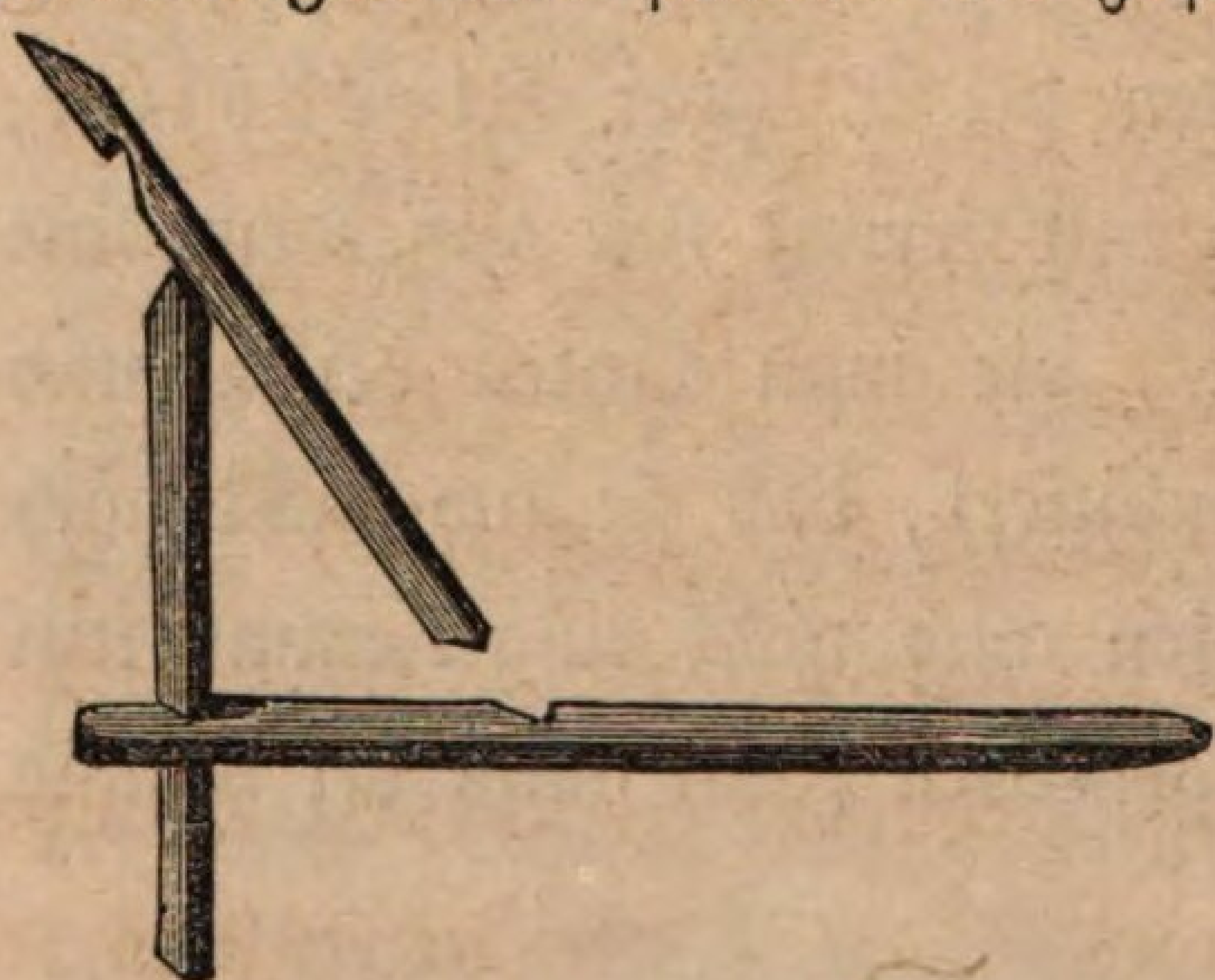


Fig. 12. Die Stellung der Mordfalle.

Als Stellung benutzt man die der gewöhnlichen Studentenfalle, aber in umgekehrter Art, siehe Fig. 12, an deren Zunge der Fangbrocken oder Vogel festgebunden wird. Die Stellung wird unter der mittelsten

Stange angebracht und kommt auf einen flachen Stein zu stehen, der ganz in den Boden versenkt wird. Die ganze Decke wird mit starkem Rasen beschwert und mit Moos überdeckt, so daß das Ganze wie ein Mooshügel aussieht; eben so verfährt man auch mit der Prügelfalle.

9. Der Schlagbaum.

Der *Schlagbaum* fängt am besten und am sichersten. Der Marder geht lieber in den Schlagbaum, weil er hoch auf dem Baume steht, als in die Prügel- und Mordfalle. Die Anfertigung des Schlagbaumes ist auch weniger schwierig, wie die der

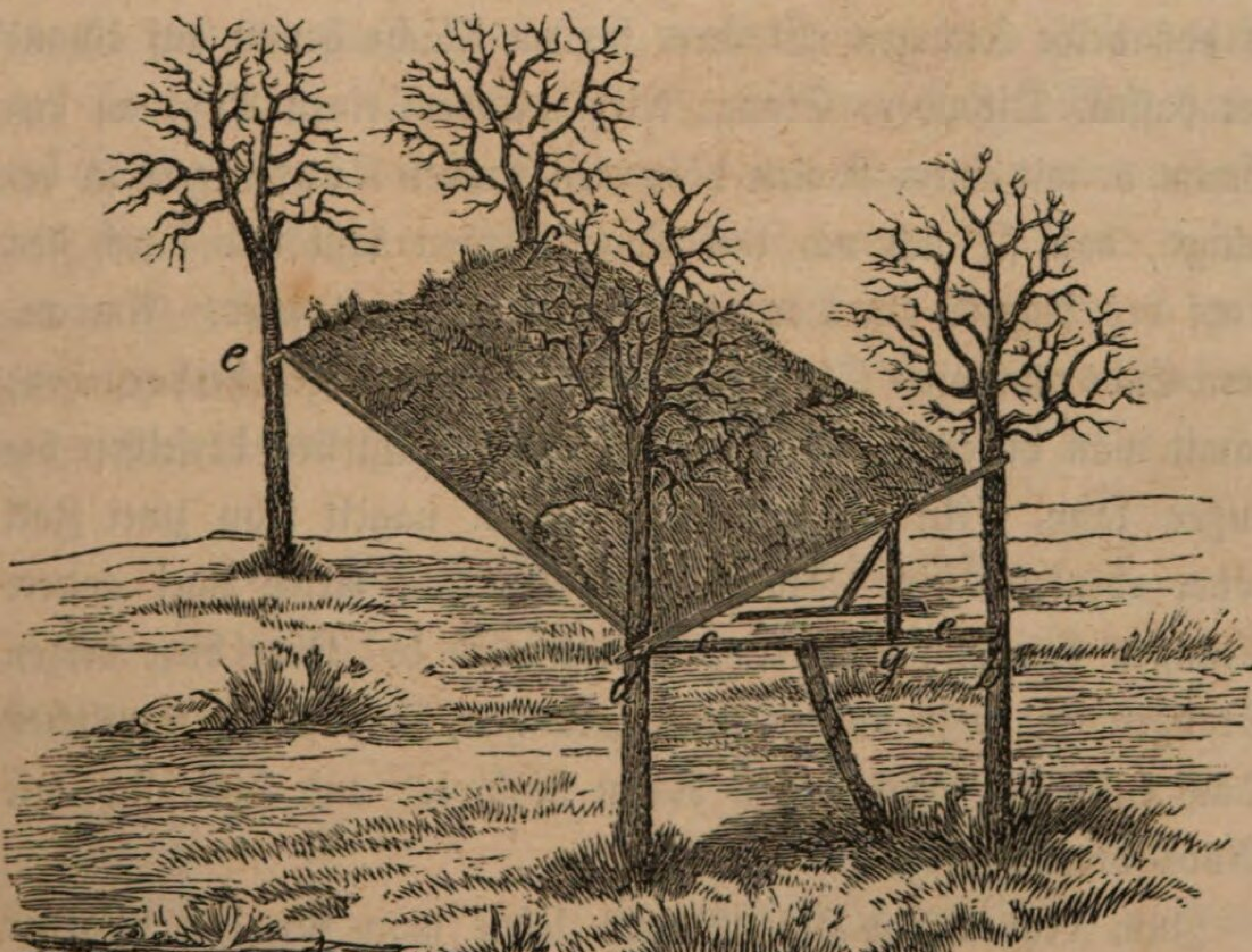


Fig. 13. **Der Schlagbaum.**

Prügelfalle, wenngleich der erstere mehr der Zerstörung unnützer Hände ausgesetzt ist als der letztere. Man wählt zur Anlage des Schlagbaumes am liebsten *alte* Eichenbestände, in denen sich

Kiefern-Stangenholz horstweise angeflogen vorfindet, weil hier der Marder gewöhnlich am meisten herumläuft.

In einem solchen Stangenhorste sucht man sich vier Bäume von 6 bis 8 Zoll Stammstärke, die im Rechteck $3\frac{1}{2}$ Fuß und 5 bis 6 Fuß von einander entfernt stehen, siehe Fig. 13. An zwei dieser Bäume a. und b. nagelt man auf 4 Fuß Höhe von der Erde eine 4 Zoll starke Stange c. mit hölzernen Nägeln ganz fest an. Die obere Fläche dieser wagerecht angenagelten Stange muß glatt beschlagen sein, so daß sie nach oben eine breite und ganz grade Fläche hat. Auf diese Stange legt man eine eben so starke Stange, die auf der unteren Seite beschlagen sein muß, so daß beide Stangen mit ihrer breiten Fläche genau auf einander passen. Die obere Stange wird mit dem einen Ende an den Baum a. mit einem starken hölzernen runden Kopfnagel so befestigt, daß sie sich um den Nagel drehen läßt und durch den Kopf des Nagels am Herunterrutschen behindert wird. Am andern Ende muß diese Stange $\frac{1}{2}$ Fuß über der unteren hervorstehen, damit man dieses Stück als Griff beim Aufstellen derselben benutzen kann. An die Bäume e. und f. nagelt man zwei Zoll höher ebenfalls eine Stange und legt auf dieser zwei andere Stangen von e. nach a. und von f. nach b. Über diese beiden Stangen legt man andere kleine Stangen, so daß ein förmliches Dach entsteht, welches mit Rasen beschwert und schließlich mit Moos bedeckt wird.

Zum bequemeren Hinaufsteigen lehnt man für den Marder einen 6 bis 7 Zoll starken Baumstamm in schräger Richtung gegen die Mitte der unteren Stange c.

Als Stellung benutzt man die vorn Fig. 12 beschriebene, wobei aber die Zunge nicht zwischen den beiden Schlagbäumen

stehen darf, sondern vom Punkte g. ab in einen spitzen Winkel nach hinten gestellt sein muß, so daß der Marder, wenn er auf dem angelegten Stamm hinaufgestiegen, sich mit dem Vordertheil unter dem Schlagbaume befindet, ehe er die Zunge berühren kann. Der Fangbrocken hängt mitten unter dem Dache, so daß der Marder von der unteren Stange c. aus den Brocken nicht erreichen kann, sondern die Zunge zum Drauftreten benutzen muß, um heran zu kommen. Die Stellung muß von recht festem Holze gemacht werden und recht knapp stehen.

Wenn der Schlagbaum an zu schwache Bäume gebaut wird, stellt der Wind durch das Hin- und Herbewegen der Bäume die fängisch gestellte Falle häufig ab, weshalb man diese Fallen auch nach jedem starken Sturme sogleich revidiren muß. Man baut den Schlagbaum schon im Sommer, damit das darin verwendete Holz bis zum Winter gehörig verwettern kann. Während dieser ganzen Zeit sucht man den Marder schon beim Schlagbaum anzukirren, indem man unter der Falle auf der Erde und auch oben unter dem Dache Vögel anhängt.

10. Die einklappige Marderfalle.

Die einklappige Marderfalle benutzt man meist nur zum Fangen von Steinmardern und Katzen an Thiergärten-Umzäunungen. Die Form derselben (siehe Fig. 14) ist allgemein bekannt, man macht sie gewöhnlich 3½ Fuß lang, 14 Zoll breit und 10 Zoll hoch. Die innere Seite wird mit einem starken Drathgitter verschlossen, während an der andern

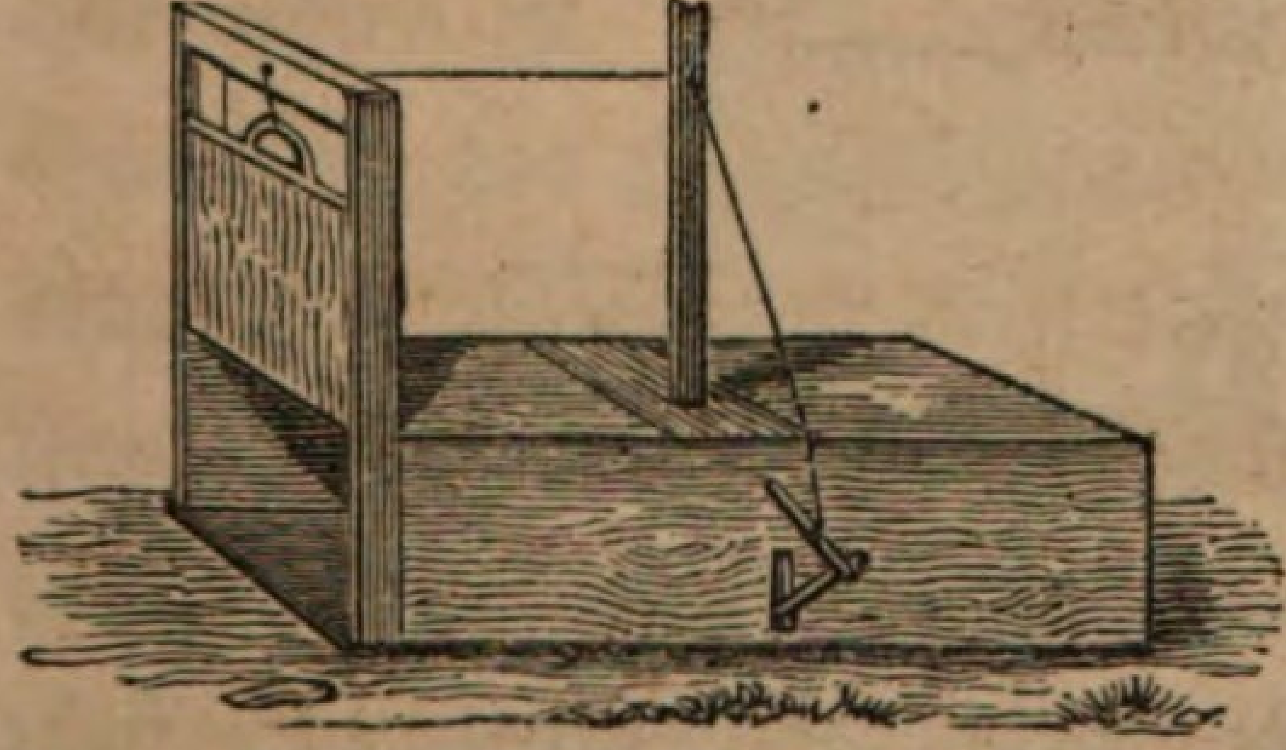


Fig. 14. Die einklappige Marderfalle.

Seite ein Fallschieber angebracht wird. Die Stellung selbst ist Fig. 14 ersichtlich. Das Trittbrett muß 10 bis 12 Zoll lang und 4 bis 5 Zoll breit sein und außerdem eine 3 bis 4 Zoll lange Zunge haben, die mit mehreren Stellkerben versehen wird. Die Zunge darf sich in dem Ausschnitt des Seitenbretts nicht klemmen, eben so wenig das Trittbrett im Innern der Falle. Der Ausschnitt für die Zunge in der Seitenwand muß mit Blech beschlagen sein. Der Fallschieber muß schwer genug sein, um schnell herunter zu fallen, er darf sich aber auch nirgends klemmen. Die ganze Falle muß aus hartem und starkem Holze gefertigt werden.

11. Die zweiklappige Marderfalle.

In der zweiklappigen Marderfalle fängt man außer dem Marder noch den Iltis und das Wiesel. Ihre Form und Stellung gleicht der der allgemein bekannten Rattenfalle. Man macht sie 3 Fuß lang, 10 Zoll hoch und 12 Zoll breit. Um das Hochheben der Klappen durch den gefangenen Marder u. s. w.

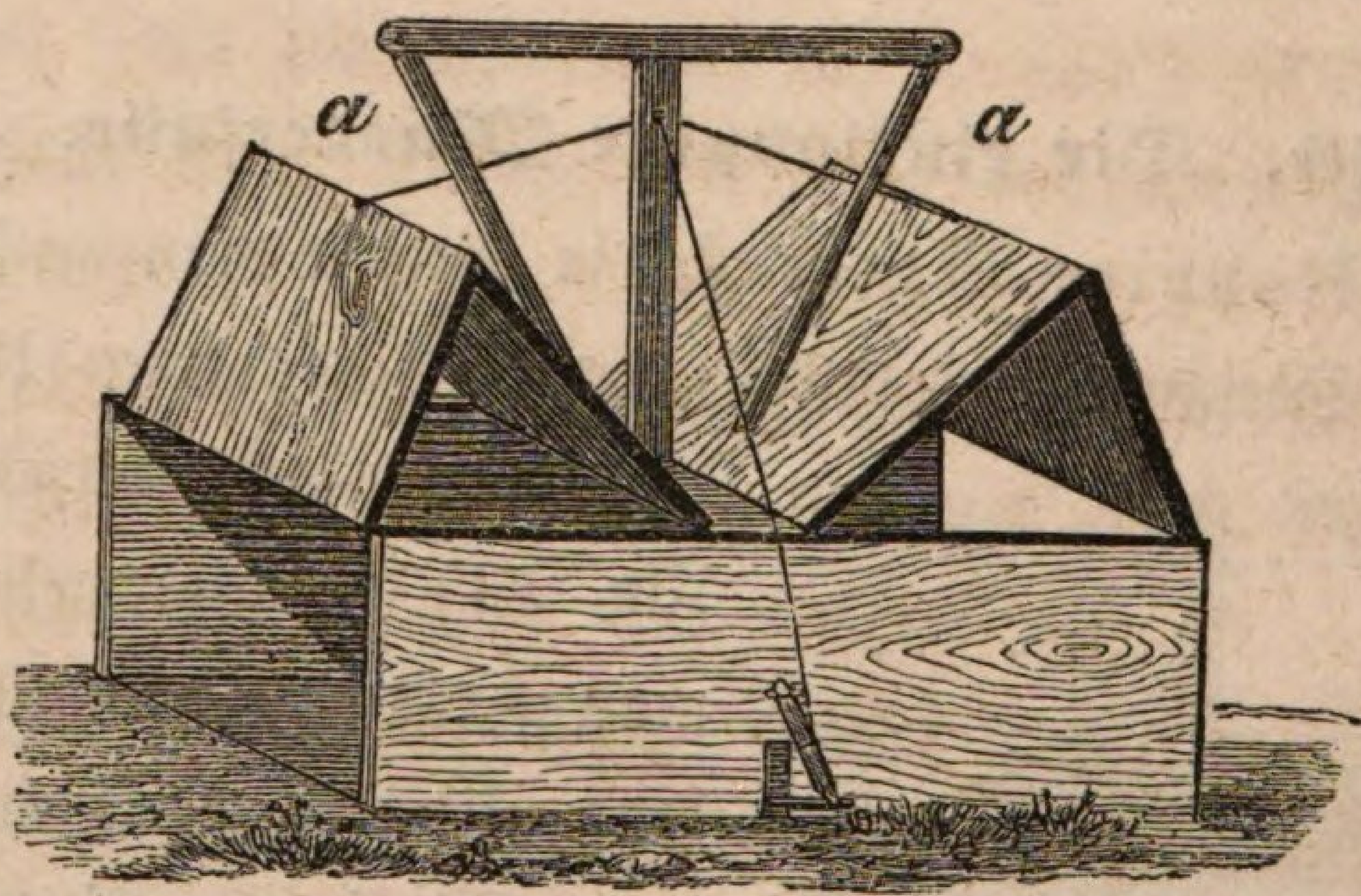


Fig. 15. Die zweiklappige Marderfalle.

zu verhindern, bringt man zwei bewegliche Schwengel, siehe Fig. 15 a. a., an, die beim Herunterfallen der Klappen senkrecht

zu hängen kommen und sich dann gegen den Deckel der Klappe stämmen, falls dieselbe aufgehoben werden sollte.

12. Die Fuchsgrube.

Der Fang des Fuchses in der Fuchsgrube ist eine neue und sehr zu empfehlende Methode. Man legt die Fuchsgrube am besten auf dem Felde oder auch auf Schonungen an, wo der Boden recht fest ist und womöglich aus Lehm besteht. Im Sandboden würden die senkrecht zu stechenden Wände der Grube nicht gut stehen, und es würde auch im Sandboden dem gefangenen Fuchse möglich sein, sich in einer Nacht herauszuarbeiten. Im festen Boden also macht man die Grube 12 Fuß tief und ganz kreisförmig. Der Durchmesser der Grube muß 7 Fuß messen und die Wände müssen lothrecht und ganz glatt gestochen werden, damit der Fuchs nicht daran hochklettern kann. Der Auswurf der Grube wird rund um dieselbe und ganz eben planirt; Steine und dergleichen werden weggeschafft. Den oberen Rand der Grube bedeckt man mit einem Bretterkranz, der 6 Zoll breit übersteht, d. h. die Öffnung der Grube rund herum 6 Zoll breit verdecken muß, um das Entkommen des Fuchses unmöglich zu machen, weil es sich schon ereignet hat, daß der Fuchs spiralförmig an der Wand der Grube in die Höhe gelaufen und dann entkommen ist. Aus der nach vorstehender Vorschrift überdeckten Grube ist das Herauskommen jedoch nicht möglich, weil der Fuchs beim Hochlaufen mit dem Kopf gegen den hervorragenden Bretterrand stoßen würde und dann immer in die Grube zurückfallen muß. Quer über die Mitte der kreisförmigen Grubenöffnung legt man eine 2 Zoll breite, starke Latte und befestigt diese an beiden Enden mittelst starker hölzerner Nägel. Auf dieser Latte,

grade über die Mitte der Grube nagelt man den sogenannten Teller auf. Der Teller wird aus einem 2 Zoll starken Brette ganz rund mit einem Durchmesser von 8 bis 10 Zoll gefertigt. Oben auf der Mitte des Tellers schlägt man eine Kramme ein, an welcher später eine Lockente befestigt wird. In den 2 Zoll starken Rand des Tellers werden 2 bis 3 Zoll tiefe Löcher dicht neben einander eingebohrt. Diese Löcher müssen so groß sein, daß sich Rohrhalme hineinstecken lassen, und müssen in solcher Richtung eingebohrt werden, daß die in dieselben hineingesteckten Rohrhalme die Öffnung der Grube strahlenförmig und wagrecht überdecken. Die Rohrhalme müssen so lang sein, daß sie, nachdem sie mit dem einen Ende in den Teller gesteckt worden sind, mit dem andern Ende bis nach dem Bretterkranz hinüberreichen und auf diesen noch 1 Zoll lang aufliegen. Über diese Rohrhalme breitet man nun grades oder auch krummes Stroh ganz dünn aus, so daß die Grube dadurch vollkommen maskirt ist. Der Teller in der Mitte braucht nicht bedeckt zu werden, weil auf diesem die Ente sitzt.

Zum Befestigen der lebenden Ente auf dem Teller nimmt man ein breites festes Band, oder auch eine Tuchecke, doppelt zusammen und theilt dieselbe durch zwei eingeschürzte Knoten in drei Theile, die sich, da das Band doppelt liegt, öffnen lassen. An dem einen Ende bindet man mit Bindfaden einen kleinen hölzernen Knebel an, siehe Fig. 16.



Fig. 16. Der Zaum.

Zur Anfertigung dieses sogenannten Zaumes, nimmt man sich am besten gleich eine Ente zur Hand, und richtet die Längen

der einzelnen Zaumtheile nach der Größe der Ente ein. Durch den vorderen Theil des Zaumes, siehe Fig. 16 a., steckt man den Kopf und Hals der Ente, so daß der Knoten d. auf dem Rücken der Ente da zu sitzen kommt, wo die Flügel angewachsen sind. Den mittleren Theil des Zaumes, Fig. 16 b., legt man über den Rücken der Ente nach hinten und zieht beide Flügel von unten nach oben durch, so daß der Zaum unter den Flügeln zu liegen kommt, ohne daß der Ente die Bewegung mit den Flügeln dadurch erschwert wird. Der Knoten e. muß auf dem Rücken, hinter den Flügeln, in der Nähe der Schwanzwurzel zu liegen kommen, ohne daß aber der Schwanz noch durch den Theil b. hindurchkriechen kann. Durch den hintern Theil des Zaumes c. zieht man den Schwanz und nimmt nun den Knebel f. unter dem Bauche der Ente bis zur Brust, steckt hier den Knebel durch den vorderen Theil des Zaumes a. und zieht dann den Knebel durch die auf dem Teller befindliche Kramme. Um zu dieser Kramme zu gelangen, bedient man sich eines Brettes, welches von dem Rand der Grube nach der über die Mitte der Öffnung genagelten Leiste gelegt wird. Dieses Brett darf jedoch nicht in der Nähe der Grube liegen bleiben, sondern muß immer einige hundert Schritte entfernt davon aufbewahrt werden. Um die Grube herum wirft man Pferdedung, damit das Ganze wie ein Düngerhaufen aussieht.

13. Dohnen: a) Laufdohnen.

Zur Anfertigung einer Laufdohne, siehe Fig. 17, nimmt man eine biegsame, $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ Zoll starke Ruthe und steckt sie mit beiden Enden so tief und fest in die Erde, daß sie nicht leicht herausgerissen werden kann und daß die nebenstehende Figur entsteht.

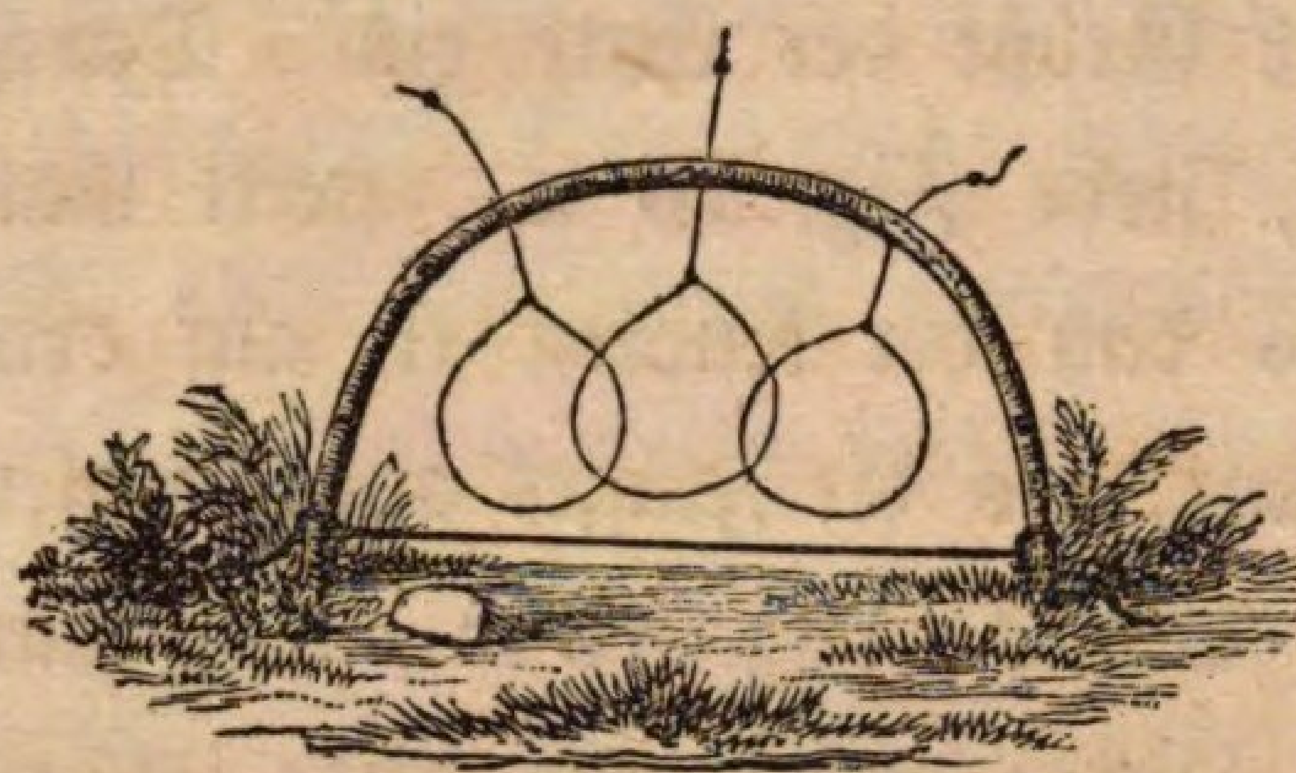


Fig. 17. Die Laufdohne.

Zum Schnepfenfang muß der Bogen der Dohne 10 Zoll hoch und 8 Zoll breit sein; zum Fang von Krammetsvögeln macht man die Dohne 7 Zoll hoch und 7 Zoll weit. Einen Zoll hoch über der Erde werden die beiden unteren Enden der Steckdohnen mit einem Bindfaden verbunden, damit die Schnepfe, welche meist mit nach unten gesenktem Schnabel auf dem Steige lang läuft, durch dieses Hinderniß gezwungen wird, den Kopf grade vor den Schlingen hoch zu heben und durch diese hindurch zu stecken. In diese Laufdohnen hängt man 3 oder auch 2 Schleifen und zwar für Schnepfen achtdräthige, für Krammetsvögel dreidräthige. Bei ersteren muß die Schlinge 3 Zoll im Durchmesser haben und 3 Zoll vom Boden entfernt hängen. Bei letzteren muß die Schlinge 2½ Zoll breit sein und 1½ Zoll vom Boden entfernt hängen. Zum Einziehen der Schleifen in die Dohnen sticht man ein spitzes aber starkes Messer von oben ganz genau senkrecht in den Bügel, vergrößert den dadurch entstehenden Spalt durch ein geringes Umdrehen des Messers so weit, daß sich die Schleife durchziehen läßt und steckt dann neben dem Messer die Schleife von oben durch, so daß dieselbe mittelst des am oberen Ende befindlichen starken Knotens in dem Spalt der Dohne festgehalten wird. Wenn die Schleifen etwas zu lang sind, so läßt man den zu langen Theil über der Dohne hervorstehen, und zieht nur so viel von der Schleife durch den Spalt nach unten hindurch, wie zur Formung der Schlinge erforderlich ist.

Fig. 18 zeigt eine andere Form von Laufdohnen, bei denen man nur zwei Schleifen einzieht, die aber eben so weit entfernt

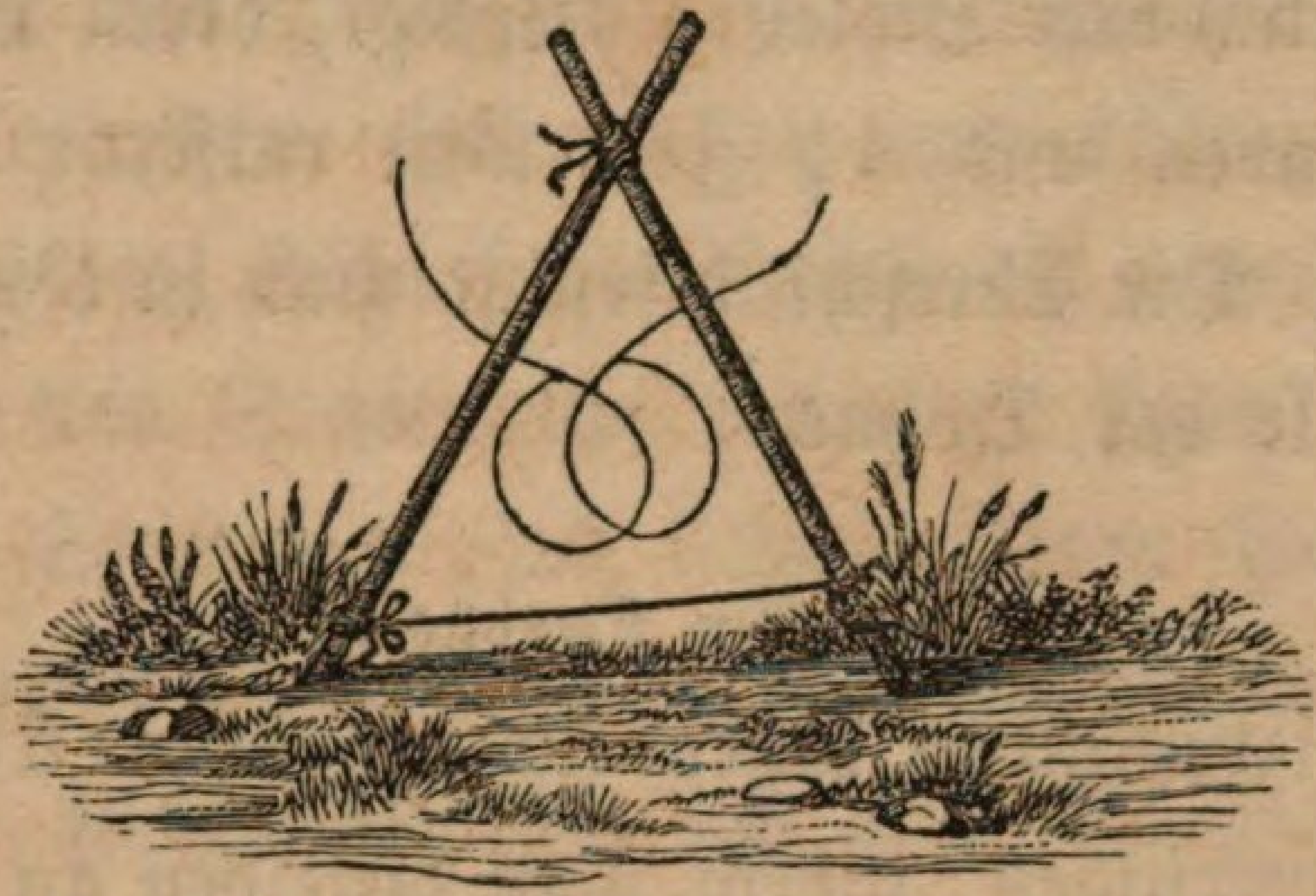


Fig. 18. Eine andere Form der Laufdohne.

vom Boden hängen müssen, wie vorstehend angegeben. Die Höhe dieser Dohnen beträgt 12 Zoll und die untere Weite 8 Zoll.

b) Hängedohnen.

1. Im Nadelholze.

Zum Befestigen der Hängedohnen im Nadelholze eignet sich am besten die Form der Fig. 19. Man stutzt dazu zwei Quirlzweige ein, biegt sie etwas zusammen, und schiebt dann die Dohne hinauf. In stärkeren Stangenörtern läßt sich die Hängedohne nicht gut anbringen, weil dort die Zweige dazu meist fehlen. Zur Anfertigung dieser Dohne nimmt man eine 3 Fuß lange und $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{4}$ Zoll starke Ruthe von recht zähem Holze, dreht dieselbe 7 Zoll vom dicken Ende entfernt wie eine Wiede, giebt der Ruthe dort eine rechtwinklichte Biegung, verwendet 14 bis 15 Zoll von der Ruthe zu einem 6 Zoll hohen Bogen, windet hier die Ruthe wieder wie eine Wiede, legt diesen Theil über den oberen graden Theil herum und wickelt das überbleibende Ende um den Bogen bis an den oberen graden Theil. In den oberen graden Theil

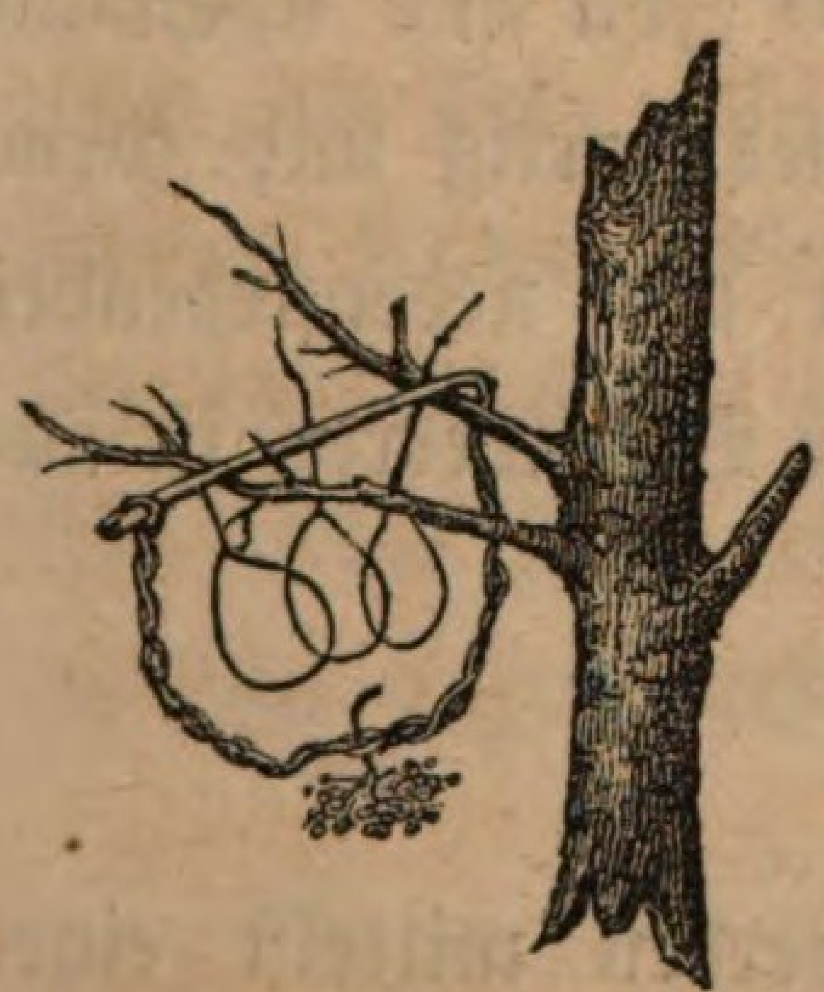


Fig. 19. Die Hängedohne im Nadelholze.

werden gewöhnlich drei Schleifen befestigt, deren Schlingen $2\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser haben und $1\frac{1}{2}$ Zoll weit entfernt von dem Bogen hängen müssen. Die Ebresche befestigt man in dem unteren durchflochtenen Theile der Dohne.

2. Im Laubholze.

In Laubholzbeständen lassen sich die dreieckigen Hängedohnen am besten befestigen, indem man dieselben an biegsame Zweige

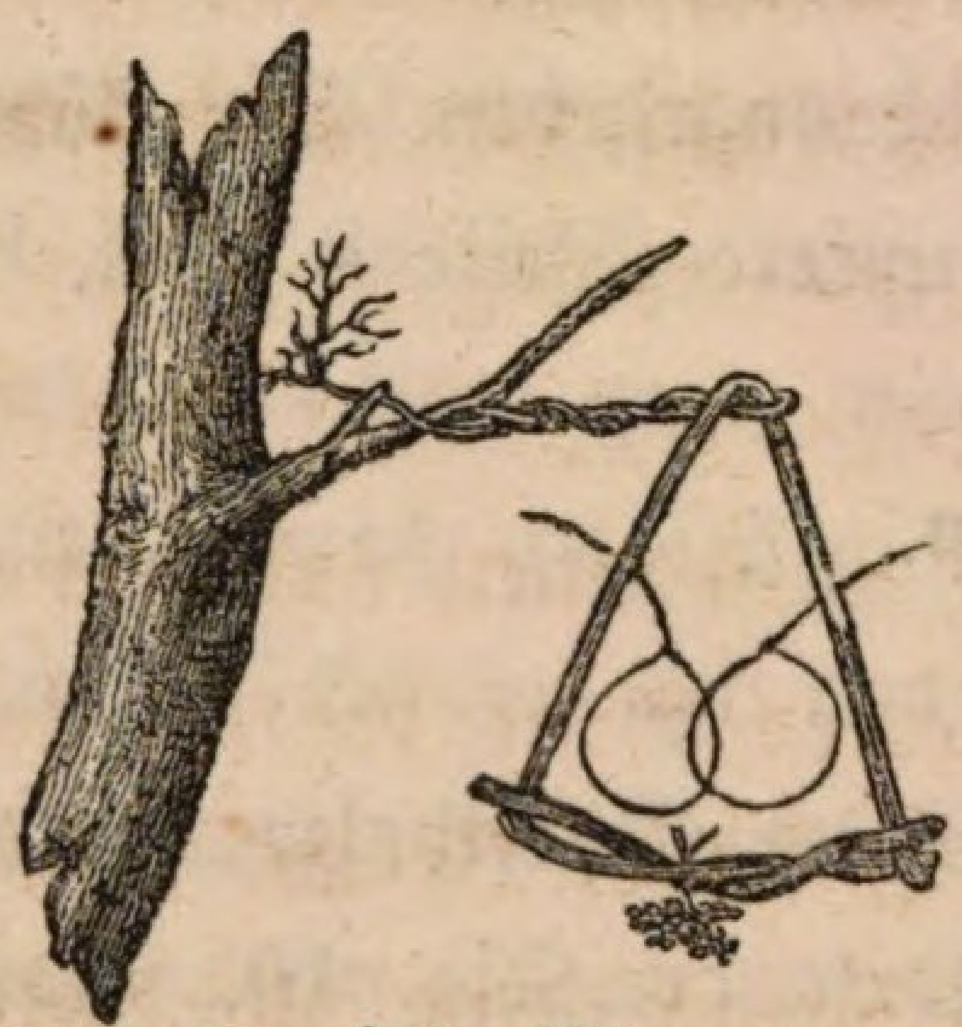


Fig. 20. Die Hängedohne im Laubholze.

förmlich anbindet. Zur Anfertigung derselben, siehe Fig. 20, nimmt man am liebsten gabelförmig gewachsene Ruthen, oder man schneidet sich zähe Ruthen, die 32 Zoll lang und unten $\frac{1}{3}$ Zoll stark sind. Diese Ruthen dreht man zuerst 6 Zoll vom dicken Ende, dann 10 Zoll und nochmals auf 10 Zoll Länge wiedenartig und formt dann die Dohne zu der nebenstehenden Figur. Das Anbringen der Schleifen und der Vogelbeeren ist aus der nebenstehenden Figur ersichtlich.

(c Steckdohnen.

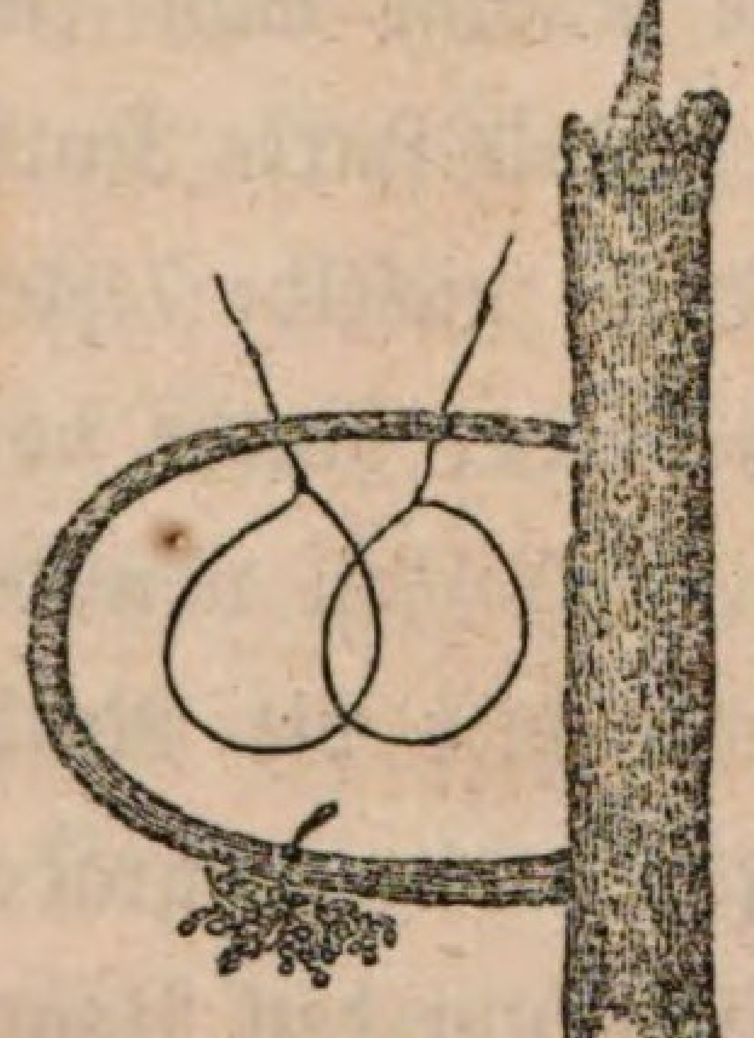


Fig. 21. Die Bügeldohne.

Die Steckdohnen werden mittelst eines Dohnenbohrers eingebohrt und nicht, wie es früher geschah, eingestämmt, wobei oft der ganze Baum aus einander gespalten wurde. Die Bügeldohnen, Fig. 21, verdienen vor allen übrigen Dohnen den Vorzug, weil sich das Material dazu aus den Kieferndickungen am leichtesten beschaffen läßt und weil man später, wenn sie einmal angefertigt sind, am

wenigsten Arbeit mit ihnen hat. Man schneidet sich in Kiefernschonungen unterdrückte Stämmchen von 15½ Zoll Länge und ⅓ Zoll Stammstärke, spitzt beide Enden ein wenig an und bohrt sie so ein, daß das Stammende unten zu sitzen kommt und daß die Dohne am Stamm 6 Zoll lichten Raum hat. Schlingen und Vogelbeeren befestigt man, wie in der beistehenden Figur vorgeschrieben. Außerdem läßt sich auch die unter Fig. 19 und 20 gewählte Form zur Steckdohne benutzen, wenn man das starke Ende der Ruthe 2 Zoll länger macht und dies zum Einbohren der Dohne benutzt.

d) Falldohnen.

Die Falldohnen stellt man wie die Laufdohnen und fertigt dieselben auf folgende Weise: Auf der einen Seite des für den Fang gewählten kleinen Steiges wird ein Pfählchen bis auf 4 Zoll über der Erde eingeschlagen und auf der innern Seite mit einem flachen Kerb versehen. Diesem Pfählchen gegenüber wird auf der andern Seite des Steiges ein kleiner Stab mit einem Ende fest in die Erde gesteckt und bis auf einen kleinen Zwischenraum an den gegenüberstehenden Pfahl herangebogen, siehe Fig. 22.

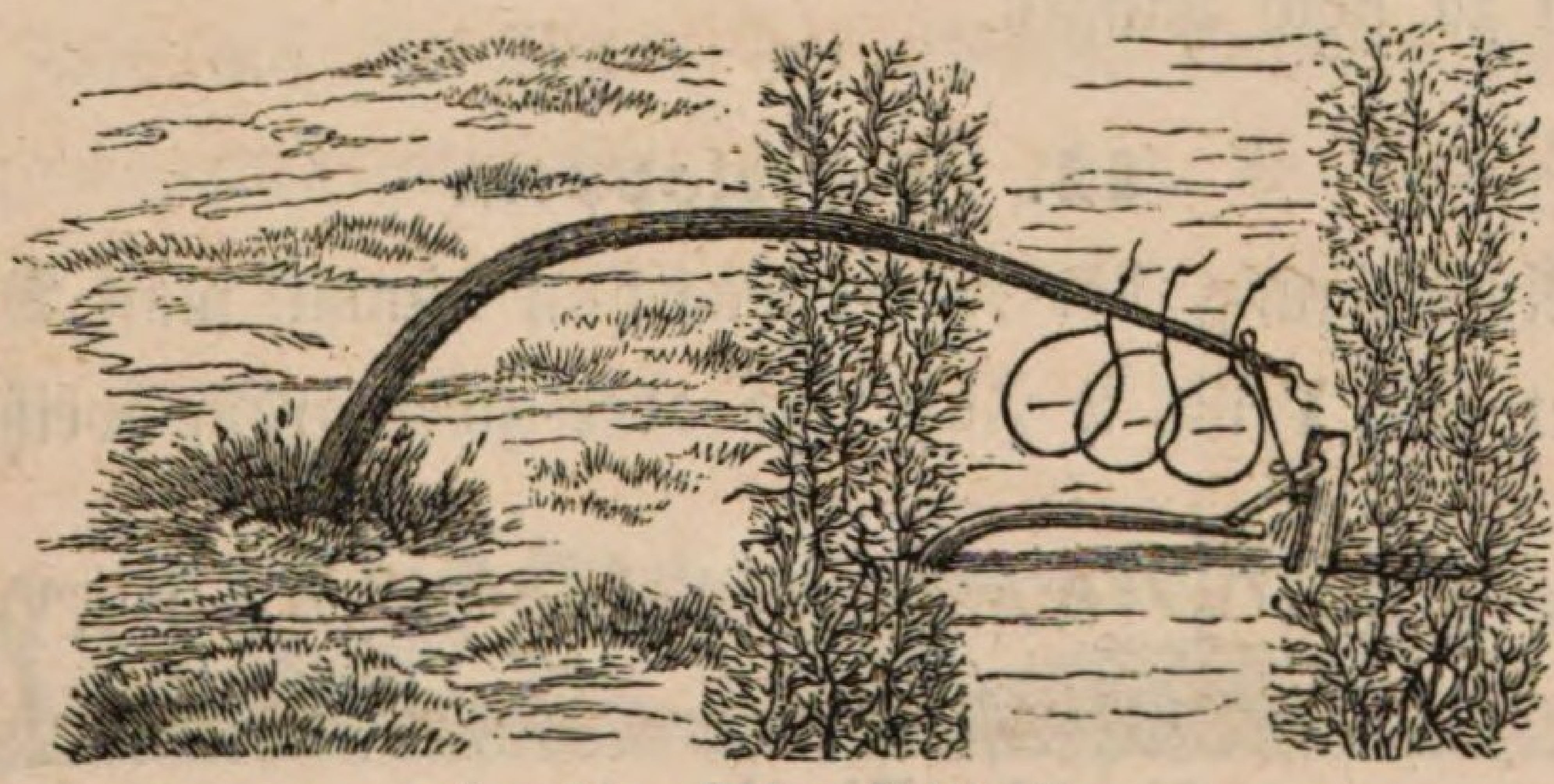


Fig. 22. **Die Falldohne.**

Auf der oberen Seite nahe am Ende bekommt das Stäbchen einen Kerb und dient gewissermaßen als Zunge. Aus dem nebenste-

henden Gesträuch nimmt man ferner noch einen schwachen Baum oder Zweig, der sich, ohne dabei zu starke Schnellkraft zu haben, über den Steig biegen läßt. An diesem Zweige befestigt man die Schleifen und bindet am äußersten Ende desselben ein kleines Stellholz mittelst eines Fadens an, siehe Fig. 22. Zum Aufstellen der Dohne biegt man diesen Zweig so weit herunter, daß das Stellholz in die beiden Kerbe lose eingreift, und daß die Schlingen 2 bis 3 Zoll vom Boden entfernt zu hängen kommen. Alles Übrige ist wie bei den vorn beschriebenen Laufdohnen. Kommt nun z. B. eine Schnepfe an diese Falldohnen, so hindert sie die Zunge am Vorwärtskommen, sie hebt den Kopf in die Höhe, fängt sich in den über der Zunge hängenden Schlingen und tritt beim Flattern auf die Zunge. Hierdurch wird das Stellholz aus den Kerben herausgedrückt und der Zweig schnellt mit der Schnepfe hoch. Zu beiden Seiten der Falldohnen legt man, wie es vorn beschrieben ist, Reisig, damit die Schnepfe nicht seitwärts ausbiegen kann. An Orten, wo einem der Fuchs öfters die Schnepfen aus den Dohnen nimmt, sind die Falldohnen von besonderem Nutzen, weil in solchen Dohnen dem Fuchs die Schnepfen zu hoch hängen.

14. Federlappen.

Zur Anfertigung der Federlappen nimmt man Bindfaden und bindet alle 1 bis 2 Fuß eine oder zwei große weiße Gän-



Fig. 23. **Die Federlappen.**

sefedern ein, siehe Fig. 23. Man macht die einzelnen Enden 150 Schritte lang und wickelt sie der Bequemlichkeit halber auf

kleine Haspel, siehe Fig. 23 h. Zum Aufhängen der Federlappen benutzt man kleine, 2 bis 3 Fuß lange fingerdicke Stäbe, an die man die Federlappen befestigt. Zum Aufstellen von 150 Schritt Lappen gebraucht man 10 kleine Stäbe, so daß alle 15 Schritt ein Stäbchen zu stehen kommt, an welchem man die Leine mittelst einer blinden Schleife befestigt. Beim Fuchs und beim Hasen befestigt man die Leine 1½ Fuß hoch von der Erde; bei Rehen und beim Damwild 3 Fuß und beim Rothwild 4 Fuß. Um das plötzliche Erschrecken und Entfliehen des Wildes vor den Lappen zu verhüten, stellt man die Lappen so auf, daß sie vom Wilde schon von fern gesehen werden können, also nie unmittelbar am Rande einer Dickung.

Zweiter Abschnitt.

Von den Wittrungen.

Gute Wittrungen dienen nicht allein dazu, dem Wilde den Fangplatz unverdächtig zu machen, sondern sie müssen auch vom Wilde schon aus weiter Entfernung gewittert werden können, und auf die Sinne des Wildes förmlich betäubend und bezaubernd einwirken, so daß es z. B. dem Fuchse fast unmöglich ist, den gut witternden Brocken auf dem Kirr- und Fangplatze liegen zu lassen.

1. Fuchswittrungen.

a) ½ Pfund ungewässerte Schweineliesen in Würfeln geschnitten,
1 Loth zerhackte Zwiebeln,
¼ „ frische Schale vom Mauseholz werden in einen

neuen irdenen Tiegel gethan, mit einem Deckel gut verschlossen und an gelindem Kohlenfeuer, von trocknem Birkenholz, ohne Black, so lange gebraten, bis die Griven gelb geworden sind. Dann nimmt man den Tiegel vom Feuer, thut 1 Loth pulverisirte Violenwurzel, einen Eßlöffel Honig und ein erbsengroßes Stück Kampfer hinein, rührt die ganze Masse um, wirft mehrere Hände voll würflich geschnittenes schwarzes Brod und sechs bis acht Fangbrocken hinein und bindet den Tiegel endlich recht fest zu. Die Fangbrocken müssen von recht harter Brodrinde 1½ bis 2 Zoll lang und 1 Zoll stark sein.

b) Fünf Hammelpfoten werden jede in drei bis vier Stücke gehauen und in einen ganz neuen, vorher gehörig ausgebrühten Topf von 1½ Maaß, mäßig am Feuer ohne Qualm mit Birkenholz gekocht, ohne daß es überkocht. Der Topf ist dabei fest zugedeckt. Nachdem die Hammelpfoten eine halbe Stunde gekocht haben, nimmt man den Topf vom Feuer und legt hinein: für 6 Pfennige gestoßenes foenum graecum, für 6 Pfennige gestoßene Veilchenwurzel, einen Löffel voll Honig, eine Hand voll geschnittenes Mauseholz und ein Stückchen Kampfer, rührt dann alles gehörig um und läßt den festzugebundenen Topf langsam erkalten. In diese Wittrung wirft man nun noch einige kleingehauene Hammelpfoten-Stücke und benutzt diese zu Kirr- und zu Fangbrocken.

c) 4 Loth ungesalzene Butter,
4 „ weißes Jungfernwachs,
4 „ gestoßene Myrthen und eine klein geschnittene Zwiebel werden in einem Tiegel gebraten, bis die Zwiebel braun wird, dann nimmt man den Tiegel vom Feuer, thut noch ein Stückchen Kampfer und etwas Moschus hinzu und seihet es

durch ein reines leinenes Läppchen. Nachdem nun diese Masse erkaltet ist, bewahrt man sie in einer Schweinsblase auf, die gehörig zugebunden wird.

d) 8 Loth frisches, unausgebratenes Gänsefett, womöglich von der Pflume, oder im Nothfall ganz frische, sehr rein gewaschene, ungesalzene Butter, $\frac{1}{4}$ Quentchen foenum graecum, $\frac{1}{2}$ Loth grüne, frische Schale vom Mauseholz, $\frac{1}{4}$ Quentchen weiße Zwiebel, einen halben Eßlöffel voll Saft aus frischen Pferde-Äpfeln, durch ein reines leinenes Läppchen ausgepreßt, 4 Loth Fett von ausgekochten Schafsknochen, $\frac{1}{2}$ Loth Krebsbutter, die auf folgende Weise jedesmal frisch zu machen ist: Man siede zwei kleine Krebse in einem neuen reinen Topf recht scharf mit Wasser, dann thue man sie in einen sehr rein ausgewaschenen Mörser und stoße sie zu einem Brei. Diesen Brei thue man mit einem Stückchen frischer ungesalzener Butter von der Größe eines Hühnereies in einen neuen Tiegel und lasse es auf Kohlen, welche nicht rauchen, unter beständigem Rühren mit einem kleinen Hölzchen, so lange braten, bis es schön roth wird. Endlich drücke man es durch ein reines, ungeseiftes Leinwandläppchen in einen neuen Topf, wo es bis zum Gebrauch aufbewahrt wird. Von dieser Krebsbutter nimmt man $\frac{1}{2}$ Loth, thut es mit dem würflich geschnittenen Gänsefett in einen ganz reinen Tiegel und läßt es unter fortgesetztem Rühren mit einem Hölzchen über Kohlen allmälig zergehen. Dann schüttet man alle übrigen, obenbezeichneten Ingredienzien hinzu und läßt die ganze Masse unter beständigem Rühren zwei bis drei Minuten lang braten, aber ja nicht anbrennen. Nachdem nun die Masse vom Feuer genommen worden und sich etwas abgekühlt hat, so seihet man sie durch ein reines leinenes Läppchen in

einen Topf, der zugebunden an einem kühlen Orte aufbewahrt wird. Diese Wittrung ist besonders auf Feldern anwendbar.

e) $\frac{1}{2}$ Pfund ungewässertes, ungesalzenes Gänsefett oder ungesalzene Butter läßt man in einem Tiegel zergehen, thut 3 Loth foenum graecum hinein, läßt es ein wenig braten, thut dann einen Fingerhut voll frische grüne Schale vom Mauseholz hinein, läßt es wieder etwas braten und schüttet dann $\frac{1}{2}$ Loth gestoßene Violenwurzel hinein. Hierauf nimmt man den Tiegel von den Kohlen, wirft $\frac{3}{4}$ Loth Anis und ein Stückchen Kampfer hinein, rührt alles tüchtig um und seihet es durch ein reines Läppchen in eine Büchse, die man mit einer Blase überbindet und an einem kühlen Orte aufbewahrt. Diese Wittrung paßt am besten in Laubholzrevieren und auf Wiesen.

f) 8 Loth Gänsefett oder ungesalzene, frische Butter, $\frac{1}{2}$ Loth grüne Mauseholzschale, $\frac{1}{4}$ Loth gestoßene Violenwurzel, ein gehäufter Eßlöffel voll Kiefern- oder Tannenknospen werden in das vorher flüssig gemachte Gänsefett hineingeschüttet und unter fortwährendem Rühren so lange gebraten, bis es anfängt braun zu werden, dann nimmt man den Tiegel vom Feuer und schüttet ein wenig Kampfer hinein und verfährt schließlich wie a., d., e. Diese Wittrung paßt in Kiefern- und Nadelholzwäldern am besten.

g) v. Train hat folgende Wittrung angewendet: $\frac{1}{4}$ Pfund ungesalzene Butter oder Gänsefett, eine gute Hand voll grüne Schale vom Mauseholz, Violenwurzel und Siebenzeiten gröblich gestoßen und so viel als man dreimal zwischen den Fingern faßt, ein Stückchen Kampfer und etwas Wachs.

h) $\frac{1}{4}$ Pfund ungesalzene Butter oder Gänsefett, eine gute Hand voll Mauseholzschalen, Siebenzeiten so viel als man

dreimal zwischen den Fingern fassen kann; eben so viel klein geschnittenes Fenchelkraut, ein Stück Kampfer, wie eine Haselnuß groß, und ein Stückchen Wachs.

i) $\frac{1}{4}$ Pfund ungesalzene Butter oder Gänsefett, eine Hand voll Mauseholz, Violenwurzel so viel als man dreimal zwischen den Fingern faßt, eine kleine Hand voll Kiefern- oder Tannenknospen, ein Stückchen Kampfer und ein Stückchen Wachs.

Die Zubereitung dieser Wittrungen geschieht auf folgende Weise: Man nimmt einen vorher gehörig ausgebrühten neuen Tiegel, läßt auf mäßigem Kohlenfeuer ohne Rauch die Butter oder das Gänsefett zergehen und wirft dann alle übrigen Ingredienzen mit Ausnahme des Kampfers und Wachses hinein. Unter tüchtigem Umrühren mit einem Hölzchen läßt man alles zusammen einige Minuten lang braten, bis es anfängt braun zu werden, nimmt dann den Tiegel vom Feuer, thut den klein gestoßenen Kampfer hinein, rührt nochmals alles tüchtig um und seihet das Ganze durch ein reines leinenes Läppchen. Zuletzt thut man dann den Wachs hinein und verwahrt die Wittrung in ein fest zugebundenes reines Töpfchen.

Die meisten Bestandtheile zu den Wittrungen kauft man in den Apotheken. Die Kiefern- oder Tannenknospen sucht man sich in Schonungen erst dann, wenn man sie gebrauchen will und nimmt am liebsten recht harzige. Das Mauseholz sucht man sich auch erst kurz vorher in Brüchen; man schneidet sich recht starke Reben und schabt von diesen zuerst die graue Rinde ganz dünn ab und schält dann die zur Wittrung benutzbare grüne Rinde von den Reben ab.

Zu Kirrungsbrocken dienen entweder die in der Wittrung b. befindlichen Hammelpfoten-Stücke oder man macht die

Kirrungsbrocken von Brod, wie es in der Wittrung a. vorgeschrieben. Jedenfalls läßt man aber die Kirrungsbrocken eine gehörige Zeit lang in der Wittrung liegen, damit sie den Geruch und Geschmack der Wittrung durch und durch annehmen und bei Regen nicht leicht verwittern können. Die Fangbrocken macht man $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll lang und 1 Zoll stark und nimmt recht hartes Brod dazu, welches im Regen nicht so leicht aufweicht.

Außerdem kann man zum Ankirren des Fuchses alle diejenigen Nahrungstheile wählen, die er besonders liebt, und zwar: frisches Geräusch und Gescheide von geschossenem Wildpret und von Hasen, gebratene Häringe, Katzenbraten, Tauben, Hühner und andere kleine Vögel. Man benutzt diese Gegenstände aber gewöhnlich nur im Herbst, wo noch nicht gefangen werden soll, sondern wo man nur den Fuchs auf die Fangplätze hingewöhnen will. Zum wirklichen Fuchsfang nimmt man Kirrungsbrocken, die längere Zeit in den vorstehenden Wittrungen gelegen haben.

2. Wittrungen für die Fischotter.

a) 8 Loth frisches Schweinefett werden in einem neuen reinen Tiegel auf mäßigem Kohlenfeuer flüssig gemacht und dann eine Hand voll gestoßene Baldrianwurzel, 3 Gran gestoßenen Kampfer und 4 Gran gestoßenes Biebergeil hineingestreut, Alles dieses läßt man unter fleißigem Umrühren mit einem Hölzchen so lange braten, bis es gelblich wird, dann nimmt man den Tiegel vom Feuer und seihet die Wittrung durch einen reinen leinenen Lappen in einen Topf, der mit Schweinsblase überbunden und an einem kühlen Orte aufbewahrt wird.

b) Man nimmt 8 Loth frische ungesalzene Butter oder frisches Schweinefett und läßt es über Kohlenfeuer in einem neuen Tiegel zergehen. Hierauf schüttet man 4 Gran Bibergeil, 3 Gran weißen Kampfer und ½ Gran Moschus hinein, rührt alles tüchtig durch einander und verfährt dann wie ad a. Zur Verwitterung des Eisens kann man auch frische wilde Krausemünze nehmen, mit der das Eisen und die an demselben befindliche Kette tüchtig abgerieben wird.

3. Marderwittrung.

Man schüttet in ein Fläschchen 3 Gran Moschus, 1½ Quentchen Bilsenöl und 1½ Quentchen Anisöl und schüttelt es gehörig durcheinander. Von dieser sehr stark riechenden Mischung gießt man sich zur Verwittrung des Eisens zwei bis drei Tropfen auf ein reines leinenes Läppchen und reibt das Eisen überall damit ab. In Ermangelung dieser Wittrung benutzt man das sogenannte Katzenkraut (Marum verum) und reibt das Eisen damit ab. In Gebäuden und an Orten, wo Katzen herumlaufen, darf man das Katzenkraut nicht anwenden, weil man sonst mehr Katzen als Marder fangen würde.

4. Wittrung für wilde Katzen.

8 Loth Gänsefett oder frische ungesalzene Butter werden in einem Tiegel über Kohlenfeuer ohne Rauch dünn gemacht und dann ein Theelöffel voll Katzenkraut (Marum verum), Fenchelkraut und Mauseholzschale und ¼ Loth Violenwurzel hineingeschüttet und unter fortwährendem Umrühren mit einem Hölzchen so lange gebraten, bis die Masse anfängt braun zu werden; dann nimmt man den Tiegel vom Feuer, schüttet

2 Scrupel Kampfer hinein und seihet die Wittrung durch einen leinenen reinen Lappen in eine kleine Kruke, die gehörig zugebunden an einem kühlen Orte aufbewahrt wird. Außerdem läßt sich noch die bei den Fuchswittrungen ad a. beschriebene Wittrung anwenden, wenn man etwas pulverisirte Baldrianwurzel beimischt. Rehleber und Hasengescheide werden gern von der wilden Katze angenommen und lassen sich als Kirrbrocken gut anwenden.

5. Wittrungen zum Verwittern der Schuhsohlen.

a) Zum bloßen Verwittern der Fußtritte bedient man sich am einfachsten und besten des Kiefern- und Tannenknospen-Öls, welches auf folgende Weise zubereitet wird: Man sucht sich in Kiefern- oder in Tannenschonungen recht harzige Knospen, steckt diese in eine gläserne Flasche und gießt gewöhnliches frisches Öl darauf. Im Sommer setzt man diese gut verschlossene Flasche in die Sonne, im Winter in die Nähe eines warmen Ofens und läßt den Inhalt mehrere Monate lang destiliren, wobei aber das öftere Umschütteln nicht vergessen werden darf. Zur Verwendung füllt man sich ein kleines Fläschchen mit diesem stark nach Harz riechenden Öle und reibt sich da, wo man seine Tritte verwittern will, z. B. bei der Annäherung an der Luderhütte, die Schuhsohlen damit ein.

b) Soll die Schuhsohlen-Verwittrung als Kirrungsmittel für Füchse dienen, und zum Anstand auf Füchse benutzt werden, so näht man sich Häringsköpfe, die vorher längere Zeit in Häringslake mit Juchtenabfällen vermischt, gelegen haben, in Leinwand ein und bindet sich dieselben unter die Absätze; außerdem führt man noch ein Fläschchen mit Härings-

lake bei sich um damit von Zeit zu Zeit die Schuhsohlen tüchtig einzureiben. Gegen Morgen oder gegen Abend geht man mit den so verwitterten Sohlen in diejenigen Reviertheile, wo der Fuchs viel umherläuft, macht dort, besonders auf Schlägen und Blößen, mehrere Kreuzgänge und stellt sich endlich gut gedeckt und mit gutem Winde an. Kommt ein Fuchs auf die Spur, so folgt er blindlings mit der Nase auf die Erde bis in das Schußbereich des Jägers.

Um den Fuchs dabei noch eifriger im Verfolgen der Spur zu machen, wirft man ab und zu ein Stückchen Häring, das womöglich gebraten ist, auf die Spur. Bei dergleichen Promenaden geht man abwechselnd mit halben Wind und mit Wind, zuletzt aber so, daß einem beim Gehen der Wind von hinten kommt. Jagdneidische und habgierige Grenznachbaren betreiben diese Jagdmethode auf dem Heimwege, wenn sie ihren Grenznachbar besucht haben und nach ihrem Revier zurückgehen, wo sie dann auf der Grenze die Füchse des benachbarten Revieres todtschießen.

6. Schleppen.

a) Die unter Nr. 5 ad b. beschriebene Schuhsohlen-Verwittrung kann auch als Schleppe angewendet werden, wenn man damit vom Fangplatze oder von der Luderhütte aus mehrere Kreuz- und Quergänge macht.

b) Sonst aber ist eine gebratene Katze am besten zur Schleppe zu verwenden. Man schießt hierzu eine Katze, streift dieselbe ab und bratet sie im Walde, an einem Wendeholze befestigt, über Feuer, bis die äußeren Theile anfangen braun und knusprig zu werden, dann bindet man sich die gebratene Katze an eine Leine und zieht sie hinter sich auf der Erde nach. Von Zeit zu Zeit schüttelt

man ein wenig an dem Braten, damit einzelne kleine Brocken auf dem Geschleppe liegen bleiben. Man durchschleppt diejenigen Orte, wo der Fuchs am liebsten herumschleicht und wählt hierzu am besten die offenen Schläge, Blößen und Wege, auf denen man die Fuchswechsel besonders mit einzelnen kleinen Brocken verproviantirt. Auf dem Schnee nimmt der Fuchs die Schleppe weniger gern an, als auf dunklem Boden. Marder und wilde Katzen nehmen die Schleppe der gebratenen Katze eben so gern an, als der Fuchs.

c) Man präparirt sich in Rinds- oder Schweineblasen Hasengescheide mit Häringslake und Juchtenabfällen, steckt sich zum Schleppen ein kleines sackförmiges Netz mit recht engen Maschen ein und begiebt sich auf denjenigen Platz, wo das Geschleppe beginnen soll. Dort angekommen, schüttet man das Gescheide aus der Blase in das Netz, verwittert sich auch noch mit der Häringslake die Schuhsohlen und schleppt in der vorstehend angegebenen Weise. Man bedient sich der Schleppen beim Anstand, bei der Luderhütte, beim Fang mit dem Schwanenhalse und dem Tellereisen und beim Fang mit den übrigen verschiedenen Fang-Apparaten.

Dritter Abschnitt.

Von den Fangmethoden. (*)

1. Der Fuchsfang.

a) **Der Fang im Schwanenhalse** verdient als die sicherste Methode vor allen übrigen den Vorzug, obgleich die Behandlung des Schwanenhalses und das Legen desselben viel Sorgfalt und Mühe erfordert. Bei keiner von unseren vielen Fangmethoden ist man so wenig von der Witterung abhängig, wie beim Schwanenhalse; man beginnt damit im Spätherbste und kann den ganzen Winter hindurch fangen, und nur bei übermäßig großer Kälte muß der Fang eingestellt werden, weil dann das Eisen leicht Schaden nehmen kann, indem bei strenger Kälte das Eisen spröde friert und beim Zusammenschlagen leicht springt. Bei nebligem Wetter, Regen, Sturm und Schneetreiben fangen sich die Füchse am besten.

Als Vorbereitung zum Fuchsfang legt man schon im Monat September oder Anfang October die Fangplätze an und berücksichtigt bei der Auswahl der Fangorte folgende Regeln: Will man den Fang nur mit einem Schwanenhalse betreiben, so wählt man dazu zwei Orte, bei zwei Schwanenhälsen drei oder vier Orte, damit man abwechselnd, gleichzeitig auf einem Orte fangen und auf dem andern unterdessen kirren kann. Diese Orte müssen vor allen Dingen ganz frei sein und dürfen nicht mit Bäumen oder Sträuchern bewachsen sein, weil sich der Fuchs im Freien am liebsten fängt; man wählt deshalb auch am besten ein Stück

*) Zur besseren Verständigung der Fangmethoden ist es rathsam, sich vorher das bei den Fang-Apparaten, im Abschnitt 1 der II. Abtheilung, Gesagte zu vergegenwärtigen.

Feld, welches vom Walde ganz oder theilweise eingeschlossen wird, oder welches am Walde liegt; eben so eignen sich auch ganz junge Schonungen und große Blößen dazu, obgleich sich hier der Fuchs schon weniger gut fängt, als auf Ackerfeld. Der Fangort muß ferner in demjenigen Reviertheil gewählt werden, wo die Füchse am meisten umhertraben; er darf nicht zu entfernt von der Wohnung liegen, weil man an all den Tagen, wo das Eisen gelegt ist, schon vor Tagesanbruch dort gewesen sein muß, um den etwa gefangenen Fuchs nicht stehlen zu lassen. In Gegenden, wo es viel Raubvögel und Krähen rc. giebt, muß man sogar auch gegen Abend nach dem Fangplatz gehen, weil an solchen Orten der Fangbrocken des Morgens mit einem Span zugedeckt werden muß, um das Abziehen des Schwanenhalses durch Krähen rc. zu verhüten. Außerdem darf der Fangort nicht an gangbaren Wegen liegen, von denen aus der Fangplatz übersehen werden kann und es dürfen in der Gegend des Fangplatzes nicht leicht Menschen oder zahmes Vieh hinkommen können.

Hat man nun hiernach seine Auswahl getroffen, so legt man zuerst die Kirrplätze an; man macht auf jedem Fangorte wenigstens drei Kirrplätze, auf großen Blößen und an Feldkanten macht man fünf oder auch sieben Kirrplätze und auf dem mittelsten dieser Kirrplätze richtet man den Fangplatz ein. Die Kirrplätze reinigt man von Gras und Moos und scharrt mit einem Busch die Erde eben, damit man auch ohne Schnee spüren kann, wer den abgeholten Kirrbrocken weggenommen hat. Der Fangplatz muß etwas erhöht und trocken liegen; er wird ebenfalls von Gras und Moos rc. gereinigt und dann auf folgende Weise eingerichtet. Man legt den schon zu Hause aufgestellten und mit dem Sicherheitsstift versehenen Schwanenhals so auf den Platz,

daß die Feder nach derjenigen Richtung zu liegen kommt, wo der Wind meist herweht, damit der Fuchs, der immer gegen Wind an den Fangbrocken herangeht, nicht von hinten über die Feder herankommt. Zum Einschneiden des Lagers für den Schwanenhals bedient man sich einer kleinen hölzernen Schippe, die unten 3 Zoll breit und 15 Zoll lang ist, incl. Stiel. Am Ende des Stieles befindet sich eine Spitze, mittelst welcher man die Figur des Schwanenhalses auf der Erde abzeichnet, indem man damit an den Bügeln und der Feder herumfährt. Wenn dies geschehen, legt man den Schwanenhals seitwärts auf ein reines ausgebreitetes Tuch und fängt nun an, das Lager des Schwanenhalses in den Boden einzuschneiden. Man sticht da, wo die Bügel zu liegen kommen, die kleine Schippe senkrecht in den Boden und biegt die Erde auseinander. Das Lager für die Feder und für die Pfeife gräbt man ganz aus. Nachdem dies geschehen, paßt man den Schwanenhals hinein und gräbt und drückt und klopft so lange, bis das Lager so geräumig und tief ist, daß das Eisen an den Seiten nirgends anliegt und weder mit der Feder noch mit den Bügeln über den Boden hervorragt, sondern lieber $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{8}$ Zoll tiefer liegt, damit durch die Bedeckung des Eisens keine Erhöhung entsteht. Hierauf versenkt man vorn unter der Bügelschraube einen 2 Zoll langen und $1\frac{1}{2}$ Zoll breiten, oben flachen Stein, ferner in der Mitte unter den Krapfen ebenfalls einen 4 Zoll langen und 2 Zoll breiten, und endlich hinten unter der Mitte der Feder einen 2 Zoll langen und 2 Zoll breiten Stein, so daß das Eisen an allen drei Punkten auf diesen Steinen fest aufliegt, damit der Schwanenhals beim Zusammenschlagen in die Höhe springt und den äußerst schnell zurückfahrenden Fuchs doch noch ergreift. Nachdem man

nun nochmals das Eisen genau eingepaßt hat, nimmt man dasselbe aus dem Lager und füllt endlich das ganze Eisenlager mit trockner Ameisenspreu aus. Die herausgegrabene Erde und alle sonstigen Überbleibsel werden in dem mitgenommenen Tuche sorgfältig weggeschafft.

Wenn nun der Fuchsfang noch nicht beginnen soll, so wirft man kleine Vögel und dergleichen auf den Fangplatz und auf die Kirrplätze, um den Fuchs vorläufig nur hinzugewöhnen und erst dann, wenn der Balg des Fuchses gut wird, kirrt man mit den vorn empfohlenen Wittrungsbrocken den Fuchs fest. Man schüttet sich hierzu aus dem großen Brockentopfe mehrere Brocken in einen kleinen leicht transportabeln Topf und wirft auf die Mitte eines jeden Kirrplatzes und auf den Fangplatz einen kleinen Brocken. Am nächsten Tage früh revidirt man die Plätze und ergänzt die etwa während der Nacht abgeholten Brocken. Man überzeugt sich dabei jedesmal durch Abspüren, ob auch die Brocken von einem Fuchs und nicht etwa von Krähen und drgl. abgeholt sind. Zur Erleichterung und Beschleunigung des Ankirrens wendet man auch die vorn beschriebenen Schleppen an und schleppt vom Fangplatz aus nach verschiedenen Seiten die Fuchswechsel ab. Bei sieben und fünf Kirrplätzen wirft man, wenn der Fuchs mehrere Plätze neben einander abgeholt hat, auf den Flügelplätzen keine Brocken mehr aus, sondern begnügt sich damit, den Fuchs auf den beiden mittelsten recht sicher zu machen, indem man ihn die Brocken mindestens erst zwei bis drei Nächte hintereinander abholen läßt, ehe man das Eisen legt. In der dritten Nacht setzt er gewöhnlich ein Häufchen Losung auf einen der Plätze, die man auch unangerührt stehen lassen, oder wenn sie auf dem Fangplatze beim Legen des Eisens hinderlich

ist, vor dem Legen bei Seite bringen und nach dem Legen wieder auf ihren Platz stellen muß. Das Lösen des Fuchses auf dem Fangplatze ist ein Zeichen, daß der Fuchs ohne jedes Mißtrauen die Brocken abgeholt hat und nun fest angekirrt ist, weshalb nun auch sogleich das Eisen gelegt werden muß.

Vor dem Legen des Schwanenhalses reibt man denselben nochmals gehörig mit trockenem Sande ab, reinigt das Eisen ganz sauber mit einem Lappen und überreibt es an allen Stellen mit einem anderen Lappen, auf welchen man einige Tropfen Wittrung gegossen oder gestrichen hat. Dann hängt man sich das aufgestellte und mit dem Sicherheitsstift versehene Eisen auf einen Stock und trägt es hinten auf dem Rücken nach dem Fangplatze; man versieht sich ferner mit einem steifen Pappdeckel zum Aufdecken auf die Feder, mit der kleinen Schippe, mit etwas Papier, mit einem Tuch voll trockner Ameisenspreu und mit mehreren Kirrungs- und einem Fangbrocken, an welchem man schon vorher eine gehörig starke Pferdehaarschnur fest angeschläuft hat. In dieser Weise ausgerüstet, begiebt man sich am besten des Morgens früh und ungesehen auf den Fangplatz, nimmt dort in knieender Stellung hinter der Feder die naß gewordene Ameisenspreu aus dem Lager und legt das schon vorher gut eingepaßte Eisen hinein. Nun legt man zuerst auf die Bügelschraube ein Stückchen Papier, damit sich beim Zusammenschlagen des Eisens keine Ameisenspreu an jener Stelle zwischen die Bügel einklemmen kann. Dann füttert man die Bügel mit trockener Ameisenspreu fest ein und bedeckt dieselben ganz dünn damit, ohne jedoch die Hände viel dabei zu gebrauchen, zieht dann die Schnur des Fangbrockens von vorn durch die Pfeife und bindet dieselbe am Stellhaken fest und so an, daß der Brocken dicht vor

dem Ende der Pfeife zu liegen kommt. Nun füttert man die Pfeife ein, richtet den Abzugsbrocken über der Ameisenspreu gehörig auf und geht dann zum hinteren Theile des Eisens über. Hier bedeckt man zuerst die Feder mit dem Pappdeckel, damit der Raum zwischen der Feder unter dem Pappdeckel leer bleibt, so daß die Feder beim Zusammenschlagen der Bügel in ihrer Kraft-Äußerung nicht aufgehalten werden kann, füttert den hinteren Theil mit Ameisenspreu ein, belegt die Krappen mit einem Stückchen Papier, füttert nun auch diesen Theil mit Ameisenspreu gehörig ein und zieht, nachdem man noch das ganze mit Ameisenspreu eingefütterte und dünn bedeckte Eisen mittelst der kleinen Schippe ganz dünn mit loser Erde überstreut und den Fangbrocken nochmals ganz frei aufgerichtet hat, zuletzt den schon vorher losgebundenen (siehe das Aufstellen des Schwanenhalses) Sicherheitsstift heraus. Nachdem nun auch das durch den Stift offen gebliebene kleine Loch noch gehörig, aber ganz leise und vorsichtig, mit Ameisenspreu verdeckt ist, darf man dem Eisen nicht mehr zu nahe kommen und muß besonders den Kopf dabei in Acht nehmen. Alle Überbleibsel werden nun sorgfältig in das auf der Erde ausgebreitete Tuch gesammelt und mit fortgenommen. Man entfernt sich nach derselben Seite, von der man gekommen und tritt immer genau in dieselben Fußtapfen, um nicht etwa einen förmlichen Steig zum Eisen auszutreten. Beim Legen des Schwanenhalses kann Vorsicht, Sauberkeit und Sorgfalt gar nicht genug anempfohlen werden. Der Vorsicht halber benutzt man beim Einfüttern des Eisens meist die kleine Schippe; man arbeitet dabei immer so, daß die Hand, der Arm und der Kopf nicht in das Bereich der Bügel kommen. Der Sorgfalt halber reibt man sich, ehe man das Eisen angreift, die Hände mit dem Wittrungslappen ab, ohne aber

dadurch das Eisen zu stark zu verwittern, weil sonst der Fuchs das zu stark witternde Eisen blos scharrt, ehe er den Brocken anfaßt und dann sobald nicht wieder an ein Eisen heranzubringen ist. Es versteht sich von selbst, daß beim Legen des Eisens nicht geraucht werden, und daß auch in der Nähe des Eisens vom Jäger nichts Verdacht Erregendes zurückbleiben darf.

Zur Revision des Eisens begiebt man sich des Morgens schon vor Tage nach dem Fangplatze; man nähert sich dem Eisen immer von hinten und benutzt stets denselben Weg und dieselben Spuren. In der ersten Nacht geht der Fuchs selten schon an den Fangplatz heran, weil durch das Legen des Eisens doch zu viel Veränderungen vorgekommen sind, die er alle wahrnimmt und er begnügt sich deshalb in der ersten Nacht gewöhnlich mit den Brocken auf den Kirrplätzen, die man sogleich durch andere ersetzt; erst in der zweiten oder gewöhnlich in der dritten Nacht geht er auch an den Fangplatz und läßt sich von dem Schwanenhalse festnehmen. Wenn man nicht ganz sorgfältig verfahren, verschmäht der Fuchs auch noch in der dritten Nacht den Fangbrocken, man erneuert dann die abgeholten Brocken auf den Kirrplätzen entweder gar nicht, oder nimmt auch auf einem der Kirrplätze ähnliche Veränderungen vor, wie auf dem Fangplatze, indem man dort die ursprünglich auf dem Fangplatze gelegene Ameisenspreu hinschüttet und die Kirrplätze eben so mit Ameisenspreu bedeckt, wie den Fangplatz, oder man wirft oder vergräbt auf den Kirrplätzen altes rostiges Eisen u. s. w. und sucht dadurch den Fuchs irre zu führen.

Eisen mit sehr guten Federn läßt man in solchen Fällen acht bis zehn Nächte liegen, während Eisen mit schwachen Federn schon nach fünf oder sechs Nächten aufgenommen werden müssen, um sie

wieder ruhen zu lassen, weil durch das längere Liegen die Feder an Kraft verliert und zuletzt die Bügel nicht schnell genug hochschnellen. Wenn nun ein Fuchs gefangen ist, so wird der Fangplatz wieder eben und glatt gemacht und ein anderer Fuchs angekirrt. Das Eisen wird nach dem Fangen oder Herausnehmen sogleich tüchtig geputzt und an einem trockenen Orte aufgehängt.

b) **Der Fuchsfang im Teller-Eisen** wird von manchen Jägern für zweckmäßiger gehalten, als der im Schwanenhalse, was aber wohl seinen Grund nur darin haben kann, daß diese Jäger mit dem Schwanenhalse nicht richtig umzugehen verstehen, und deshalb auch nicht so gut damit fangen. Hiermit soll jedoch durchaus nicht gesagt werden, daß der Fang im Teller-Eisen unzweckmäßig sei; nein, im Gegentheil, man erreicht mit dem Teller-Eisen oft das, was man mit dem Schwanenhalse nicht erreichen kann. Man fängt einen im Schwanenhalse geprellten Fuchs oft im Teller-Eisen viel leichter, als im Schwanenhalse, weshalb es auch rathsam ist, den Fang mit beiden Eisen gleichzeitig zu betreiben. Der geringe Preis des Teller-Eisens gegen den des Schwanenhalses und die große Einfachheit in der Behandlung 2c. des Teller-Eisens sind Punkte, die jedenfalls Berücksichtigung verdienen.

Die beste Jahreszeit zum Fang im Teller-Eisen ist der Spätherbst mit seinen stürmischen, regnigten Nächten. Eintretende Kälte macht dem Fange im Teller-Eisen ein Ende, weil dann die Bügel nicht schnell genug durch die gefrorene Erde hindurchzuschlagen vermögen. Man beginnt deshalb auch mit dem Fange im Teller-Eisen gewöhnlich etwas früher als mit dem Fange im Schwanenhalse. Zum Fangort wählt man am liebsten frisch gepflügte Ackerstücke, die vom Walde eingeschlossen sind oder am Walde liegen, zu denen aber weder Menschen noch zahme Thiere

leicht hingelangen können. Zu Fangbrocken wählt man dieselben, wie vorn beim Schwanenhalse, man braucht aber den Fuchs nicht schon vorher fest anzukirren, weil es beim Fang im Teller-Eisen gar nicht so sehr darauf ankommt, den Fuchs besonders sicher zu machen. Wohl aber ist es rathsam, den Fuchs durch Schleppen in die Nähe des Eisens zu locken, oder ihn schon vor Beginn des Fanges durch öfteres Hinwerfen von Vögeln, Hasengescheide 2c. nach diesem Ort hinzugewöhnen. In keinem Falle darf das Teller-Eisen mittelst einer Kette befestigt werden, weil sich dann der Fuchs, wenn er sich nur mit einem Laufe gefangen hat, fast regelmäßig herausschneidet, besonders wenn er nicht schon vor Tagesanbruch daraus erlöst wird. Es ist also vortheilhafter, das Eisen ohne Anker und Kette zu legen, damit der Fuchs, wenn er sich gefangen hat, mit dem Eisen in die nächste Dickung gehen kann, wo er sich dann bald fest macht und wohin er auch leicht zu spüren ist. Für den Fall, daß auf festem Boden der Fuchs mit dem nachgeschleiften Eisen nicht gespürt werden kann, holt man sich einen Hund, der dann den gefangenen Fuchs in der Dickung bald ausfindig machen wird. Außerdem ist beim Nichtbefestigen des Eisens auch weniger Gefahr vorhanden, daß einem der Fuchs sammt dem Eisen gestohlen werde. Um aber das Herausschneiden des Fuchses für alle Fälle möglichst zu verhindern, legt man am besten zwei Eisen neben einander, damit sich der Fuchs in beiden Eisen fange und womöglich an einem Hinter- und an einem Vorderlaufe ein Eisen hängen hat, was sich auch bei zwei Eisen oft ereignet. Zum Legen der Eisen werden dieselben ganz so wie der Schwanenhals gehörig mit Sand abgerieben.

Ein einzelnes Teller-Eisen legt man am besten in Furchen, da wo sich zwei Furchen kreuzen, weil der Fuchs gern in den

Furchen lang schleicht. Zwei Eisen legt man mitten auf dem Acker, womöglich auf frisch gepflügtem Lande, mit den Federn nach der herrschenden Windrichtung, 2½ Fuß von einander entfernt. Vor den beiden Eisen gegen Wind legt man drei Brocken, 2 Fuß von den Eisen und 2 Fuß unter sich entfernt. Der Fuchs, der nach seiner alten Gewohnheit immer gegen Wind an die Brocken herangeht, muß also erst die Eisen passiren und wird sich dabei bestimmt in einem derselben fangen, weil er nie spornstreichs grade auf den Brocken zugeht, sondern kurz vor den gut witternden Brocken unter Wind erst hin- und herläuft, ehe er sich an die Brocken heranwagt. Hat er sich nun hierbei in einem Eisen gefangen, so tanzt er mit diesem Ballast so viel hin und her, daß er sich auch noch im zweiten fangen muß.

Zum Legen des Teller-Eisens macht man sich eine kleine Vertiefung, paßt das Eisen hinein und sorgt dafür, daß der Teller ganz hohl zu liegen kommt. Um das Eisen herum muß die Erde ganz fest gemacht werden. Den Raum zwischen Teller und Bügel füttert man mit Eichenlaub aus und überstreut zuletzt das ganze Eisen dünn mit Erde. Die Erde um das Eisen herum wird mit einem Busch eben gefegt. Vor dem Legen des Eisens reibt man dasselbe an Ort und Stelle mit Erde ab, auf die man zuvor einige Tropfen von der Wittrung gegossen. Hat man erst einen Fuchs auf dem Platze gefangen, so fängt sich der zweite schon viel leichter, besonders wenn der erste eine Füchsin war. Das Hinwerfen von Fuchslosung, die man sich im Reviere zusammensucht, hilft den Fang auch noch begünstigen, weil der Fuchs an solchen Orten erst viel hin- und herläuft, ehe er die Brocken annimmt.

In warmen Quellen, die nie zufrieren, kann man den Fang

mit dem Teller-Eisen den ganzen Winter hindurch betreiben. Man legt hier das Eisen auf einer flachen Stelle dicht am Rande im Wasser und überdeckt es ganz dünn mit Sand. Die Feder des Eisens kommt nach der Mitte des Wassers zu, zu liegen. In derselben Richtung befestigt man auch den Fangbrocken an einem Stocke und zwar so, daß er auf dem Wasser schwimmt und vom Fuchse nicht anders erreicht werden kann, als wenn er auf den Teller des Eisens tritt. Bekannter Weise besucht der Fuchs im Winter warme Quellen und offene Waldbäche sehr fleißig und nimmt auch den im Wasser schwimmenden Brocken ziemlich dreist an.

c) **Der Fang mit dem Angeleisen** wird im Allgemeinen wenig betrieben, weil es schwer hält, den Fuchs so sicher zu machen, daß er nach dem Eisen hochspringt. Zum Ankirren des Fuchses macht man gegen Abend eine Schleppe mit einem frischen Hasengescheide, welches man zuletzt an demjenigen Baume, wo man nachher das Angeleisen befestigen will, etwa 2 Fuß hoch aufhängt. Hat der Fuchs dieses Hasengescheide angenommen, so wiederholt man am andern Abend die Schleppe und hängt dann entweder ein Stückchen Hasengescheide oder einen kleinen Vogel 3 Fuß hoch hin. Hat in der nächsten Nacht der Fuchs wieder abgeholt, so befestigt man das vorn beschriebene Angeleisen 4 Fuß hoch, überstreicht es mit frischem Hasenschweiß und überdeckt es ganz dünn mit Hasengescheide oder mit einem abgestreiften frischen Vogelbalge. Der Fuchs muß nun, wenn er den Vogel haben will, hoch springen, er schnappt zu und wird dabei die Widerhaken herausziehen, die sich in seinen Rachen eindrücken.

d) **Der Fang in der Fuchsgrube** ist eine neuere Methode, die man mit dem Namen „Vertilgungsmittel der Füchse" bezeichnen kann und die auch wirklich die Füchse vertilgen würde,

wenn man sie allgemein anwendete. Man legt die vorn näher beschriebene Fuchsgrube am vortheilhaftesten in der Nähe von einzelnen Gehöften oder Mühlen an, die isolirt im Walde liegen, da hier der Fuchs am meisten herumläuft und sich auch an solchen Orten deshalb am besten fängt, weil ihm hier das Vorfinden einer Ente ganz natürlich vorkommt, besonders wenn ihm während seiner Praxis schon einmal das Glück zu Theil wurde, eine Ente in der Nähe eines Gehöftes zu kapern. Es giebt auch in der That keine bessere Gelegenheit für ihn, einen so guten Fang zu machen; er hört zuerst in großer Entfernung das Quaken einer Ente, er schleicht näher, er wittert einen Düngerhaufen und darauf eine Ente. Herr Reinecke findet dies in der That ganz natürlich und für ihn äußerst passend, er fängt an zu kreisen, ob die Luft sonst rein ist; er kann nichts Verdächtiges wahrnehmen, denn, was sollte ihm auch verdächtig vorkommen; er wittert nur Pferdedung und eine Ente; er kriecht also bis auf einige Schritte heran und macht seiner alten Kunst und Gewohnheit getreu einen mächtigen Satz und — gleitet von dem kleinen Teller, auf welchem die Ente sitzt ab und fällt zwischen den Rohrstengeln in die Grube hinein. Lange Zeit zum Überlegen, ob er zuspringen soll oder nicht, bleibt ihm auch gar nicht, denn die Ente hat ja Flügel, die sie auch in diesem kritischen Augenblicke tüchtig gebraucht; er sieht sich also gezwungen, sofort den kühnen Sprung zu wagen. Die Ente kommt dabei gewöhnlich mit ihrem Leben davon, weil der Fuchs selten so genau springt, daß er die Ente gleich todtbeißen kann.

Das Anzäumen und Befestigen der Ente geschieht des Abends in der vorn beschriebenen Weise. Am andern Morgen holt man die Ente wieder fort. In der nächsten Nacht kommt

eine andere Ente an die Reihe, wo sich dann die erste Ente wieder ausruhen kann. Eine gute Schleppe mit einer gebratenen Katze thut hierbei sehr gute Dienste, besonders wenn man die Füchse aus der nächsten Umgebung schon alle weggefangen hat und nun noch die Füchse der Reviergrenze heranlocken will. In der Ranzzeit hat man mitunter das Vergnügen, des Morgens zwei Füchse in der Grube zu finden. Kommt man des Morgens hin, so sieht man an dem heruntergestürzten Stroh und Rohr schon von fern, daß sich ein Fuchs gefangen hat. Dieser ist nun von den vielen Versuchen, die er während der Nacht angestellt hat, um aus der Gefangenschaft wieder zu entkommen, so ermattet, daß er gewöhnlich ganz still in einer Ecke der Grube sitzt und ganz verschämt nach oben sieht, wenn man herankommt.

Um die Grube nicht zu verwittern, darf man den gefangenen Fuchs nie in der Grube todtschießen, sondern man steigt mittelst einer Leiter in die Grube hinab und nimmt sich einen Stock und einen Sack mit. Nachdem man nun unten angekommen ist, läßt man durch einen Obenstehenden sogleich die Leiter hochziehen und sucht dem Fuchse, der natürlich große Sprünge macht, einige Schläge auf die Nase beizubringen, die ihn betäuben. Hierbei muß man sich hüten, den Fuchs so zu schlagen, daß er schweißt. Man steckt den betäubten Fuchs in den mitgenommenen Sack und entfernt sich mit ihm sogleich aus der Grube, um ihn dann sofort in gehöriger Entfernung von der Grube vollends todt zu schlagen.

2. Der Fang des Dachses.

Der Fang des Dachses im Teller-Eisen ist vortheilhafter als der Anstand. Man benutzt dazu Eisen mit starken doppelten

Federn, die zuerst an eine 2 Fuß lange Kette befestigt werden; an diese Kette bindet man ein festes Strick und befestigt dies so an einem Baume, daß der Dachs, wenn er sich gefangen hat, mit dem Eisen noch ein Stückchen in den Bau hineinkriechen kann. Zum Legen des Eisens wählt man am besten denjenigen Platz, auf welchem sich der Dachs gewöhnlich löst, oder man legt das Eisen nahe vor die Röhre, nie aber darf man das Eisen in die Röhre legen, weil sich dann der Dachs immer einen anderen Ausgang gräbt und nicht über das Eisen geht. Hat man mehrere Eisen, so legt man diese vor die gangbarsten Röhren, während alle übrigen Röhren verstopft werden.

Wittrungen wendet man beim Legen des Eisens nicht an, sondern man putzt das Eisen nur gehörig rein und scharrt es an der betreffenden Stelle ein, so daß es ganz mit Erde überdeckt ist. Um unter den Teller einen hohlen Raum zu erhalten, füttert man das Eisen unten und an den Seiten mit Moos ein. Hierbei darf aber die Form der Ausfahrt nicht verändert und auch kein Lärm und Gepolter gemacht werden. In der ersten und zweiten Nacht wird sich der Dachs selten schon herauswagen, wohl aber wird er in einer der nächsten Nächte durch Hunger herausgetrieben werden und sich dann fangen.

3. Der Fang der Fischotter.

Der Fang im Teller-Eisen ist bei der Fischotter die allersicherste Methode, um sich ihrer zu bemächtigen. Man legt das Eisen am Aussteigeplatze entweder im Wasser grade an der Stelle, wo sie aus dem Wasser in die Höhe steigt, oder man legt es oben auf dem Aussteigeplatz im trocknen Sande, wo es aber sehr rein geputzt und mit der vorn vorgeschriebenen Witt-

rung gut verwittert sein muß. Zur Befestigung des Eisens benutzt man eine Kette, an die man ein Strick befestigt, welches an einen Pfahl oder Baum so angebunden wird, daß die gefangene Fischotter mit dem Eisen in's Wasser gehen kann, wo sie sich dann unter dem Wasser ersäuft. Die Kette sowohl wie das Strick müssen gut verwittert und gehörig mit Erde überdeckt sein, soweit sie nicht im Wasser verborgen liegen. Legt man das Eisen oben auf dem Aussteigeplatz im Sande, so wird dasselbe sorgfältig mit Moos und Weidenblättern und drgl. eingefüttert und ganz dünn mit Sand überdeckt. Zweckmäßiger ist es jedoch, wenn man den Aussteigeplatz ganz genau abspürt und an dieser Stelle unten im Wasser das Eisen anbringt. Ist hier der Grund sandig und nur 2 bis 3 Zoll hoch mit Wasser bedeckt, so scharrt man das Eisen unter dem Wasser im Sande ein; ist aber das Wasser tiefer als 3 Zoll, so schlägt man sich vier Pfähle ein und legt auf diese das Eisen und zwar so, daß es 2 bis 3 Zoll hoch unter Wasser liegt. Eisen mit einer Feder legt man so, daß die Feder gegen das Ufer hin zu liegen kommt; bei Eisen mit zwei Federn legt man die Federn parallel mit dem Ufer. Zum Verdecken des Eisens befestigt man am Ufer einen Schilfstengel, der mehrere Blätter hat, die dann gerade über dem Eisen schwimmen und tüchtig mit Wittrung bestrichen sein müssen. Wenn das Eisen oben auf dem Aussteigeplatz gelegt wird, so wirft man mehrere kleine Kirrungsbrocken um das Eisen herum und befestigt auch einen Brocken auf dem Eisen. Man benutzt hierzu frische Fische, Frösche und kleine Vögel und drgl., die man etwas mit Wittrung bestreicht. — Der Fang der Fischotter kann das ganze Jahr hindurch betrieben werden, weil der Balg immer gut, wenn auch im Winter am besten ist.

4. Der Fang des Baummarders.

a) **Der Fang des Baummarders im Schlagbaum** ist von allen Fangmethoden die bewährteste. Schon im September und October, während des Krammetsvogel-Fanges sucht man den Marder in dem Schlagbaume, der gewöhnlich in der Nähe des Dohnenstriches angelegt ist, durch Einhängen und Hinwerfen von Krammetsvögeln oder anderem kleinen Vogelwerke anzukirren. Im Spätherbst, wenn der Balg des Marders brauchbar geworden, stellt man den Schlagbaum in der vorn angegebenen Weise fängisch. Die vorn näher beschriebene Stellung muß von recht hartem Holze gefertigt werden und recht knapp, dabei aber doch so fest stehen, daß der Wind durch die Bewegung der Bäume die Falle nicht abstellen kann. Der Fangbrocken wird mitten unter dem Dache befestigt, so daß er von den Seiten nicht erreicht werden kann. Die Zunge der Stellung muß so stehen, daß der Marder, nachdem er auf dem schräg-liegenden Baumstamme hinaufgelaufen und oben zwischen den beiden Schlagbäumen angekommen ist, mit den Vorderläufen auf die Zunge treten muß, um den Fangbrocken zu erreichen. Als Fangbrocken nimmt man am liebsten ein Stück von einer gebratenen Katze, außerdem kann man aber auch allerhand Vogelwerk, Eichhörnchen, Hasengescheide u. dgl. einhängen.

Die Schleppe mit einer gebratenen Katze leistet hierbei sehr gute Dienste. Man schleppt in der vorn angegebenen Weise gegen Abend diejenigen Revierorte ab, wo der Marder am meisten umherläuft. Will man hierbei den Marder aus entfernten Reviertheilen heranlocken, so läßt man dort die gebratene Katze so lange liegen, bis man spürt, daß Marder dabei gewesen sind und die Katze bereits angenommen haben. Dann bindet man sich

die Katze an eine Schleppleine und schleppt auf dem kürzesten Wege auf die Marderfalle los, in welche man dann die ganze Katze einhängt, ohne damit noch weiter zu schleppen.

b) **Der Fang des Marders in der Prügel- und Mordfalle** wird im Wesentlichen eben so betrieben, wie der Fang im Schlagbaum. Zum Fangbrocken wählt man einen frisch gefangenen oder geschossenen Vogel oder ein Stück von einem Eichhörnchen oder auch einen in Butter gebratenen Häring. Man schleppt dabei, wie vorstehend beschrieben, mit einer gebratenen Katze oder auch mit frischem Hasengescheide u. drgl.

c) **Der Fang des Baummarders im Teller-Eisen** gelingt auch zuweilen. Man legt dazu das rein geputzte und mit der vorn verzeichneten Wittrung abgeriebene Teller-Eisen an einen solchen Ort, wo man den Marder oft gespürt hat. Zum Fangplatz wählt man am besten einen alten zerstörten Ameisenhaufen, in welchem das Teller-Eisen gut eingefüttert und mit Laub oder Nadelstreu vollständig bedeckt wird. Als Fangbrocken hängt man einen frischen Vogel, eine Keule von einem Eichhörnchen, ein Stückchen Hasengescheide oder auch einen gebratenen Häring an einen schräg eingesteckten Stock so auf, daß der Brocken grade über das Eisen zu hängen kommt. Zum Befestigen des Brockens nimmt man eine Pferdehaarschnur, die eben so wie der Fangbrocken mit der vorn bezeichneten Wittrung bestrichen wird. Die Schleppe läßt sich auch hierbei wieder mit Vortheil anwenden.

5. Der Fang des Steinmarders.

Zum Fangen des Steinmarders, der sich meist in unbewohnten Gebäuden, Scheunen und auf Heuböden auf-

hält, ermittelt man zuerst ganz genau seinen Aufenthaltsort und seinen Absprung, was sich im Winter bei frischem Schnee ganz gut thun läßt. Hat man durch wiederholtes Spüren seinen Absprung, den er übrigens regelmäßig hält, wenn er von einem Gebäude zum andern geht, bestimmt ermittelt, so legt man dort ein rein geputztes Teller-Eisen ohne alle Wittrung und ohne Fangbrocken hin. Man füttert hier das Eisen, wie es vorn beschrieben ist, gehörig ein und bedeckt es ganz dünn mit Erde. Hat sich aber nicht ganz bestimmt ermitteln lassen, daß der Marder den Ort des Absprunges immer von oben benutzt, sondern daß er auch von der andern Seite kommen kann, so muß das Eisen verwittert werden und man legt dann außerdem 1 Fuß vor dem Eisen einen kleinen Dornbusch, über welchen der Marder hinüber und dann auf das Eisen springen muß.

Läßt sich der Absprung gar nicht ermitteln, so legt man das Eisen im Innern eines Gebäudes, wo man den Marder an seiner, nach Moschus riechenden Losung, gespürt hat, auf einem Balken. Man füttert hier das gehörig verwitterte Eisen (siehe vorn: Marderwittrung) in Heu oder Roggenspreu ein und befestigt auf dem Teller einen Fangbrocken, wozu man eine mit Wittrung bestrichene Pflaume, oder wenn es noch nicht friert, ein Ei nimmt, welches letztere mittelst einer durchgestochenen langen Nadel und einem Faden befestigt wird.

In den zweiklappigen Marderfallen gelingt der Fang auch recht gut, wenn man dieselbe im Innern von Gebäuden so auf den Weg des Marders stellen kann, daß er hindurchkriechen muß, wie z. B. auf Balken oder vor Löchern, durch welche er hindurchgeht, um von einem Gebäude zum andern zu gelangen. — Der Marder fängt sich dann ganz einfach dadurch, daß er beim

Durchlaufen durch die Falle auf das Trittbrett tritt und hierdurch die Falle abstellt. Außerdem kann man auch noch im Innern der Falle über dem Trittbrette ein Ei oder eine Pflaume als Fangbrocken befestigen.

Die einklappigen Marderfallen wendet man gewöhnlich nur in Umzäunungen von Fasanerien und Gehegen an, wo dieselben vor einer Öffnung, die der Marder als Durchgang benutzt, vorgestellt werden.

6. Der Fang der wilden Katze.

Die wilde Katze fängt man unter Anwendung der für sie vorn beschriebenen Wittrung im Teller-Eisen eben so, wie den Marder; außerdem geht sie auch in den Schlagbaum. Zur Schleppe nimmt man am liebsten Hasengescheide und als Fangbrokken frisch geschossene Vögel.

7. Der Fang der Iltisse.

In kleinen Teller-Eisen läßt sich der Iltis am allerbesten fangen. Man ermittelt sich dazu seinen Aufenthaltsort und legt das Teller-Eisen dicht davor; oder man legt das Eisen auf seinen Wechsel, den er gewöhnlich an Zäunen oder Gräben entlang nimmt. Mit einem kleinen Vogel, einem Ei oder einem Stückchen gebratenen und mit Zucker bestreuten Häring sucht man ihn erst anzukirren und nachdem er dies abgeholt hat, legt man das Teller-Eisen recht rein geputzt und in Laub eingefüttert. Auf dem Teller befestigt man dieselben Brocken, mit denen man ihn angekirrt hat. Außerdem kann man auch den Iltis in den Klappfallen eben so fangen, wie den Steinmarder.

8. Der Fang des Wiesels.

Das Wiesel fängt man eben so, wie den Iltis in kleinen Teller-Eisen, in Klappfallen und in Mordfallen. Als Fangbrocken benutzt man ein Stückchen Rathenhonig oder eine mit Honig bestrichene Pflaume, die man auf den Teller festbindet.

9. Der Fang der Waldschnepfen.

Den Fang der Waldschnepfen in Lauf- und Falldohnen betreibt man vom August ab, während des Herbstes und besonders zur Zeit des Dohnenstriches. Man stellt die Laufdohnen auf Viehsteigen, auf welchen die Waldschnepfe gern einfällt, um Würmer und drgl. zu suchen, oder man macht sich an solchen Orten, wo die Waldschnepfe gern liegt, künstliche 2 Fuß breite Steige, die ganz rein geharkt werden, so daß der bloße Sand zu Tage liegt, und wirft womöglich noch frischen Kuhdünger auf die Steige, damit die Schnepfe hierdurch ganz besonders angelockt wird, dieselben zu verfolgen. Auf diesen Steigen stellt man die vorn näher beschriebenen Lauf- oder Falldohnen, in denen die Schleifen 3 Zoll hoch von der Erde entfernt hängen und 3 Zoll im Durchmesser haben müssen. Vor, hinter und unter die Schleifen streut man Preiselbeeren, Wachholderbeeren oder Ebereschen. Zu beiden Seiten der Dohne wirft man einige Zweige hin, damit die Schnepfe bestimmt durch die Schlingen hindurchkriechen muß und nicht die Dohne umgehen kann. Außer den vorn beschriebenen Laufdohnen kann man auch noch Bastdohnen anwenden; man schlägt dazu auf beiden Seiten des Steiges einen kleinen Stab von 1 bis 1½ Zoll Durchmesser so in die Erde, daß er 8 bis 9 Zoll über der Erde hervorragt. An dem oberen Ende dieser beiden

kleinen Stäbe befestigt man eine geflochtene Bastschnur oder auch eine starke Schnur von schwarzen Pferdehaaren, so daß diese Schnur 7 bis 8 Zoll hoch horizontal über den kleinen Steig gespannt ist. An diese Schnur befestigt man nun gewöhnlich drei Schleifen von sechsdräthigen Pferdehaaren, die in der vorn beschriebenen Weise fängisch gestellt werden.

In Revieren, wo es viele Füchse giebt, wird man seine Zuflucht zu den Falldohnen nehmen müssen, weil der Fuchs die Laufdohnen gar fleißig revidirt und die gefangenen Schnepfen wegnimmt; in den Falldohnen hängen ihm jedoch dieselben zu hoch und sind dann für ihn eben so sauer, wie die Weintrauben, die er nicht erreichen kann.

10. Der Krammetsvogel-Fang.

Zur Anlage eines Dohnensteiges wählt man im Reviere diejenigen Orte, wo erfahrungsmäßig im Herbste die meisten Zugvögel einfallen. Es sind dies gewöhnlich die östlichen Waldränder und solche Stangenbestände, welche etwas hoch liegen und aus gemischten Holzarten bestehen, besonders aber solche Orte, wo im Nadelholze Laubholz horstweise eingesprengt ist, oder wo in Stangenhölzern einzelne alte Überständer stehen. In dergleichen Beständen beginnt man mit der Anlage des Dohnensteiges schon im August oder spätestens Anfang September. Man benutzt dazu alte, ungangbar gewordene Fußsteige oder lichtere Stellen, auf denen der Krammetsvogel die lockenden Vogelbeeren weit genug sehen kann, und führt den Dohnenstrich gern an Bestandsgränzen, wo z. B. Laubholz mit Nadelholz gränzt, und an den Feldkanten herum, weil hier gewöhnlich am meisten Vögel einfallen. Bei der Wahl der Direction

eines sehr langen und ausgedehnten Dohnensteiges hat man darauf zu sehen, daß man sich den Weg nicht zu sehr erschwert; man führt denselben dann am vortheilhaftesten in einem Kreise herum oder doch so, daß man von seiner Wohnung aus bis zum Ende des Dohnensteiges eben nicht weiter zu gehen hat, als bis zum Anfange desselben. Die Dohnen bringt man ohngefähr alle sechs Schritte und abwechselnd mal auf der linken und mal auf der rechten Seite des Steiges an, so daß der Vogel ganz bequem von einer Dohne zur andern sehen kann. Die Höhe, in der man die Dohnen anbringt, richtet sich mehr nach der Größe des Dohnenstellers; man bohrt die Dohnen so hoch ein, wie es einem am besten zur Hand ist, doch mach't man sie nicht gern unter $4\frac{1}{2}$ Fuß vom Boden entfernt.

Vor Mitte September muß bis auf das Schlingenstellen und Einbeeren alles fertig sein, wozu auch das Abharken des Steiges gehört. Die Mühe des Abharkens belohnt sich auf doppelte Weise; einmal kann man in einem gut ausgeharkten Dohnensteige viel bequemer gehen und dann fallen auch die Vögel auf den ausgeharkten Steigen sehr gern ein, um hier Würmer und dergleichen zu suchen, besonders wenn auf einzelnen Stellen die ganze Erdbedeckung abgeharkt wird, so daß der bloße Sand zu Tage liegt. Mit dem Einbeeren und Schlingenstellen fängt man an, sobald die ersten Zugvögel da sind, wo dann aber auch nicht lange gesäumt werden darf, weil der ganze Fang meist nur vier Wochen lang dauert. Wenn man viele Heckvögel im Reviere hat und wenn nebenher freie Zeit und Ebereschen genug da sind, so beert man schon etwas früher ein, um einige Heckvögel zu fangen. Beim Einbeeren muß man darauf sehen, daß der Vogel die Beeren nicht vom Stamme aus

erreichen kann, was besonders dann möglich ist, wenn grade unter der Dohne am Stamme recht rissige Rinde sitzt. In solchem Falle haut man dergleichen rissige Rinde entweder ganz ab, oder man bohrt die Dohnen von vorn herein gar nicht an solchen Bäumen ein, weil sich die kleineren Vögel, wie z. B. Meisen u. s. w. und auch die Krammetsvögel lieber unterhalb der Beere am Stamme auf diese rissige Rinde setzen, als daß sie in die Dohne hineinfliegen. Die Schlingen müssen breit stehen und den mittleren lichten Raum der Dohne möglichst ausfüllen, damit der Krammetsvogel mit seinem Kopfe durch eine derselben hindurch kriechen muß und nicht zwischen ihnen oder seitwärts vorbei kommen kann. Die einzelnen Schlingen müssen ganz für sich ohne jede Anlehnung breit und richtig stehen, damit sie auch bei Wind ihre Stellung nicht leicht verändern können, sondern nach jeder etwaigen Bewegung immer wieder in ihr altes Verhältniß zurückfallen müssen.

Alle Tage muß der Dohnensteig regelmäßig einmal, und zwar am besten gegen Mittag, revidirt werden. Ausgebeerte Dohnen werden dann wieder frisch eingebeert und die nicht breit und gut stehenden Schlingen werden wieder in Ordnung gebracht. Schlingen, in denen sich Vögel gefangen haben, stellt man nicht gleich wieder auf, sondern streicht sie herunter, damit sie über Nacht wieder eine grade gute Form bekommen. Zur Ergänzung der etwa zerrissenen oder fehlenden Schlingen muß man immer einige zur Reserve mit sich führen.

Des Morgens oder gegen Abend darf man den Dohnensteig nicht belaufen, weil sich zu dieser Tageszeit gewöhnlich die meisten Vögel fangen, die man dann stören würde und weil auch das Einbeeren und die Regulirung der Schlingen des Mittags am

zweckmäßigsten ist. Wenn viel Zugvögel da sind und wenn es dabei den ganzen Tag über neblich ist oder regnet, so ist es vortheilhaft, den Dohnensteig täglich zweimal zu revidiren, besonders wenn es nebenbei noch windig ist, so daß die Stellung der Schlingen durch den Wind vielfach in Unordnung gebracht wird.

Laufdohnen wendet man besonders auf alten, nicht mehr benutzten Viehtriften und in Beständen, wo es viele Wachholdersträucher giebt, an und verfährt dabei, wie bei dem vorstehend beschriebenen Schnepfenfang in Laufdohnen, nur daß die Schlingen nur 2½ Zoll breit sind und 1½ Zoll hoch von der Erde hängen dürfen.

Die Ebereschen pflückt man Ende August mit ihren Stielen ab, man sucht sich womöglich recht kleinbeerige aus, und bewahrt sie an einem kühlen luftigen Ort auf. Am besten conserviren sie sich in frischem weißen Sande. Man nimmt dazu eine Tonne, wirft eine dünne Lage Moos hinein und legt dann eine Schicht Ebereschen darauf; auf die Ebereschen kommt wieder Sand u. s. w. Auf solche Weise aufbewahrte Ebereschen sehen zu Weihnachten noch eben so frisch aus, als wären sie eben vom Baume abgepflückt.

Dritte Abtheilung.

Jäger - Allerlei.

Erster Abschnitt.

Von den Wildfährten und Spuren.

Die Abdrücke der untern Lauftheile, die sich in weichem Boden und im Schnee am genauesten abformen, dienen dem Jäger als Erkennungszeichen der Wildart und zum Ansprechen des Alters und der Stärke derselben.

Bei allen zur Hohen Jagd gehörigen vierfüßigen Wildarten heißen diese Abdrücke Fährten. Bei allen zur Niederen Jagd gehörenden vierfüßigen Wildarten und bei allem Raubwilde nennt man diese Abdrücke Spuren. Die Form des Abdruckes, die Größe desselben und die Stellung der einzelnen Fährten oder Spuren zu einander bieten beim Ansprechen derselben den meisten und sichersten Anhalt.

Der fährtenkundige Jäger versteht von einem guten Abdrucke nicht allein die Wildgattung, das Alter und die Stärke des Wildes zu beurtheilen, sondern er weiß auch beim Hochwilde nach der innern Formung der Fährte und nach anderen kleinen Kennzeichen das Männliche vom Mutterwilde zu unterscheiden. Die äußere Form der Fährte oder Spur bietet zur Unterscheidung der verschiedenen Wildgattungen von einander den sichersten Anhalt, während die Größe des Abdruckes wieder die Stärke

und das Alter des Wildes kennzeichnet. Die Unterscheidungs-Zeichen des Männlichen Wildes vom Mutterwilde liegen meist in der äußeren und inneren Form des Abdruckes und in dem Verhältniß der Stellung der einzelnen Fährten zu einander.

1. Die Rothwildfährte.

Die Rothwildfährte zeichnet sich durch ihre Stärke und durch ihre regelmäßige fast herzförmig abgerundete Figur vor allen übrigen Wildfährten aus, siehe Fig. 1.

Von der Breite und Länge der Rothwildfährten kann man mit ziemlicher Bestimmtheit auf das Alter und die Stärke des Wildes schließen. Die Fährte eines Rothwildkalbes im Sommer über die Ballen gemessen ist circa $1\frac{1}{6}$ Zoll breit und $1\frac{1}{2}$ Zoll lang. (Rheinländisches Maaß.) Die Fährte des Spießers ist circa $1\frac{5}{8}$ Zoll breit und 2 Zoll lang. Die Fährte eines Altthieres hat gewöhnlich die Stärke eines Gablers oder eines starken Spießers und ist circa $1\frac{3}{4}$ Zoll breit und $2\frac{1}{2}$ Zoll lang. Der Hirsch von sechs Enden spürt sich schon beinahe 2 Zoll breit und $2\frac{3}{4}$ Zoll lang. Der jagdbare Hirsch von zehn Enden spürt sich über 2 Zoll breit und über 3 Zoll lang.

Zur Unterscheidung der Hirschfährten von den Altthierfährten dienen beim Ansprechen derselben folgende Hauptzeichen:

1) Die Stärke oder Größe der Fährte, was aus dem Vorstehenden schon hervorgeht, wonach die Fährte eines Hirsches von sechs Enden schon um circa $\frac{1}{4}$ Zoll breiter und länger ist, als die eines Altthieres.

2) Die Ballen sind schon beim Spießhirsche größer als beim Altthiere und werden überhaupt vom Hirsche tiefer in den Boden eingedrückt als vom Thiere, so daß im Abdruck

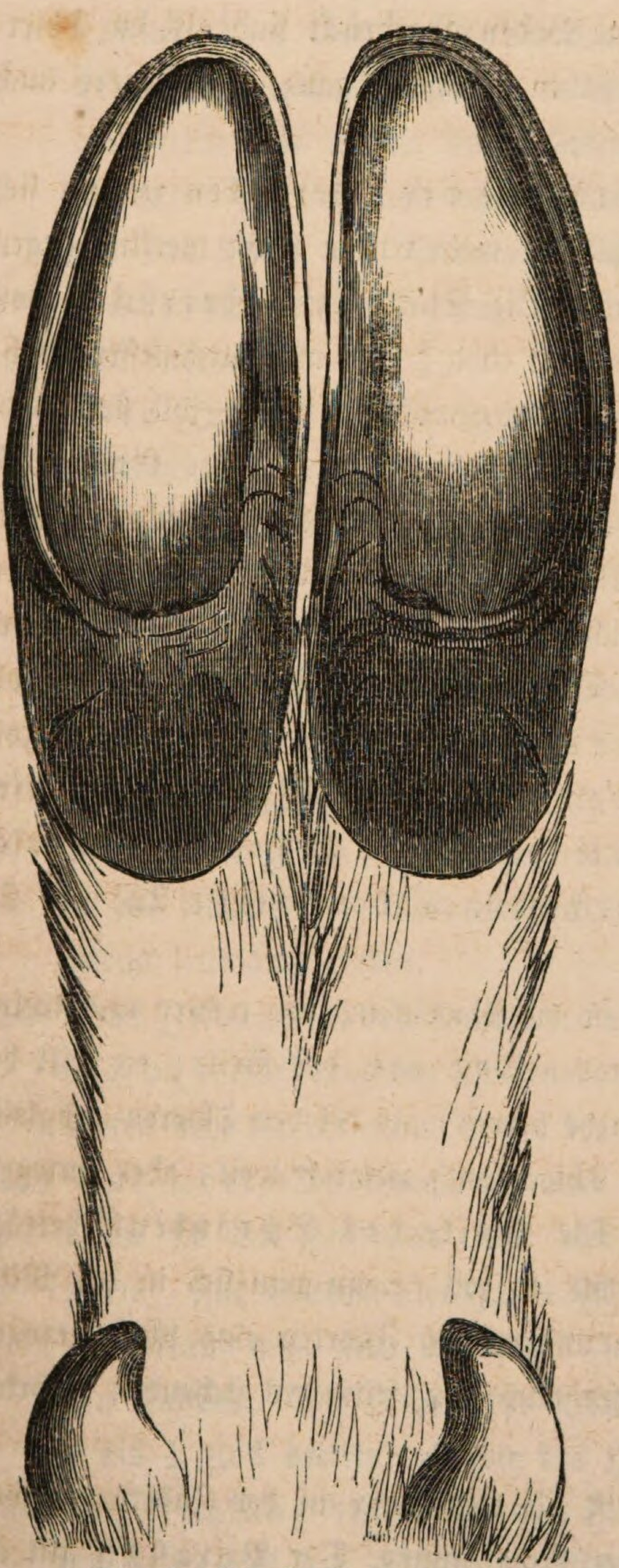


Fig. 1. **Die Rothwildfährte.**

der Ballen zwischen Hirsch= und Thierfährte ein sehr merklicher Unterschied wahrzunehmen ist, den auch die fährtenkundigen Jäger als ein Haupt-Unterscheidungs=Zeichen beim Ansprechen der Fährten stets benutzen.

3) Die Stümpfe der Schalen entsteht bei den Hirschen durch das fortwährende Zwängen im Gange und durch die größere Schwere, wovon sich besonders bei alten Hirschen und bei solchen, die in steinigem Gebirgsboden ihren Stand haben, die unteren scharfen Ränder der Schalen mehr abnutzen als bei den Altthieren, wonach dann auch die Hirsch=

fährten stumpfer im Boden abgedrückt sind als die Thierfährten. Zuweilen haben übrigens ganz alte Thiere auch stumpfe Schalen.

4) Die Dicke und Stümpfe der Oberrücken zeichnet sich bei Hirschen von sechs und mehr Enden schon merklich gegen die der Altthiere aus. Die Stärke der Oberrücken von jagdbaren Hirschen beträgt circa ¾ Zoll im Durchmesser, während dieselben bei Altthieren gewöhnlich nur ½ Zoll stark sind.

5) Die Weite des Schrittes hängt von der Größe und Stärke des Wildes ab und ist deshalb auch zwischen Männlich und Mutterwild sehr verschieden und deshalb ein sicheres Unterscheidungs-Zeichen. Ein Kalb im Sommer schreitet circa 12½ Zoll weit. Der Spießhirsch schreitet schon 18 Zoll weit. Das Altthier und der Gabelhirsch schreitet 19 Zoll weit. Der Hirsch von sechs Enden 19¾ Zoll, der Hirsch von acht bis zehn Enden 20½ bis 22 Zoll und der Hirsch von zwölf bis sechszehn Enden schreitet 22½ bis 24 Zoll weit.

6) Das Schränken ist die Abweichung der rechten und linken Fährte von der graden Linie nach der Seite; es tritt bei stärkeren Hirschen mehr hervor, als bei den Thieren, obgleich hochbeschlagene Thiere auch ziemlich weit, aber unregelmäßig schränken. Die Weite des Schränkens beträgt bei den Hirschen 2 bis 4 Zoll, wenn man sich in der Mitte zwischen den linken und rechten Fährten eine Linie gezogen denkt und von dieser nach den seitwärts stehenden Fährten hinmißt.

7) Der Burgstall ist die Erhöhung in der Fährte zwischen dem Ballen und der Schalenspitze. Der Burgstall gilt im

Lehmboden und im stehenden Sande als ein ganz gerechtes Zeichen, weil er in der Hirschfährte viel stärker hervortritt, als in den Thierfährten, indem der Hirsch beim Auftreten die Erde mit den Ballen mehr nach vorn schiebt, als das Thier und dadurch die Erde in die Höhlung der Schalen mehr eindrückt, wozu auch noch seine größere Schwere viel beiträgt.

8) Der Zwang entsteht durch Zurückdrücken der Schalen nach hinten, wenn der Hirsch seinen Körper fortbewegt und dabei mit den Schalenspitzen die Erde stark nach sich drückt; er tritt in den Hirschfährten merklicher hervor, als in den Thierfährten.

9) Der Beitritt entsteht dadurch, wenn das Wild den Hinterlauf nicht genau in die Fährte des Vorderlaufes, sondern mehr oder weniger seitwärts setzt. Die Thiere treten, wenn sie vertraut ziehen, gewöhnlich mit den Hinterläufen genau in die Fährte des Vorderlaufes, während die Hirsche oft etwas seitwärts treten.

10) Das Zurückbleiben kommt bei alten starken Hirschen und auch bei hochbeschlagenen Thieren vor. Die Fährte des Hinterlaufes steht hierbei etwas hinter der Fährte des Vorderlaufes.

11) Das Übereilen kommt mitunter bei jungen Hirschen vor, wenn sie den Hinterlauf vor die Fährte des Vorderlaufes setzen. Zur Unterscheidung der Fährten vom Hinter- und Vorderlauf mißt man in solchen Fällen die Breite der beiden Fährten. Die Fährte des Vorlaufes ist gewöhnlich um $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{8}$ Zoll breiter, als die des Hinterlaufes.

12) Die Richtung der einzelnen Fährten. Die Hirschfährten stehen mit den Spitzen merklich nach auswärts, wäh-

rend die Thierfährten ganz parallel, also mit den Spitzen grade nach vorn stehen. Außer diesen Hauptzeichen giebt es noch folgende Zeichen, die aber den Hirsch nicht so bestimmt kennzeichnen, weil sie entweder selten vorkommen, oder vom Thiere eben so gemacht werden, wie vom Hirsche.

13) Die vier Ballen. Das Zeichen der vier Ballen entsteht, wenn der Hirsch beim Übereilen mit dem Hinterlauf nicht ganz vor die Fährte des Vorderlaufes tritt, sondern nur die vordere Hälfte derselben bedeckt, so daß die Ballen des Hinterlaufes dicht vor den Ballen des Vorderlaufes stehen und sämmtlich sichtbar sind.

14) Der Kreuztritt oder die Kreuzfährte entsteht, wenn der Hirsch den Hinterlauf zur Hälfte seitwärts des Vorderlaufes setzt und die Fährte des Vorderlaufes dadurch halb bedeckt.

15) Der Schluß. Wenn der Hinterlauf grade die Fährte des Vorderlaufes bedeckt, was bei Thierfährten meist der Fall ist.

16) Das Blenden. Wenn der Hirsch mit dem Hinterlaufe die Fährte des Vorderlaufes etwas breiter oder länger macht und dadurch die Fährte trüglicherweise vergrößert.

17) Der Schloßtritt ist die Fährte, die man gewöhnlich in der Mitte des Bettes findet, wo ein Hirsch gesessen hat.

18) Das Kränzen. Wenn sich auf hartem Boden nur der äußere Rand der Schalen markirt.

19) Der Abtritt entsteht, wenn der Hirsch über benarbtem festen Boden zieht und mit dem Rande der Schalen Gras abschneidet, welches in der Fährte liegen bleibt.

20) Der Einschlag oder Inschlag. Wenn der Hirsch über benarbtem Boden oder über Saatfeld zieht, bleibt in

der Höhlung unter den Schalen oft Gras hängen, was nachher im wunden Boden in der Fährte kleben bleibt.

21) Das Insiegel entsteht, wenn der Schnee ballt oder wenn das Wild über thonigem, lehmigem Boden zieht. Es tritt sich dann unter den Schalen ein Ballen Schnee oder Erde fest, der von Zeit zu Zeit abfällt und den genauen Abdruck der Fährte enthält.

22) Das hohe Insiegel entsteht, wenn die abfallenden Erd- oder Schneeballen umgekehrt und vor der Fährte liegen.

23) Das Fädlein oder Fädchen nennt man den feinen Streifen Schnee oder Erde, der sich, wenn das Wild vertraut zieht, zwischen den Schalen eindrückt und in die Höhe stehen bleibt.

24) Das Näschen nennt man den feinen Erd- oder Schneestreifen, der sich vorn zwischen die Spitzen der Schalen eindrückt. Das Näschen bildet sich meist nur in den Hirschfährten, während sich in den Thierfährten gewöhnlich das Fädlein bildet, weil die Hirsche durch den ihnen eigenthümlichen Zwang die Schalen fester zusammendrücken, wie die Thiere.

25) Das Scheibchen. Wenn das Wild über trocknen Sand oder über Stauberde zieht, die kurz vorher durch ein wenig Regen angefeuchtet ist, so formt sich die Fährte in der feuchten Oberfläche des Sandes und kann von der trocknen Unterlage leicht abgenommen werden.

26) Der Wiedergang. Einzelne Hirsche machen oft, wenn sie aus dem Felde zu Holze ziehen, dicht vor dem Holze einen Wiedergang, indem sie nochmal ein Stückchen in's Feld zurückgehen und dann erst in's Holz hinein ziehen.

27) Das Himmelszeichen oder das Wenden entsteht, wenn der Hirsch durch eine Laubholzdickung zieht und mit seinem Geweih einzelne Blätter umwendet oder kleine Zweige einknickt, deren Blätter dann mit der unteren Seite gegen den Himmel gekehrt sind.

28) Das Wimpelschlagen. Wenn der Hirsch mit seinem Geweih Ameisenhaufen auseinander wirft.

29) Das Scherzen. Wenn der Hirsch mit seinem Geweih in die Erde bohrt und Erdstücke umherwirft.

30) Das Fegen. Die Hirsche fegen ihr ausgerecktes Geweih an geringen Stangen weicher Holzarten, um sich den Bast von den Enden abzureiben, sie schaben dabei die Rinde von den Stangen ab. Starke Hirsche fegen an stärkeren Stangen und reichen an diese auch höher hinauf, als schwache.

31) In der Brunftzeit schlagen die Hirsche oft die Rinde und auch kleine Zweige von geringen Stangen ab, was man „schlagen" nennt.

32) Das Plätzen kommt gewöhnlich nur in der Brunftzeit vor, wenn die Hirsche mit den Vorderläufen das Laub und Moos auf kleinen Plätzen wegscharren. Man nennt diese Plätze Brunftplätze.

33) Das Bleizeichen. Wenn der Hirsch über bloßliegende Steine zieht, auf denen sich dann die Ränder der Schalen wie mit Bleifeder gezeichnet, markiren.

34) Der Hirsch näßt zwischen die im gewöhnlichen Verhältnisse stehenden Fährten, während das Thier zwischen die nebeneinander stehenden Fährten näßt.

35) Die Losung ist beim Hirsche stärker als beim Thiere. Im

Spätherbst und Winter ist die Losung trocken und mager und liegt einzeln oder auch in kleinen Klumpen auf der Erde, im Frühjahr wird sie weich, im Sommer aber und besonders in der Feistzeit hängen die einzelnen Theile in einem schleimigen Überzuge zusammen.

2. Die Damwildfährte.

Die Fährte des Damwildes unterscheidet sich besonders durch ihre Form von der des Rothwildes, indem die letztere mehr rund geformt ist, während die erstere eine schmale längliche Form hat, nach vorn hin zugespitzt ist und mit der Schaffährte große Ähnlichkeit hat; siehe Fig. 2 in ruhiger Gangart und Fig. 3 flüchtig.

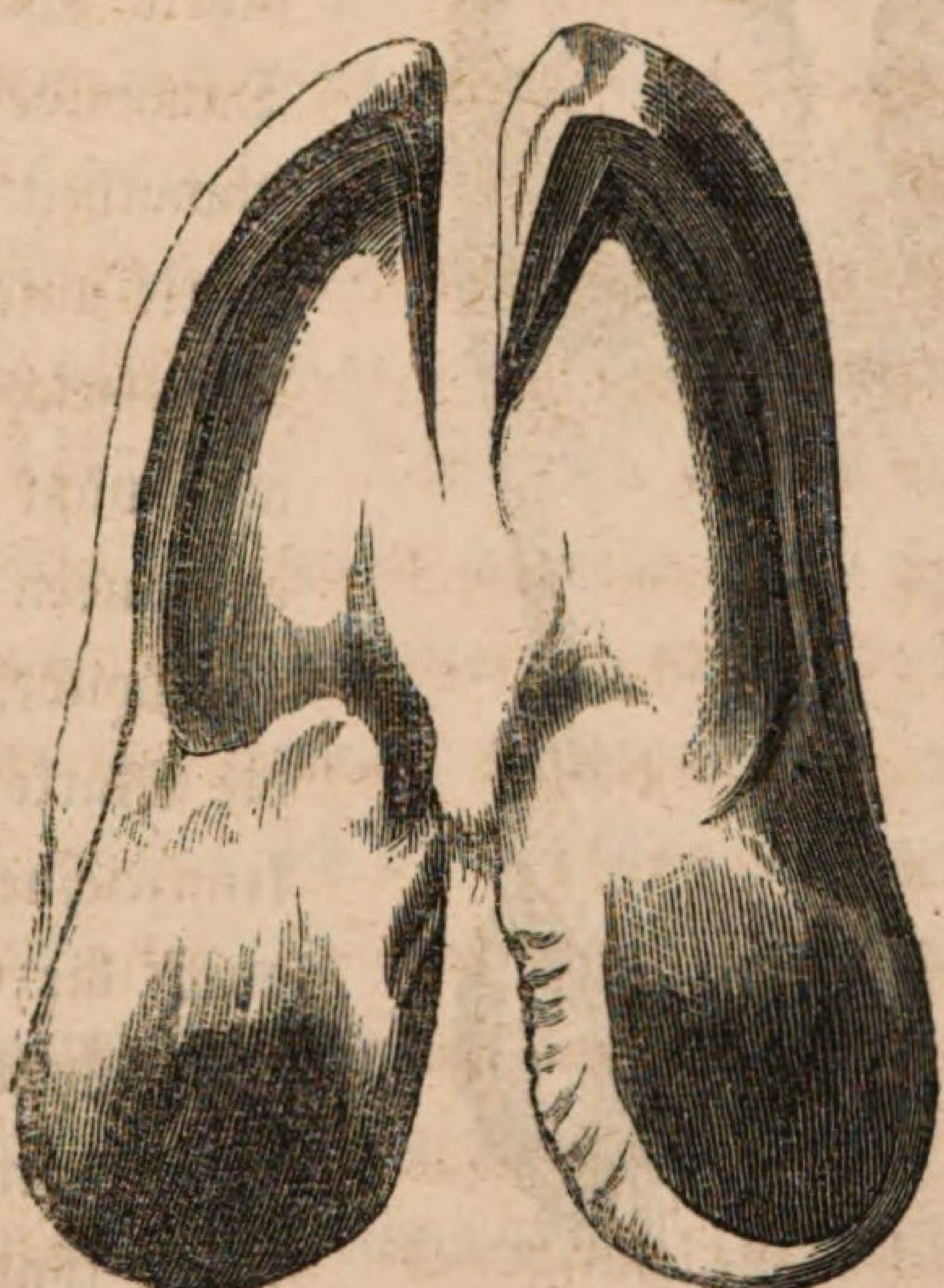


Fig. 2. Die Damwildfährte in ruhiger Gangart.

Außerdem spürt sich aber auch das Damwild geringer, als das Rothwild. Die Fährte eines alten Damthieres ist ohn-

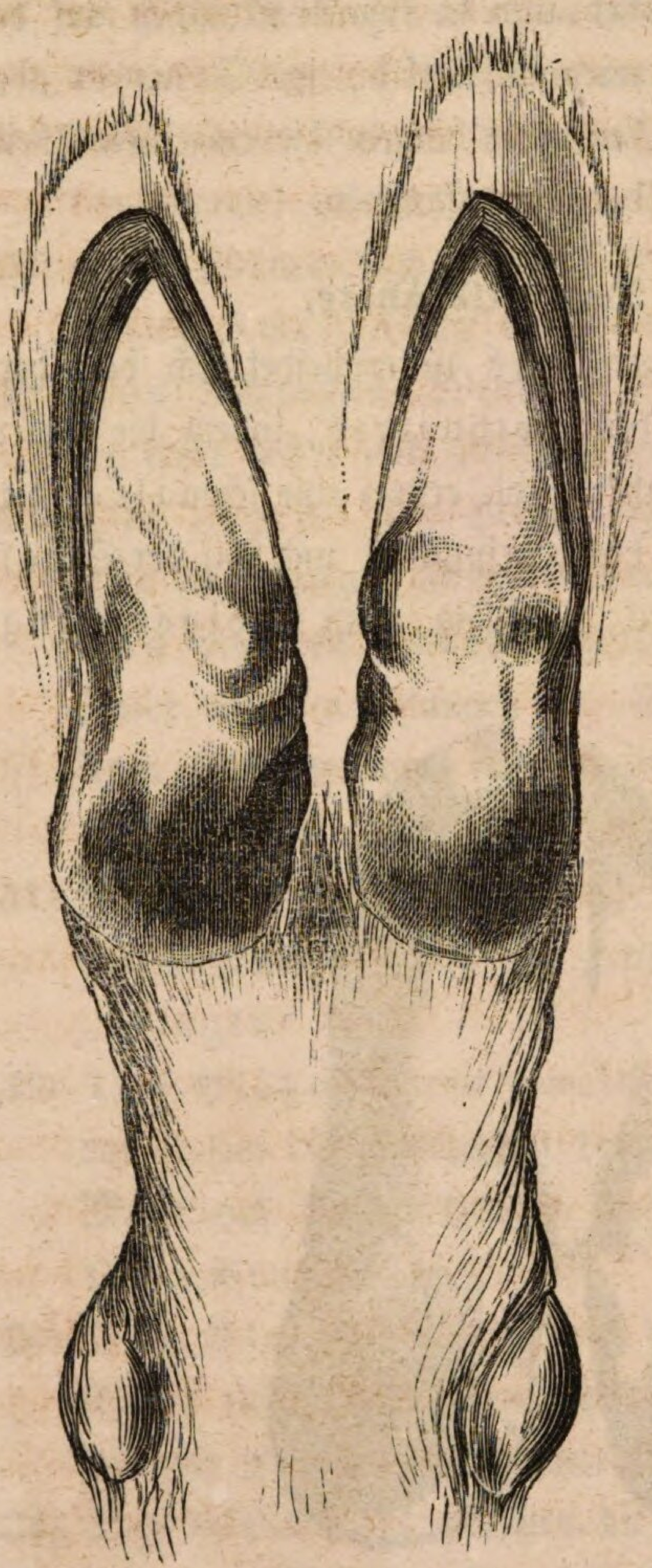


Fig. 3. **Die Damwildfährte in flüchtiger Gangart.**

gefähr so stark, wie die eines Rothwild-Kalbes in der Brunftzeit und mißt in der Breite gewöhnlich nur $1\frac{1}{4}$ Zoll und in der Länge 2 Zoll. Die Fährte eines Damschauflers ist so groß, wie die eines Rothspießers und mißt $1\frac{5}{8}$ bis $1\frac{3}{4}$ Zoll in der Breite und $2\frac{1}{4}$ Zoll in der Länge. Die Hirschfährte läßt sich auch beim Damwilde mit ziemlicher Bestimmtheit von der Thierfährte unterscheiden, da die Hauptzeichen fast alle, wenn auch nicht ganz so deutlich vorhanden sind, als beim Rothwilde. Das Alter und die Stärke des Damwildes kennzeichnet sich ebenfalls durch die Größe der Fährten. Zur Unterscheidung der Hirschfährte von der Thierfährte können dieselben Unterscheidungs-Zeichen benutzt werden, wie bei dem Rothwilde.

3. Die Schwarzwildfährte.

Die Fährte der wilden Sau hat ganz dieselbe Form, wie die der zahmen Schweine und unterscheidet sich allenfalls nur dadurch von diesen, daß bei der wilden Sau die Schalen etwas schärfer und abgelaufener sind, als bei den zahmen Schweinen. In zweifelhaften Fällen, die übrigens nur selten vorkommen können, wird man beim Folgen der Fährten hierüber bald in's Reine kommen.

Die Fährte von starken Schweinen hat in ihrer Form einige Ähnlichkeit mit der Rothhirschfährte; man unterscheidet beide aber leicht an der Weite des Schrittes. Die Sauen schreiten mit ihren kurzen Läufen viel kürzer als das Rothwild. Die Frischlinge schreiten circa $10\frac{1}{4}$ Zoll; die Überläufer $11\frac{3}{4}$ Zoll; das zweijährige Schwein $12\frac{1}{2}$ Zoll; der dreijährige Keiler $13\frac{3}{4}$ Zoll; das angehende Schwein 15 Zoll; das Hauptschwein nur $17\frac{3}{4}$ Zoll; also schreitet ein Hauptschwein noch kürzer, wie ein Rothspießer. Außerdem zeichnen sich hauptsächlich noch die Geäfter aus. Diese sind bei der Sau viel länger, stehen näher an den Schalen und mehr zu beiden Seiten der Läufe, so daß sie sich auch in der Fährte viel mehr abdrücken, wie beim Hirsche und weiter von einander entfernt stehen als bei diesem.

Die Ballen drücken sich bei der Sau weniger ab, als beim Hirsche und können deshalb auch zum Unterscheidungs-Zeichen dienen. Die Spitzen der Schalen stehen selbst in ruhiger Gangart nie so geschlossen, wie beim Rothwilde.

Die jungen Sauen zeichnen sich bis zum dritten Jahre durch Ungleichheit ihrer Schalen aus. Die äußeren Schalen sind um ein merkliches länger, wie die inneren und zwar vorzugsweise an den Vorderläufen. Bei älteren Sauen nimmt diese

Ungleichheit allmälig ab, so daß bei Hauptschweinen beide Schalen gleich lang sind.

Die Unterscheidungs-Zeichen zwischen Keiler und Bache sind in der Fährte sehr unsicher und bieten nur bei ganz starken Schweinen einigen Anhalt. In der Fährte eines starken Keilers sind die Ballen und Geäfter etwas tiefer abgedrückt; die Schalen sind stumpfer und außerdem tritt das Schränken, Beitreten und das Zwängen beim Keiler stärker hervor, als bei der Bache. Wenn man außer der Brunftzeit, die in den December fällt, ein einzelnes starkes Schwein spürt, so kann man mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß es ein Keiler ist.

Zum Ansprechen der Stärke und des Alters bietet die Breite und Größe der Fährte den sichersten Anhalt. Die Fährte des Frischlings mißt über die Balken circa $\frac{5}{6}$ Zoll, beim Überläufer $1\frac{1}{3}$ Zoll, bei der zweijährigen Sau $1\frac{5}{8}$ Zoll, beim dreijährigen Keiler $1\frac{5}{6}$ Zoll, beim Hauptschwein $2\frac{1}{8}$ Zoll.

4. Die Rehwildfährte.

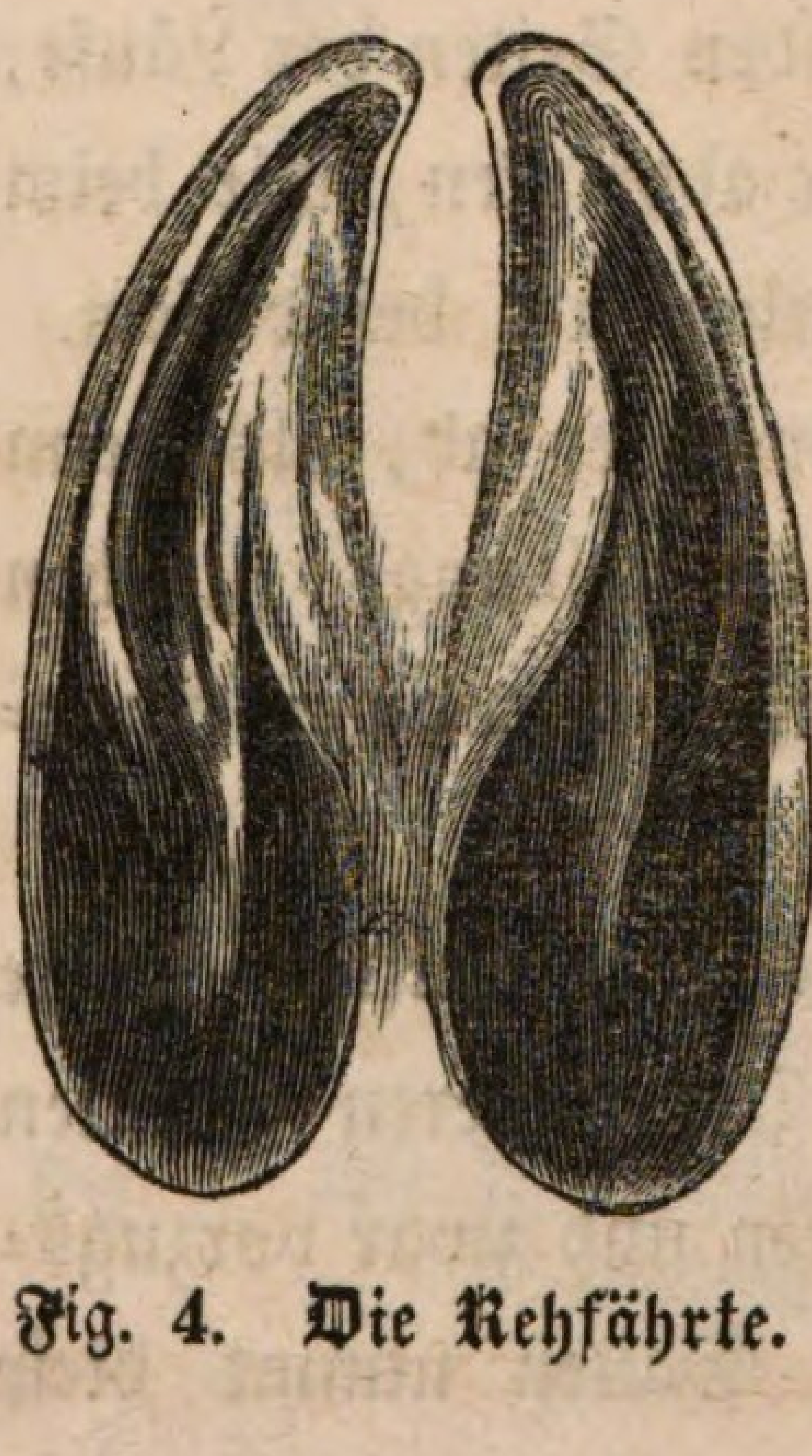


Fig. 4. Die Rehfährte.

Die Form der Rehfährte, siehe Fig. 4 in ruhiger Gangart und Fig. 5 flüchtig, hat am meisten Ähnlichkeit mit der Rothwildfährte, nur daß sie viel kleiner ist als jene, so daß die Fährte des stärksten Bockes noch immer geringer ist, als die eines Rothwildkalbes im Sommer. Die Fährte des starken Bockes ist, über die Ballen gemessen, gewöhnlich nicht viel über 1 Zoll breit und $1\frac{1}{2}$ Zoll lang. Die Fährte einer alten Ricke ist

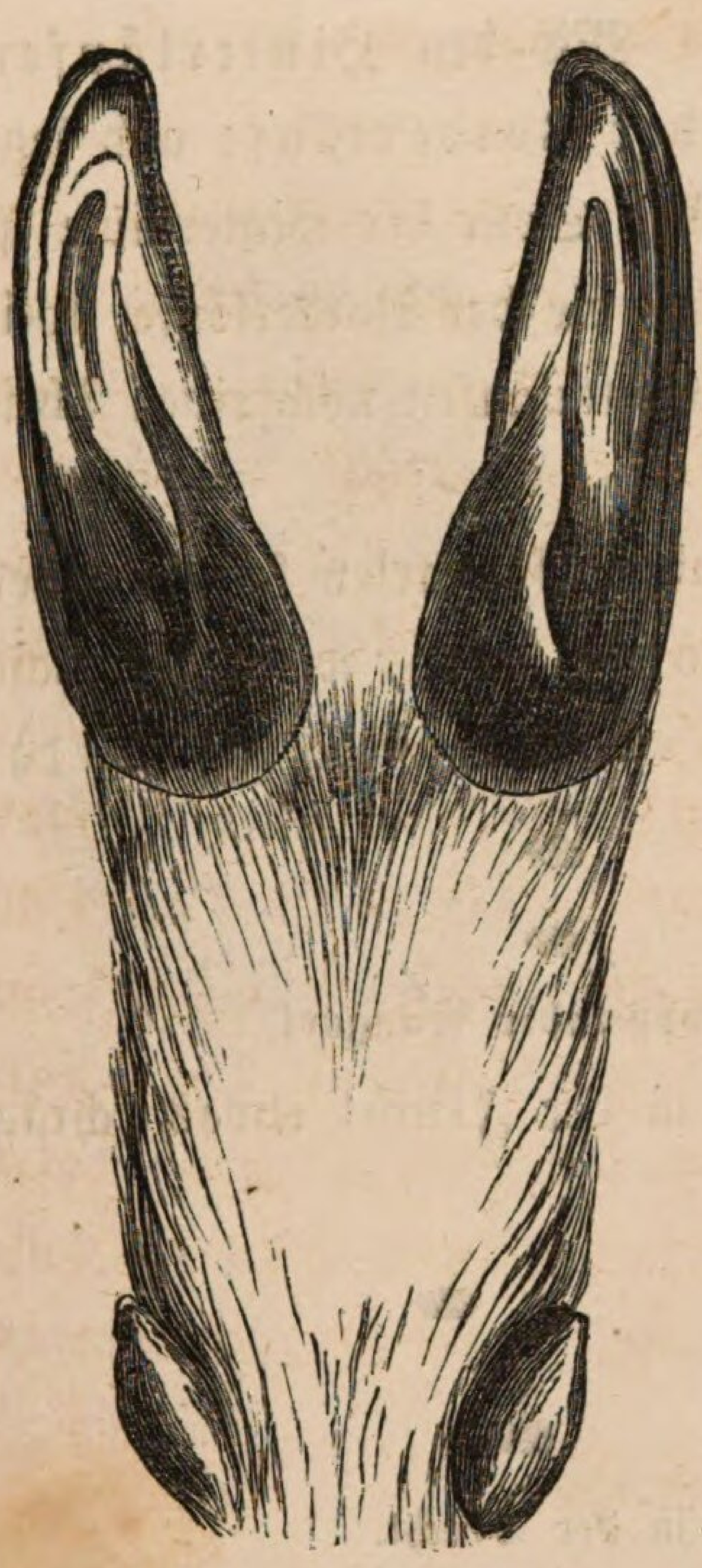


Fig. 5. **Die Rehfährte.**

fast eben so groß, jedoch sehr selten über 1 Zoll breit. Die Fährte eines Gabelbockes oder eines starken Spießers ist $\frac{7}{8}$ Zoll breit. Die Fährte eines Schmalrehes ist $\frac{5}{6}$ Zoll breit und $1\frac{1}{4}$ Zoll lang und die Fährte eines Kalbes im Sommer ist nicht viel über $\frac{1}{2}$ Zoll breit und $\frac{7}{8}$ Zoll lang.

Zur Unterscheidung des Bockes von der Ricke giebt es keine sicheren Zeichen, obwohl aus den beisammen stehenden Fährten eines ganzen Sprunges Rehe die Fährte des Bockes herauszuerkennen ist, in deren Form das scharfe Jäger-Auge einige von den Hauptzeicheu des Rothhirsches, wie z. B. die Stümpfe der Schalen, das Schränken und besonders den Zwang zu erblicken vermag. Auch die zuweilen etwas größere Form kennzeichnet den Bock, am meisten aber der Zwang, der in der Fährte des Bockes dadurch hervortritt, daß die Schalen mehr geschlossen sind, wie bei der Ricke, weshalb auch das Fädlein und das Näschen in der Fährte des Bockes weniger stark vorhanden sind, wie in der Fährte einer Ricke.

5. Die Hasenspur.

Die Hasenspur ist so allgemein bekannt, daß eine Zeich-

nung derselben überflüssig erschien. Mit den Hinterläufen überschnellt der Hase die Spur der Vorderläufe und setzt dieselben vor die Vorderläufe. Die Spur der Hinterläufe ist um vieles länger und auch breiter als die der Vorderläufe, weil der Hase von den zweimal längeren Hinterläufen noch einen Theil mit an den Boden andrückt.

Die Vorderläufe stehen bei allen Gangarten fast in einer Linie hintereinander. Die Hinterläufe stehen, wenn der Hase langsam hoppelt, fast grade neben einander, siehe Fig. 6, da-



Fig. 6. **Die Hasenspur in hoppelnder Gangart.**

gegen setzt der Hase die Hinterläufe in der Flucht etwas schräg neben einander, siehe Fig. 7.



Fig. 7. **Die Hasenspur in der Flucht.**

6. Die Spur des Fuchses.

Die Spur des Fuchses hat große Ähnlichkeit mit der Spur des Hundes, unterscheidet sich aber doch von dieser dadurch, daß die mittleren Zehen beim Fuchs mehr nach vorn herausstehen, wodurch die Fuchsspur eine etwas längliche Form erhält, während die des Hundes ganz rund ist, siehe Fig. 8.

Außerdem sind in der Fuchsspur die Ballen nicht so stark abgedrückt, wie beim Hunde, der auch merklich schränkt und selbst in grader Richtung öfter einen Beitritt macht. Der Fuchs



Fig. 8. Die Fuchsspur.

schränkt nur, wenn er langsam schleicht und auch dann noch weniger wie der Hund. Wenn der Fuchs schleicht, so spürt man auf dem Schnee mitunter noch seine Ruthe, die er dabei herunterdrückt und in den Schnee einstreicht.

Wenn der Fuchs trabt, so setzt er die Läufe in einer graden Linie, siehe Fig. 9. Man sagt dann: der Fuchs schnürt. In der Flucht setzt er die Läufe neben einander, siehe Fig. 10.



Fig. 9. Die Fuchsspur im Trabe.



Fig. 10. Die Fuchsspur in der Flucht.

7. Die Spur des Dachses.

Die Spur des Dachses zeichnet sich besonders aus durch den Abdruck der breiten und großen Ballen, siehe Fig. 11, durch die im Boden stark markirten langen und ziemlich breiten Nägel und durch den kurzen Schritt. Im Trabe setzt der Dachs je zwei und zwei Läufe schräge neben einander, s. Fig. 12,



Fig. 12. Die Dachsspur im Trabe.



Fig. 11. **Die Dachsspur.**

Flüchtig setzt er sie ähnlich wie der Fuchs, jedoch nicht je zwei Läufe so nahe an einander, wie dieser, siehe Fig. 13.



Fig. 13. **Die Dachsspur in der Flucht.**

8. Die Spur der Fischotter.

Die Spur der Fischotter zeichnet sich durch den Abdruck der zwischen den einzelnen Zehen befindlichen Schwimmhaut aus, während sich die Ballen wenig markiren, sie ist etwas stärker, wie die eines Fuchses. Ein untrügliches Unterscheidungs-Zeichen zwischen dieser und dem Fuchse rc. ist bei hohem Schnee das immerwährende Nachschleppen der Ruthe.

Im Trabe setzt sie gewöhnlich je zwei Läufe schräg neben einander, siehe Fig. 14



Fig. 14. **Die Spur der Fischotter im Trabe.**

9. Die Spur des Baummarders.

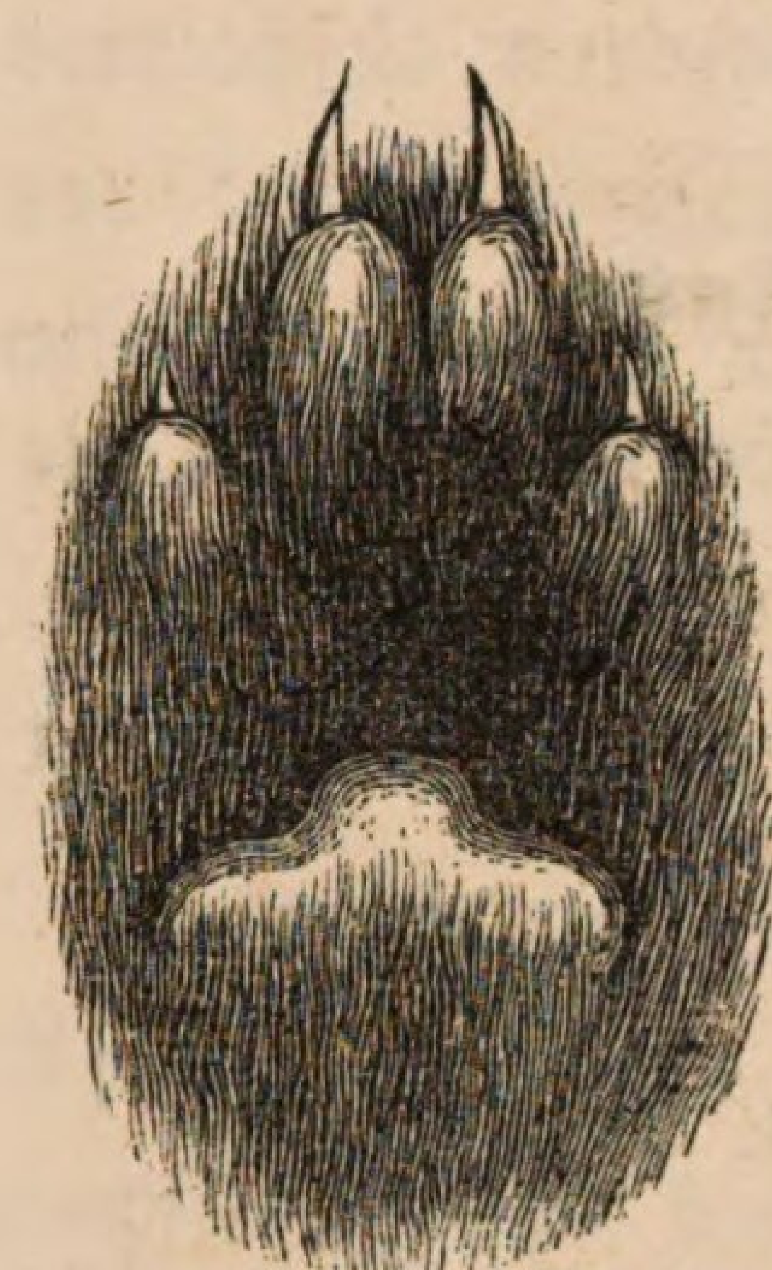


Fig. 15. **Die Spur des Baummarders.**

Die Spur des Baummarders gleicht der einer Hauskatze, nur daß sie eine etwas längliche Form hat. Die Ballen und Zehen markiren sich wenig, weil sie stark mit Haaren bewachsen sind, siehe Fig. **15.**

Der Marder setzt bei seiner hüpfenden Gangart gewöhnlich je zwei Läufe schräg neben einander, siehe Fig. **16**, oder er setzt auch die Läufe unregelmäßig, siehe Fig. **17**, wo er sich dann leicht mit einem Hasen verwechseln läßt.



Fig. 16. **Die Spur des Baummarders in hüpfender Gangart.**



Fig. 17. **Die Spur des Baummarders flüchtig und in hüpfender Gangart.**



Fig. 18. **Die Spur des Steinmarders.**

Der Steinmarder setzt eben so wie der Baummarder und unterscheidet sich in der Spur nur dadurch von diesem, daß beim

ersteren die Zehen und die weniger behaarten Ballen sich deutlicher abdrücken, siehe Fig. 18.

10. Die Spur der wilden Katze.

Die Spur der wilden Katze hat dieselbe Form, wie die der zahmen, nur daß sich die wilde Katze merklich stärker spürt. Beim Schleichen schränkt die Katze etwas, in der Flucht setzt sie ähnlich wie der Fuchs.

11. Die Spur des Iltis.

Der Iltis setzt fast eben so wie der Steinmarder, nur stehen die Vorderläufe etwas weniger schräg und die Hinterläufe etwas enger neben einander, seine Sprünge sind kürzer und die Spur ist mehr rund und kleiner als beim Steinmarder; außerdem sind beim Iltis auch die Zehen besser abgedrückt.

12. Die Spur des Wiesels.

Das Wiesel setzt eben so wie der Iltis, unterscheidet sich jedoch von diesem dadurch, daß die Spur kleiner ist, wie die des Iltis, während die Form der Spur ganz so ist wie bei jenem.

13. Die Spur des Eichhörnchens.

Die Spur des Eichhörnchens hat bei allen Bewegungen, wenn es auf der Erde hüpft, dieselbe Form, siehe Fig. 19,



Fig. 19. Die Spur des Eichhörnchens in hüpfender Gangart.

und nur die Entfernung der einzelnen Sprünge von einander ist je nach der Bewegung verschieden. Wegen dieser Gleichförmig-

keit kann die Spur des Eichhörnchens auch nie mit einer anderen verwechselt werden. Die längeren Hinterläufe kommen immer vor den Vorderläufen zu stehen und sind weiter von einander entfernt, als die Vorderläufe.

14. Die Spuren des Bären, des Wolfes und des Luchses.

Die Spur des **Bären** unterscheidet sich durch ihre abnorme Größe von allen übrigen Spuren, so daß sie nicht leicht verwechselt werden kann. Der Abdruck des Hinterlaufes hat große Ähnlichkeit mit der eines nackten Menschenfußes, nur daß beim Bären die Nägel spitzer sind.

Der Wolf spürt sich wie ein starker Hund, die beiden mittleren Zehen stehen jedoch bei ihm etwas weiter hervor, wie beim Hunde, so daß die Wolfsspur eine etwas längliche Figur hat. Der Wolf trabt fast immer, wodurch auch sein Schritt weiter ist, als der des Hundes. Der Wolf schnürt wie der Fuchs. Mehrere Wölfe traben oft hintereinander in einer Spur, so daß man nur einen Wolf spürt.

Die Spur des **Luchses** hat die Form einer Katzenspur und die Größe einer mittleren Hundespur. Der Luchs trabt fast immer und schnürt dabei wie der Fuchs.

Zweiter Abschnitt.

Von den Geweihen und Gehörnen.

Die Stärke und Endenzahl der Geweihe und Gehörne steht gewöhnlich in einem richtigen Verhältniß zum Alter und zur Stärke des Wildes und wird deshalb auch meist die Zahl der Enden zur Bezeichnung des Alters und der Stärke des Wildes benutzt. Nur bei ganz alten Hirschen oder bei Kümmerern und wenn das Wild schlechte, magere Äsung hat, kann man von der Endenzahl nicht auf das Alter des Wildes schließen.

Wenn beim Zählen der Enden an beiden Stangen nicht gleich viele Enden sitzen, so verdoppelt man die Endenzahl derjenigen Stange, an welcher die meisten Enden sitzen und setzt dann vor dieser Zahl das Wort „ungrade." Man würde also ein Geweih, an dessen einer Stange fünf Enden sitzen, während an der andern nur vier oder drei sitzen, einen ungraden Zehner nennen. Nach einer alten Waidmannsregel wird jede Sprosse, an der ein Jäger sein Hornfessel aufhängen kann, als ein Ende mitgezählt. Von der Zahl der Enden schließt man also auf das Alter des Wildes und nimmt dabei an, daß die Hirsche alle Jahre zwei Enden aufsetzen.

1. Das Geweih des Rothwildes.

Das Kalb männlichen Geschlechts heißt bis zur Brunftzeit Hirschkalb; von da ab bis zum Februar Junghirsch oder Schmalspießer. Im Februar bilden sich beim nunmehrigen Spießer oder Spießhirsch die Rosenstöcke. Im Mai erscheinen dann auf den Rosenstöcken die ersten Keime des



Fig. 1.

Geweihes und bilden sich bis zum August zu **6** bis **12** Zoll langen graden Spießen aus, die dann der Spießer Ende August fegt, siehe Fig. **1.**

Im nächsten Jahre gegen Ende Mai wirft der Spießer seine Spieße ab und setzt bis zum August gewöhnlich ein gabelförmiges Geweih auf, siehe Fig. **2**, das gegen Ende August meist vollkommen ausgereckt und verhärtet ist und dann gefegt wird. Der Gabler oder Gabelhirsch wirft sein Geweih im Mai ab und setzt ein Geweih von sechs Enden auf, das bis Mitte August meist schon gefegt ist, siehe Fig. **3.**



Fig. 2.

Stärkere Hirsche werfen ihr Geweih im April ab, ganz starke Hirsche schon im März und verrecken dann das neue Geweih bis Ende Juli.

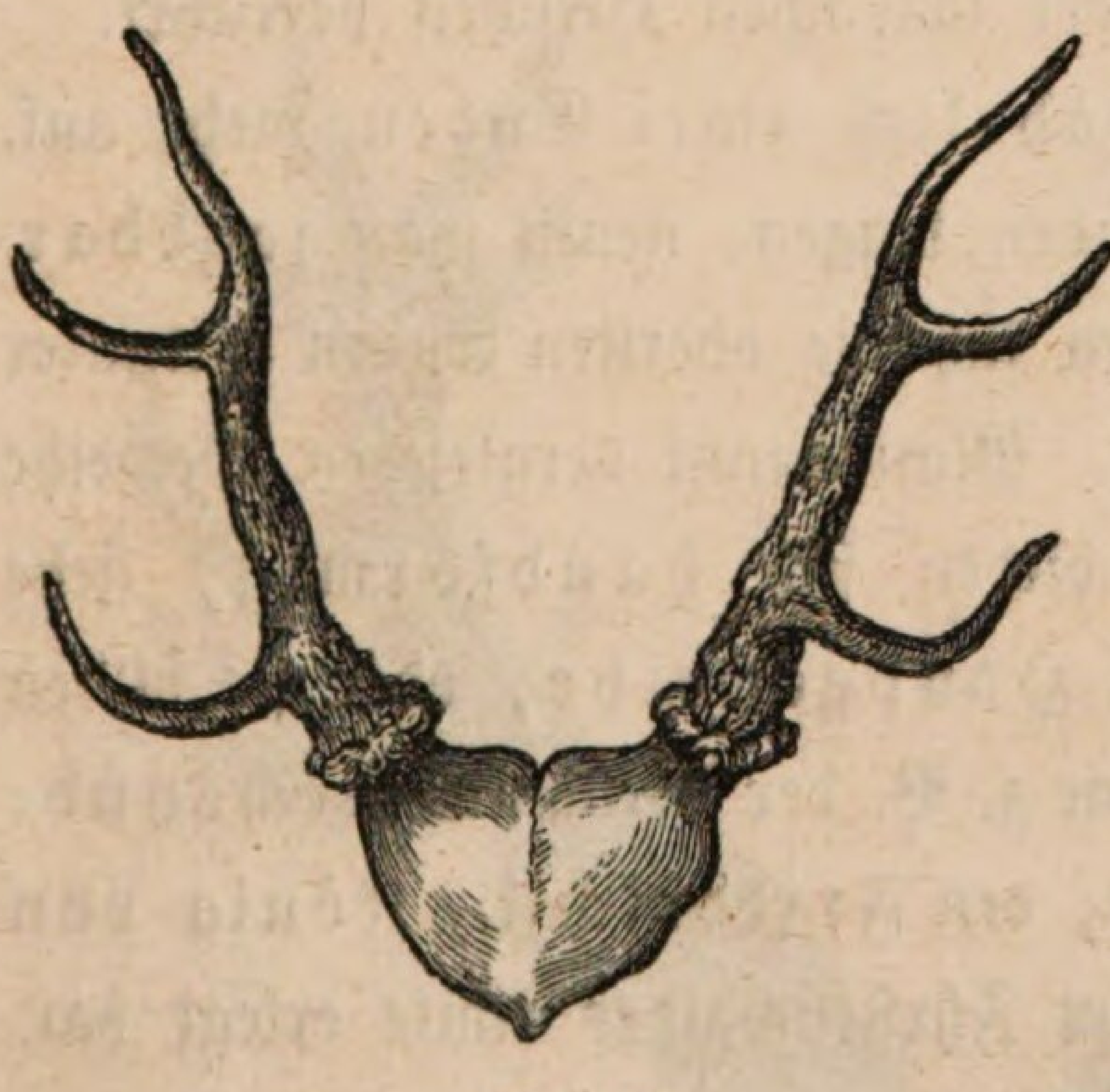


Fig. 3.

Ganz alte Hirsche und Kümmerer verrecken die Spitzen der Enden gewöhnlich nicht so scharf, so daß sie dann ganz stumpf sind und aussehen, als ob sie abgebrochen wären. Oft verringert sich auch die Endenzahl und zwar bei sehr alten Hirschen von Jahr zu Jahr, so daß sie zuletzt nur noch kurze

Stümpfe aufsetzen. — So lange das Geweih noch weich ist, nennt man dasselbe Kolben und den Hirsch, der es trägt, Kolbenhirsch. Während der Kolbenzeit kommen öfters Verletzungen an dem weichen Geweihe vor, wonach sich dann dasselbe unregelmäßig, widersinnig und monströse ausbildet. Sobald das Geweih völlig ausgereckt und verhärtet ist, vertrocknet der Bast und wird vom Hirsche an der rauhen Rinde einer Stange abgerieben. Das Fegen des Geweihes geschieht meist des Nachts und gewöhnlich an Stangen von weichen Holzarten. Starke Hirsche fegen an dickeren Stangen, während schwache Hirsche an geringen Stangen fegen, die sich leicht biegen lassen. Beim Fegen reibt der Hirsch den Bast von den einzelnen Theilen des Geweihes ab und schabt zugleich auch die Rinde so hoch, wie er reichen kann, vom Baume ab. Man kann nach der Höhe des Fegens, wie auch nach der Stärke der Stämme beurtheilen, ob das Fegen von starken oder schwachen Hirschen herrührt.

Junge Hirsche setzen alljährlich zwei Enden mehr auf. Hirsche, die zehn und mehr Enden tragen, nennt man jagdbar. Bei ganz starken Hirschen bilden sich die obersten Enden mitunter kronenförmig, siehe Fig. 4. Man nennt dergleichen Geweihe Kronengeweihe, oder sie bilden sich handförmig, siehe Fig. 5. Man nennt sie dann Handgeweihe, oder sie bilden sich auch schaufelförmig, wie z. B. der berühmte Sechsundsechzig-Ender, siehe Fig. 6, den Friedrich I., König von Preußen, im Jahre 1696 im Fürstenwalder Amte erlegt hat.

Den untersten Theil eines Geweihes oder Gehörnes nennt man die Rose; es ist dies ein krauser Kranz, der mit dem Rosenstock verwachsen ist, sich aber beim Abwerfen des Geweihes vom Rosenstock ablöst. Das unterste Ende des Geweihes

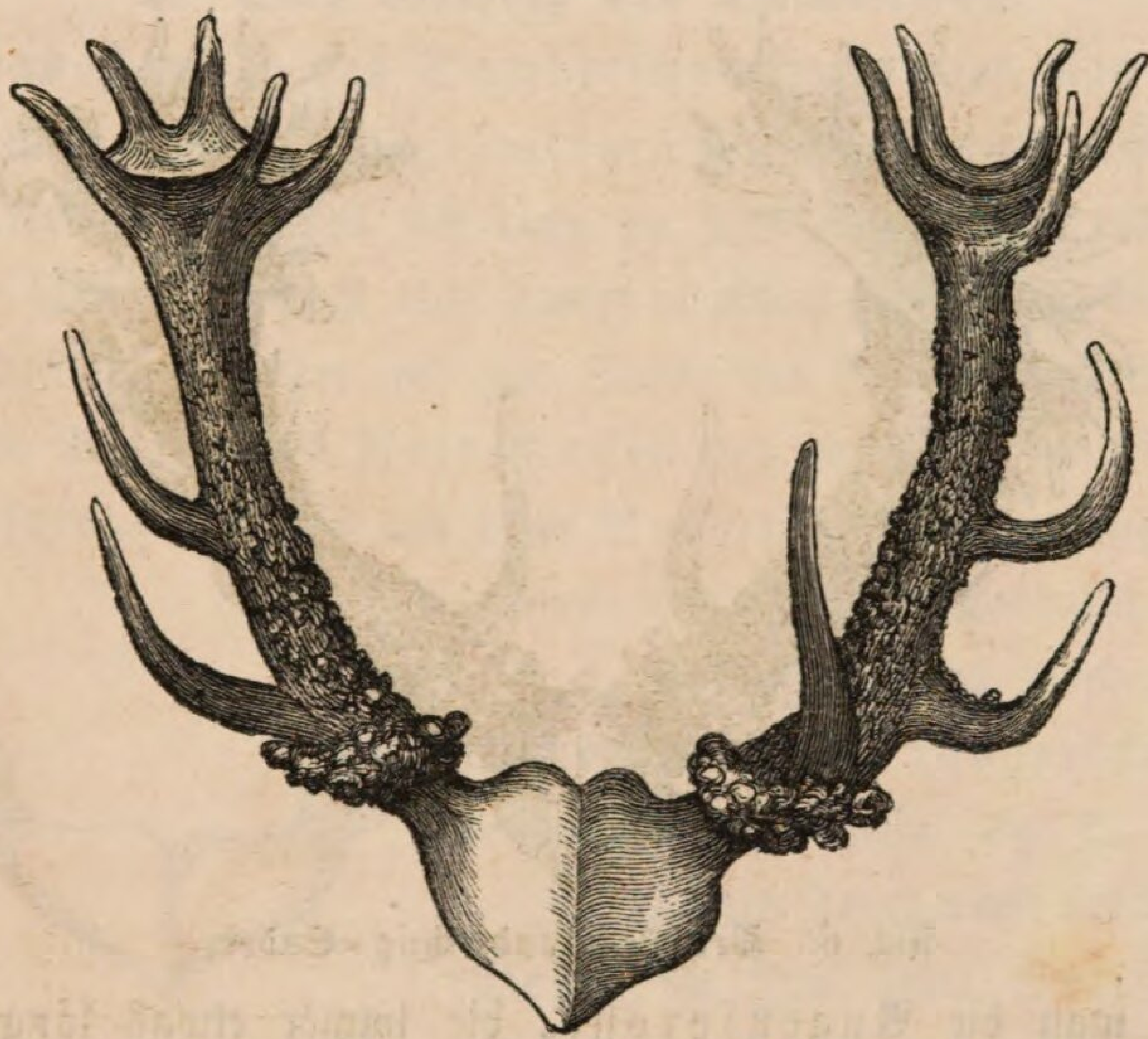


Fig. 4. **Das Kronengeweih.**

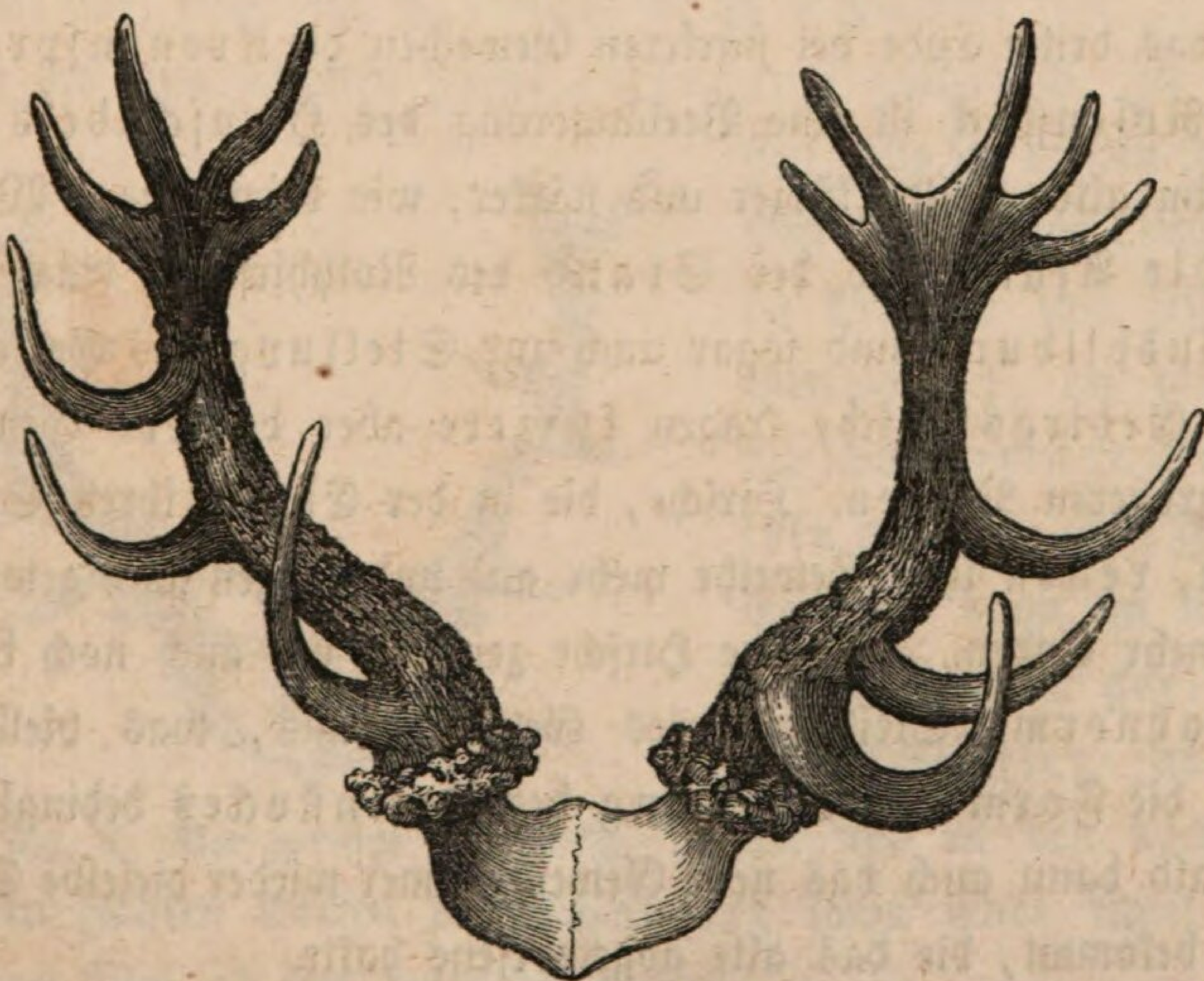


Fig. 5. **Das Handgeweih.**

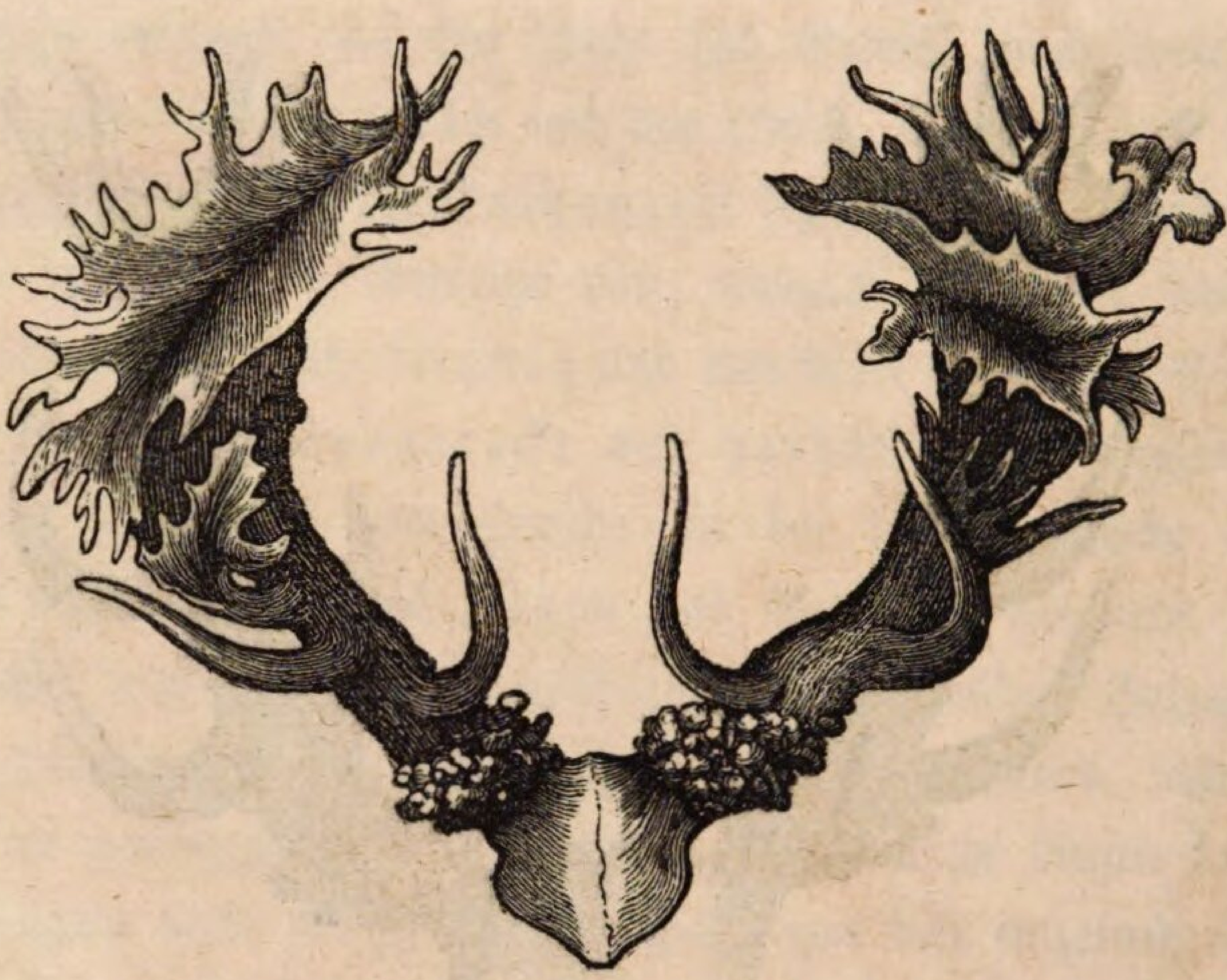


Fig. 6. **Der Sechsundsechzig-Ender.**

nennt man die Augensprosse, die immer etwas länger ist, als die übrigen Enden. Das zweite Ende heißt die Eissprosse und das dritte Ende bei stärkeren Geweihen die Kronensprosse. Der Rosenstock ist eine Verlängerung des Hirnschädels; er ist beim alten Wilde kürzer und stärker, wie beim jungen Wilde.

Die Äsung und der Stand des Rothhirsches trägt viel zur Ausbildung und sogar auch zur Stellung des Geweihes bei. Gebirgshirsche tragen kürzere aber dickere Geweihe mit größeren Perlen. Hirsche, die in der Ebene ihren Stand haben, recken ihre Geweihe mehr aus und tragen auch gewöhnlich mehr Enden. Einzelne Hirsche zeichnen sich auch noch durch eine abnorme Stellung ihres Geweihes aus, was vielleicht durch die Form und Stellung des Rosenstockes bedingt ist, weshalb dann auch das neue Geweih immer wieder dieselbe Stellung bekommt, die das alte abgeworfene hatte.

2. Das Geweih des Damwildes.

Das Geweih des Damhirsches spricht man nach seiner mehr oder weniger schaufelartigen Form und nicht nach seiner Endenzahl an, weil sich diese an den Schaufeln nicht gut zählen lassen und auch nicht immer in einem sicheren und richtigen Verhältniß zum Alter und zur Stärke des Damhirsches stehen.

Die Bildung des Rosenstockes und der Spieße ist beim Damspießer eben so wie beim Rothspießer, nur daß beim ersteren die Spieße gewöhnlich nicht über 4 bis 6 Zoll lang werden und auch etwas später ausgereckt und verhärtet sind, siehe Fig. 7.

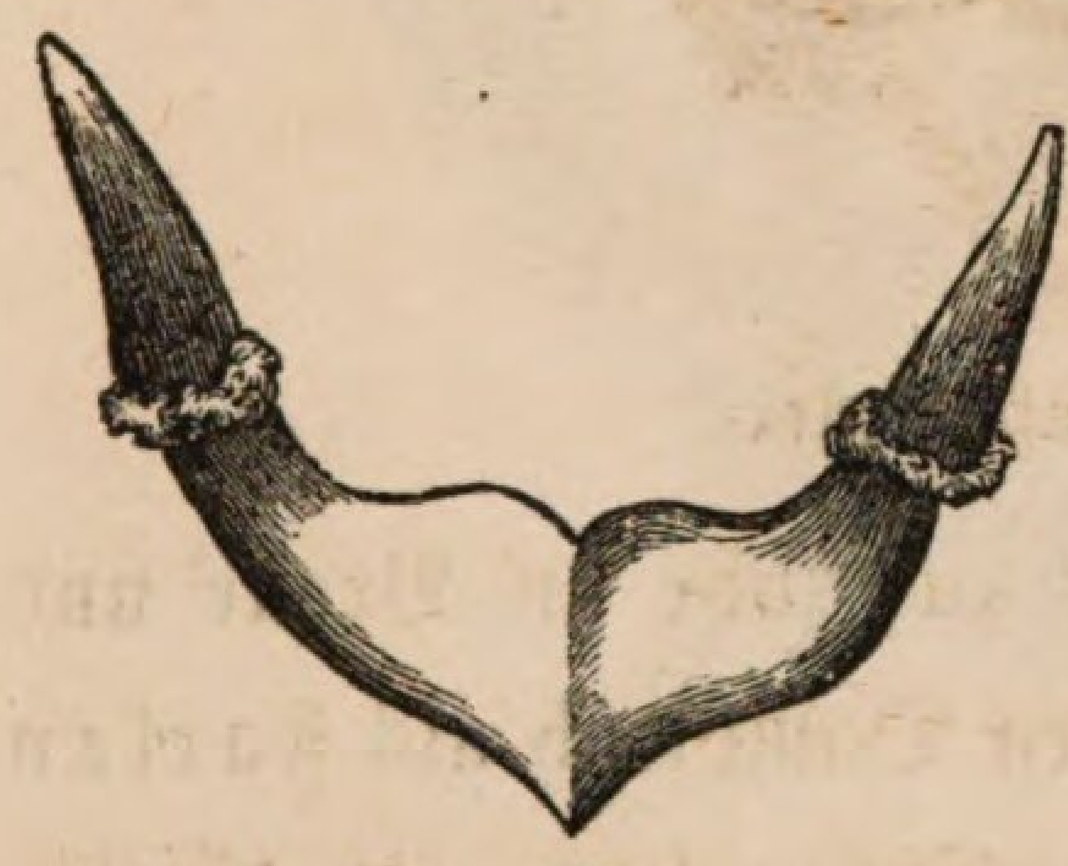


Fig. 7. **Der Spießer**

Im nächsten Jahre wirft der Damspießer im Juni seine Spieße ab und setzt ein Geweih von acht bis zehn Enden auf, siehe Fig. 8, welches er im September fegt; er heißt dann bis zum nächsten Jahre geringer Damhirsch. Im nächsten, also im dritten Jahre, wirft der geringe Damhirsch im Mai ab und setzt ein Geweih auf, an welchem sich schon geringe Schaufeln befinden, siehe Fig. 9. Er fegt dann im August und heißt dann geringer Damschaufler. Im vierten und in den nächstfolgenden Jahren werfen die Schaufler schon Ende April oder Anfang Mai ab und fegen im August.



Fig. 8. **Der geringe Damhirsch.**

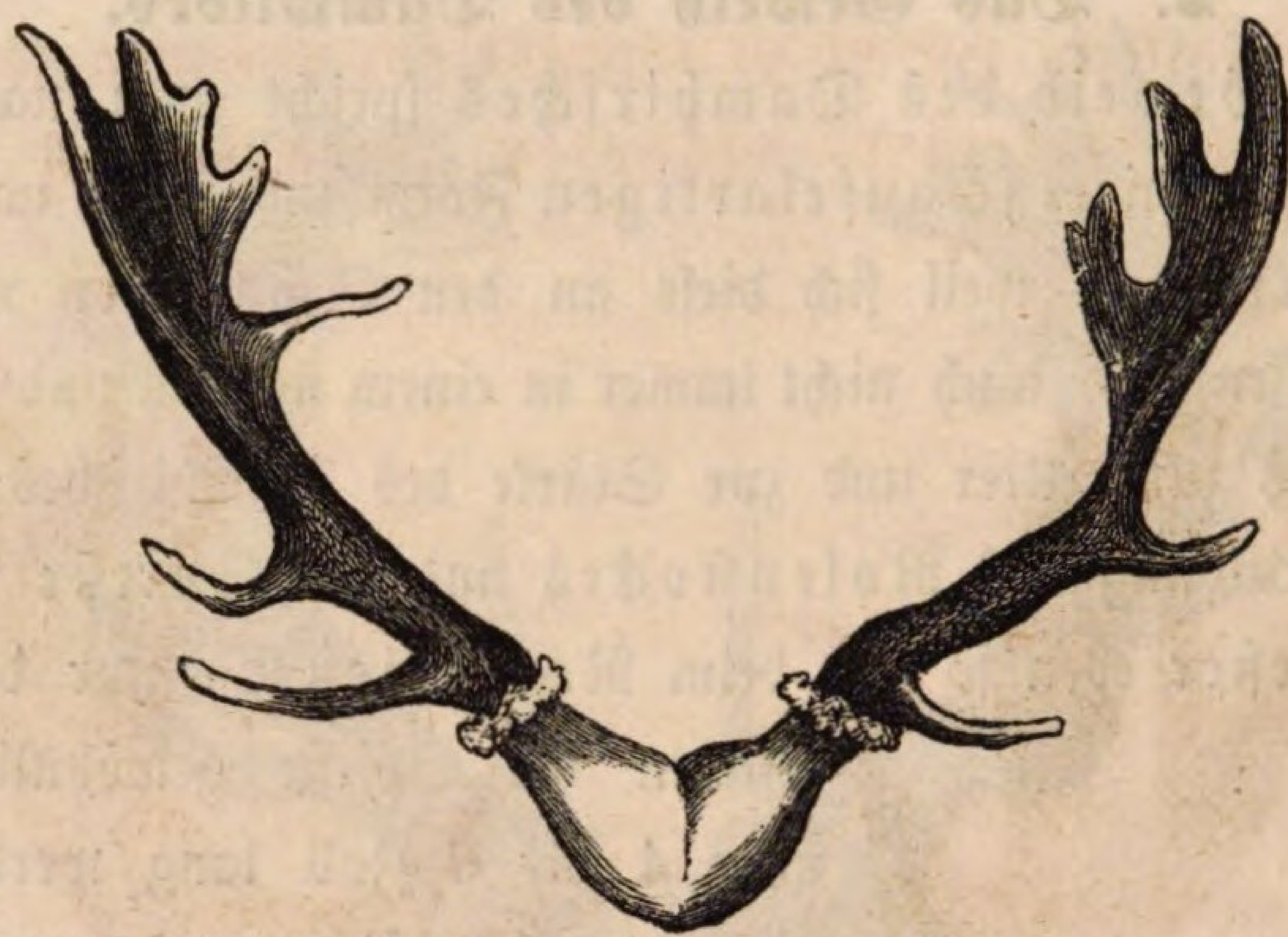


Fig. 9. **Der geringe Damschaufler.**

Die Schaufler nehmen von Jahr zu Jahr an Breite und an Länge zu und man spricht danach den Damhirsch als starken Schaufler oder aber, wenn er dreißig Enden hat, als Capital-Schaufler an. An dem Geweih des Damhirsches sind wenig oder gar keine Perlen, dagegen sind die Augen- und die Eissprossen wie beim Rothwilde vorhanden.

3. Das Geweih des Elch- oder Elenhirsches.

Die Geweihbildung beginnt beim Junghirsch schon im September mit dem Hervorkommen des Rosenstockes, auf dem sich über Winter nach und nach die Spieße ausbilden, die dann vom Spießer im August gefegt werden. Im nächsten Jahre wirft der Elchspießer im Februar ab und setzt ein Gabelgeweih auf, welches im August ausgereckt und verhärtet ist. Im dritten Jahre wirft der Elchhirsch schon im Januar, starke Hirsche im December und sehr starke Hirsche schon im November ab und fegen das neue Geweih auch schon im Juli. Das Ge-

weih der stärkeren Hirsche ist schaufelförmig und fast wagrecht etwas seitwärts ausgelegt, siehe Fig. 10.

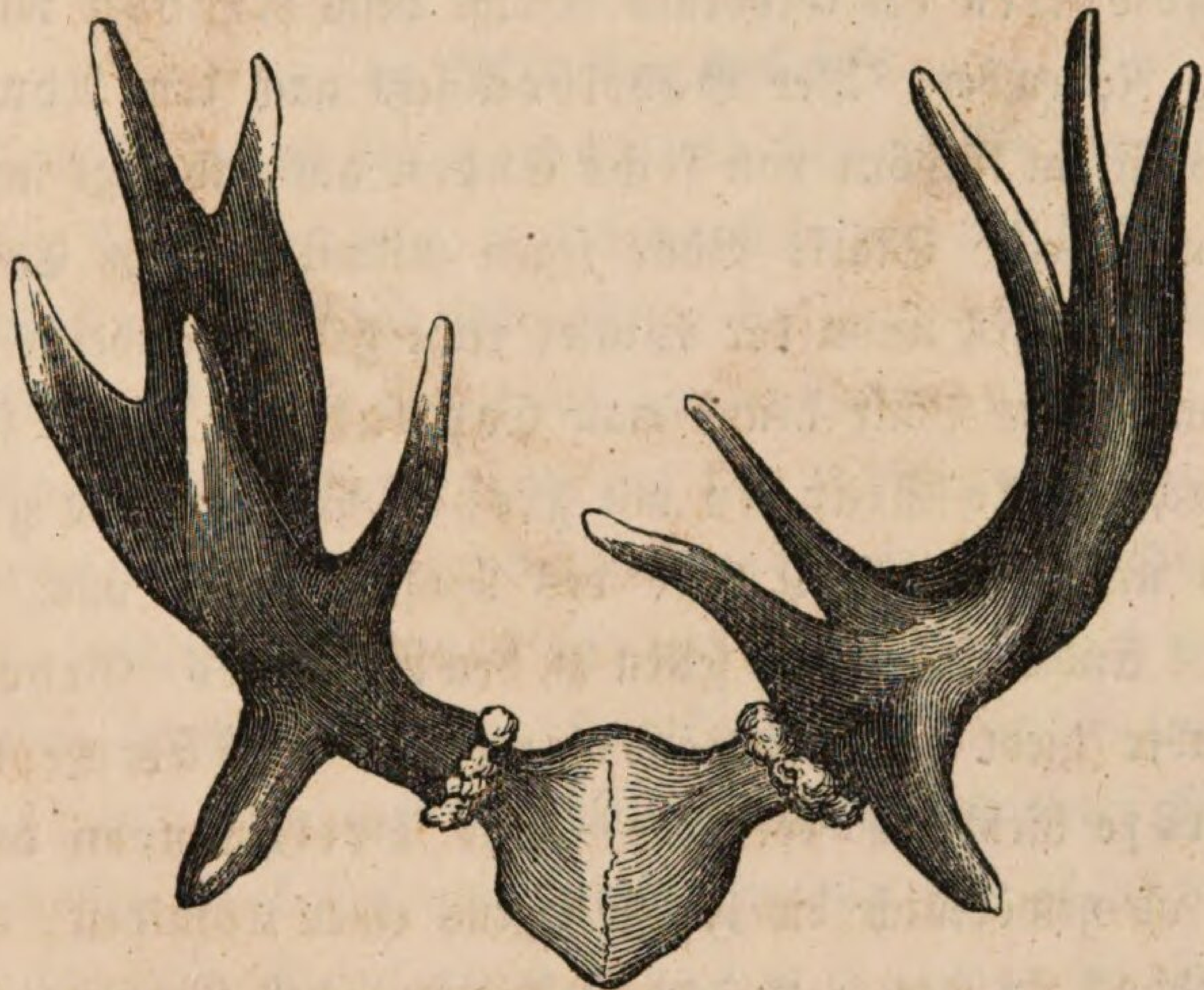


Fig. 10. **Das Geweih des Elch- oder Elenhirsches.**

An den Schaufeln sitzen gewöhnlich noch ziemlich lange Enden, die man aber nicht, wie beim Rothhirsche zählt. Der Elchhirsch wird nach der Stärke seiner Schaufeln grade so wie der Damhirsch angesprochen. Das Elchwild findet man gegenwärtig nur noch im Norden von Europa. Im Königreich Preußen werden die in einigen Oberförstereien Ost-Preußens noch vorhandenen wenigen Stücke Elchwild sehr gehegt.

4. Das Gehörn des Rehbockes.

Das männliche Rehkalb heißt von Martini (**11.** November) ab Spießbock, weil es im November seine ersten Spieße bekommt. Der Spießbock fegt im Februar oder im März und wirft im nächsten November seine Spieße ab, für

die er dann entweder stärkere Spieße oder ein Gabelgehörn aufsetzt; im letzteren Falle heißt er Gabelbock und fegt im April. Das Abwerfen des Gehörnes erfolgt beim Rehbock meist immer im November. Der Gabelbock setzt nach dem Abwerfen gewöhnlich ein Gehörn von sechs Enden auf und fegt im März oder im April. Starke Böcke fegen mitunter schon Ende Februar; besonders wenn der Winter recht gelinde gewesen ist.

Ganz starke Böcke nennt man Capitalböcke, diese zeichnen sich durch starke Stangen mit großen Perlen und großen Rosen und durch die Kürze des Rosenstockes aus. Mehr wie sechs Enden findet man selten an den Rehbocks-Gehörnen, wohl aber giebt es viele widersinnige, verkümmerte und monströse Rehbocks-Gehörne. Das Verkümmern des Gehörnes ist gewöhnlich die Folge irgend einer Krankheit, an der der Rehbock in der Zeit der Ausbildung des Gehörnes leidet. Am meisten Einfluß übt eine Verletzung und ein krankhafter Zustand des Kurzwildpretts auf die Entwickelung des Gehörns aus. Böcke, die während der Ausbildung des Gehörnes am Kurzwildprett beschädigt werden, bekommen ein ganz verkümmertes Gehörn; hatten sie zu der Zeit der Beschädigung grade abgeworfen, so setzen sie oft gar nicht wieder auf. Das hier über die Bildung des Rehbocks-Gehörnes Gesagte, findet auch Anwendung auf das Roth-, Elch- und Damwild.

Dritter Abschnitt.

Von den Regeln beim Schießen auf Wild.

a) Mit der Büchse.

Zum Erlegen des Hochwildes bedient sich der gute Jäger nur der Pürschbüchse, weil beim Schießen mit Schroot oder mit Posten das Wild sehr oft zu Holze geschossen wird. Die Pürschbüchse muß eine etwas grobe Visirung und ein blankes Korn haben, damit man auf dem Anstande in der Dämmerung noch immer gut und sicher visiren kann. Die Rundkugel verdient vor der Spitzkugel den Vorzug, weil beim Schießen durch Zweige die Rundkugel sich nicht so leicht verschlägt und weil auch das Wild, welches mit einer Rundkugel angeschossen ist, besser und mehr schweißt, wie es bei der Spitzkugel der Fall ist, besonders wenn das Caliber der Spitzkugelbüchse etwas schwach ist.

Die Pürschbüchse muß bis auf **120** Schritt auf allen Distancen eingeschossen sein, d. h. der Jäger muß genau wissen, wie er auf den verschiedenen Entfernungen bis **120** Schritt damit zu halten hat. Bei nicht zu geringer Pulverladung ist der Unterschied im Abkommen gewöhnlich nicht groß, so daß man mit einer Büchse, die auf **120** Schritt auf's Fleck eingeschossen ist, auf **100** Schritt gewöhnlich nur **1** Zoll, auf **80** Schritt eine halbe Hand breit und auf **50** Schritt eine Hand breit unter dem Ziel zu halten braucht. Weiter wie auf **120** Schritt darf man nach Hochwild nie schießen. In Revieren, wo die Jagd sehr pfleglich behandelt werden soll, ist sogar **120** Schritt schon zu weit und man begnügt sich hier, nicht weiter als auf **100** Schritt zu schießen.

Der Schuß auf's Blatt ist am sichersten, weil hier grade die edleren Theile die größte Zielscheibe darbieten. In einzelnen Fällen schießt der sichere Schütze das Wild auch auf den Kopf. Schlechte und unsichere Schützen thun gut, solche mißliche Schüsse nie zu wagen, sondern in solchen Fällen lieber gar nicht zu schießen.

Beim Schießen auf sich bewegendes Wild, muß etwas vorgehalten werden. Man würde z. B. auf **100** Schritt auf einen vorbei trollenden Hirsch circa **1** Fuß weit vor die Mitte des Blattes halten müssen. Zweckmäßiger würde es allerdings sein, wenn man den vorbei trollenden Hirsch durch ein leises Anrufen oder Pfeifen zum Stutzen bringt, und diesen Moment zur Abgabe des Schusses benutzt. Das richtige Schätzen der Distance ist eine große Hauptsache, um hiernach das passende Abkommen nehmen zu können.

Vor Abgabe des Schusses muß man die Stelle, auf der sich das Wild befindet, scharf in's Auge fassen, damit man sie nach dem Schusse wiederfinden und sorgfältig untersuchen kann. Im Schusse selbst achte man auf den Kugelschlag, auf das Zeichnen des Wildes und wohin und in welcher Weise dasselbe fortläuft. Nach dem Schusse bleibt man, wenn das Wild nicht unterm Feuer zusammengebrochen, ruhig stehen, faßt nochmals genau die Stelle, auf der das Wild stand, und die Richtung, in der man geschossen hat, in's Auge und geht erst, nachdem man seine Büchse wieder geladen hat, auf den Anschuß. Um für alle Fälle gesichert zu sein, zeichnet man sich durch einen Bruch auch noch vorher den Ort, von wo man geschossen hat, damit man erforderlichen Falls die Flugbahn der Kugel genau feststellen kann.

Der Kugelschlag ist je nach dem Orte, an welchem die Kugel eingedrungen ist, verschieden. Trifft die Kugel blos Wildprett, so ist der Kugelschlag dumpf und quatschend, wie z. B. beim waidewunden Schuß, wo die Kugel durch den Wanst fährt; schlägt die Kugel durch einen wenig mit Wildprett bedeckten Knochen, wie z. B. einen Lauf, so ist der Schlag hell; trifft die Kugel einen Baum, so ist der Schlag hart und sehr laut. Auf ganz nahen Distancen ist bei sehr scharf schießenden Büchsen der Kugelschlag oft wegen des gleichzeitig erfolgenden Knalles nicht hörbar, besonders wenn der Wind grade von vorn steht und etwas scharf zieht; sonst aber kann man getrost annehmen, daß man vorbei geschossen hat, wenn man die Kugel nicht schlagen hört. Der Schlag von der Spitzkugel ist nicht ganz so laut, als der von der Rundkugel, man kann ihn aber immer noch deutlich genug hören.

Das Zeichnen des Wildes ist die Bewegung und das Verhalten desselben im Schusse und gleich nach dem Schusse. Je nach der Stelle, an welcher die Kugel in den Körper des Wildes eingedrungen und je nach der Empfindlichkeit der verschiedenen Wildarten ist das Zeichnen verschieden. Siehe hinten.

Der Anschuß ist diejenige Stelle, auf der sich das Wild in dem Augenblick befand, wo auf dasselbe geschossen wurde, er markirt sich durch besonders tiefe Eingriffe der Schalen. Man bezeichnet den Anschuß mit einem frischen Laubbruche, den man auf die Fährte oder auf den Schweiß oder auf die abgeschossenen Haare legt. Dieser Bruch muß so zu liegen kommen, daß das abgebrochene Ende nach derjenigen Richtung hinzeigt, in der sich das Wild entfernt hat, und daß auch die untere Fläche der Blätter nach oben zu liegen kommt, damit

sich der Bruch gut markirt. Man sucht auf dem Anschusse sorgfältig nach Haare und nach Schweiß. Nach der Farbe der abgeschossenen Haare kann man oft schon urtheilen, wo die Kugel sitzen muß, man darf dabei aber nicht etwa ausgefallene Haare, an denen noch die Wurzeln sitzen, und die das Wild in solchen Fällen beim Zusammenschrecken mitunter verliert, für abgeschossene halten.

Der Schweiß bietet gewöhnlich den sichersten Anhalt zur Beurtheilung des Schusses. Findet man auf dem Anschusse gleich vielen Schweiß, der sich aber beim Folgen der Fährte vermindert und nach einigen hundert Schritten ganz aufhört, so ist in der Regel kein edler Theil, sondern nur eine Hauptader verletzt worden, wie z. B. bei Keulenschüssen und bei schlechten Hals- und Brustkernschüssen. Fängt dagegen das Wild erst in einiger Entfernung vom Anschusse an zu schweißen und man findet, je weiter man folgt, immer mehr Schweiß, so sitzt die Kugel in der Regel gut und hat edle Theile verletzt. Findet man wenig Schweiß, der mit Inhalt vom Gescheide vermischt ist, so sitzt die Kugel waidewund, d. h. im Wanst. Liegt der Schweiß weit entfernt von der Fährte und in kleinen Tröpfchen und Bläschen, so kann man auf einen Lungenschuß schließen, besonders, wenn der Schweiß eine helle Farbe hat. Schweißt das Wild zu beiden Seiten, so ist die Kugel quer durchgefahren. Findet man den Schweiß abwechselnd bald auf der einen, bald auf der andern Seite, so kann man auf einen Hals- oder Kopfschuß rechnen. Liegt der Schweiß vorn in oder an der Vorderfährte, so sitzt die Kugel sehr weit vorn, umgekehrt, wenn man den Schweiß in der Hinterfährte findet. Dies läßt sich übrigens da am sichersten beurtheilen, wo das

Wild kurze Zeit gestanden oder gar schon gesessen hat. Läuft das Wild zwischen niedrigen Sträuchern durch, so bleibt an diesen ab und zu Schweiß hängen, von dem man dann auf die Höhe des Schusses schließen kann.

Findet man auf dem Anschusse Knochensplitter, so läßt sich annehmen, daß ein Lauf zerschossen sei, was sich dann auch leicht spüren läßt, weil das Wild in diesem Falle nur mit drei Läufen Fährten machen kann, die in einem ganz abnormen Verhältniß stehen. Setzt das Wild den Hinterlauf nicht in die Fährte des Vorderlaufes, sondern hinter diese, so sitzt die Kugel gewöhnlich waidewund.

b) Mit der Flinte.

Mit der Flinte sollte man nie weiter als auf **40** bis **50** Schritt schießen und nur in Ausnahmefällen, beim Kesseltreiben, z. B. wenn der Hase noch im Kessel läuft, schießt man auf etwas weitere Distancen. Es giebt Doppelflinten, mit denen man auch auf **60** Schritt noch ganz sicher einen Hasen todtschießt, besonders wenn man dieselben mit sogenannten Kartätschen ladet.

Auf die Ladung der Flinte kommt überhaupt sehr viel an und viele Schützen, die da behaupten, ihre Flinten schössen schlecht, haben selbst Schuld daran, weil sie dieselben nicht gehörig zu laden verstehen. Die meisten Versehen werden hierbei gewöhnlich in der Pulverladung gemacht, indem sich nämlich viele Jäger scheuen, einen gehörigen Schuß Pulver einzuschütten, weshalb sie auch besonders im Winter selten einen Hasen, der über **30** Schritte von ihnen entfernt ist, unterm Feuer todtschießen. Dergleichen Jäger, die in solchen Fällen immer die Schuld auf ihre Flinte

schieben, sei hier der Rath ertheilt, so viel Pulver einzuladen, daß die Flinte gehörig stößt; es wird dann der Hase auf 40 Schritt und sogar auf 50 Schritt unterm Feuer liegen bleiben, weil der Schroot dann größere Kraft hat und gehörig durchschlägt.

Während des Sommers kann man weniger Pulver schießen, weil das Sommerkleid des Haarwildes so wohl, wie des Geflügels, dünner ist, wie das dicke Winterkleid. In einzelnen Fällen, z. B. bei der Suche auf kleine Schnepfen, reicht sogar beinahe ein halber Schuß Pulver hin, um noch immer weit genug die Schnepfen herunterschießen zu können.

Mit der richtigen Pulverladung ist jedoch auch noch nicht alles gethan. Auch die Schrootladung muß zweckentsprechend sein. Viele Schützen meinen mit vielem Schroot und mit recht starkem Schroot das Meiste zu leisten, doch diese haben sich alle verrechnet. Wer in dieser Beziehung die Mittelstraße hält, kommt gewöhnlich am weitesten. Nimmt man zu vielen Schroot, so verliert der Schuß, besonders bei Gewehren mit kleinerem Caliber, an Schärfe und Durchschlagskraft, was hauptsächlich im Winter die nachtheiligsten Folgen hat. Ein altes Jäger-Sprüchwort sagt ganz richtig: Viel Pulver und wenig Schroot ist der Hasen Tod, und umgekehrt: Wenig Pulver und viel Schroot ist der Schnepfen Tod. Die Schrootladung darf nicht zu fest in den Lauf eingestampft werden. Auf's Pulver gehört ein tüchtiger Pfropfen von weichem Papier, den man fest aufsetzt. Auf's Schroot dagegen kommt nur ein schwacher Pfropfen, der auch nur ganz schwach aufgesetzt werden darf.

Mit der Kartätschenladung wird mitunter Unglaubliches geleistet; man schießt damit häufig bis auf 100 Schritt die Hasen unterm Feuer zusammen. Zur Anfertigung dergleichen Kartätschen

klebt man sich von festem Papier eine Papierhülse, die grade den Lauf ausfüllt. Unten in diese Papierhülse steckt man einen gut passenden Filzpfropfen, dann schüttet man den Schrootschuß in diese Hülse und außerdem noch so viel trockenen Streusand, daß die Zwischenräume zwischen den Schrootkörnern ganz ausgefüllt werden, damit der Schroot als eine feste zusammenhängende Masse aus dem Lauf herausfliegen kann. Auf den Schroot kommt ein schwacher Filz- oder Papierpfropfen. Das untere und obere Ende der Hülse wird zugeklebt, ohne daß aber dabei an den Enden scharfe Ecken entstehen, die nachher beim Einladen der Kartätsche in den Lauf hinderlich sind. Die Filzpfropfen werden mit einem Pfropfenschläger geschlagen und müssen die Mündung grade ausfüllen. Die obere und untere Fläche der Filzpropfen müssen ganz grade sein, damit das Pulver mittelst einer graden Fläche abgeschlossen wird, während dann auch der Schroot auf einer ganz graden Fläche zu liegen kommt. Zum Gebrauch der Kartätschen müssen die Röhre des Gewehres im Innern ganz glatt und rostrein sein, damit die Papierhülse beim Herunterstoßen und auch beim Herausfliegen nicht zerreißt, wodurch der ganze Zweck der Kartätsche verfehlt sein würde.

Zu Feld- und Kesseltreiben eignen sich dergleichen Kartätschen, die sich jeder leicht fabriciren kann, sehr gut, während sie zu Holztreiben deshalb nicht so zweckmäßig sind, weil man mit ihnen auf kurzen Distancen leicht vorbeischießt, indem dann der Schroot noch zu sehr zusammenhält.

Die Stärke des Schrootes ist für die verschiedenen Wildarten verschieden und schon vorn bei der Anwendung der Jagdmethoden bei den betreffenden Wildarten angegeben. Als Grundsatz

läßt sich hierzu noch bemerken, daß man nie zu groben Schroot schießen darf, weil der grobe Schrootschuß weniger gut deckt, wie der etwas schwächere, und deshalb ganz unverhältnißmäßig schlechteren Erfolg hat, wie dieser.

Eine gute Flinte muß den Schroot gehörig zusammenhalten, damit recht viele Körner treffen, wonach dann auch der Hase z. B. wie gerädert zusammenfällt. Das Zusammenhalten des Schrootes hängt nun nicht immer, wie das Scharfschießen von der richtigen Ladung ab, sondern von der inneren Beschaffenheit der Läufe. Der Flintenlauf muß im Innern glatt, ganz kugelgleich und grade sein. Fast von der Mitte ab muß das Rohr nach hinten einen geringen Fall haben, d. h. das Rohr muß sich von der Mitte ab nach der Pulverkammer zu etwas erweitern. Von diesem Fall hängt besonders das Dichtschießen oder Zusammenhalten des Schrootes ab. Die vordere Hälfte des Rohres muß dagegen ganz kugelgleich sein und darf weder Fall noch Schluß haben.

Beim Schießen auf laufendes oder fliegendes Wild muß entsprechend vorgehalten werden. Einem breit seitwärts laufenden Hasen hält man, wenn man überhaupt so genau zielen will und kann, vorn auf den Kopf. Auf weitere Distancen, wo man noch mit Kartätschen schießt, hält man ein Stückchen vor den Kopf, eben so verfährt man, wenn man auf seitwärts ziehendes Flugwild schießt.

Eine im Wasser schwimmende Ente läßt man ganz aufsitzen, d. h. man hält etwas unter die Ente, eben so auf einen im Lager sitzenden Hasen, den übrigens ein guter Schütze nie im Lager todtschießen wird. Schüsse auf spitz von vorn heranlaufendes Wild, z. B. auf einen Fuchs, sind sehr unsicher,

weil der Schroot nicht gut vorn in den Körper eindringen kann, und weil man dabei auch leicht das Wild überschießt. Ruhige Schützen suchen dergleichen Schüsse zu vermeiden und lassen in solchen Fällen das Wild erst bei sich vorbei laufen, um dann spitz von hinten zu schießen, wobei viel seltener Fehlschüsse und schlechte Schüsse vorkommen. Auf Geflügel, welches spitz von hinten vom Schützen wegzieht, hält man etwas drunter, damit der Vogel in den Schuß hineinzieht.

Vierter Abschnitt.

Vom Zeichnen des Wildes und von der Behandlung des angeschossenen Wildes.

Aus der eigenthümlichen Bewegung, die das Wild macht, wenn es von der Kugel oder von den Schrooten getroffen wird, kann man meist mit Bestimmtheit schließen, an welchem Körpertheile die Verletzung statt gefunden hat, weil bei gleichartigen Schüssen diese Bewegung bei den betreffenden Wildarten auch allermeist gleichartig ist. Eben so verschieden aber, wie die Verletzung des Wildes sein kann, ist nun auch die Behandlung des angeschossenen Wildes, bei der nun noch die eigenthümliche Gewohnheit der Wildart eine Hauptrolle spielt.

1. Das Rothwild.

Wenn ein Stück Rothwild unterm Feuer zusammenbricht, so kann die Kugel:

a) Auf dem Blatte sitzen und das Herz getroffen haben, wonach denn auch das Verenden plötzlich erfolgt, oder

b) es kann ein Hals- oder Rückgratsschuß sein, bei dem die Kugel den Halsknochen oder das Rückgrat gesprengt hat, wonach aber das Wild nicht wieder zum Aufstehen kommt, sondern bald oder auch plötzlich verendet, wenn das Rückenmark dabei durchschnitten ist.

c) Es kann ein bloßer Krellschuß sein, nach welchem sich das Wild bald wieder aufrappelt und dann auch gewöhnlich fortkommt. Es ist deshalb rathsam, an ein Stück Wild, welches plötzlich unterm Feuer zusammenbricht, sogleich heranzugehen um, wenn es nöthig ist, entweder noch einen zweiten Schuß anzubringen, oder das Wild schnell abzufangen.

Bei solchen Krellschüssen hat gewöhnlich die Kugel nur das Rückgrat oder den Halsknochen erschüttert oder etwas verletzt, ohne ihn jedoch ganz zu durchbrechen. Sonst kann auch die Kugel noch das Geweih unten an den Rosen oder gar die Rosenstöcke berührt und vielleicht auch stark verletzt haben, wonach dann der Hirsch plötzlich ganz betäubt zusammenbricht, sich aber bald wieder erholt und davonläuft.

Nach einem **Blattschusse**, wobei nicht das Herz, sondern nur edle Theile verletzt werden, fährt das Wild gewöhnlich vorn in die Höhe, es macht dabei oft einen mächtigen Satz in die Luft, indem es noch alle Kräfte des gesunden Hintertheiles anwendet, oder es springt auch wohl mit allen vier Läufen gleichzeitig in die Höhe, oder es schnellt auch blos mit den Hinterläufen. Erhält das Wild den Blattschuß in der Flucht, so schleift es oft mit dem Vordertheile ein ganzes Stück dicht über der Erde fort, ohne jedoch die Erde dabei zu berühren. Es rennt nach einem Blattschusse mit außergewöhnlicher Schnelligkeit fort, trennt sich vom Rudel, indem es eine andere Richtung einschlägt

als dieses, läuft gegen Sträucher und Stangen, mäßigt aber schon nach einigen hundert Schritten seinen schnellen Lauf und stürzt bald zusammen und verendet.

Sitzt die Kugel weniger gut auf dem Blatte, so daß die edlen Theile weniger von der Kugel verletzt wurden, so entfernt sich das angeschossene Rothwild noch über einige hundert Schritte und oft noch ziemlich weit und thut sich dann nieder. In solchen Fällen darf man dem angeschossenen Rothwilde nicht sogleich folgen, sondern man läßt es zwei bis drei Stunden ungestört sitzen, bis das Wundfieber eingetreten und bis es steif geworden oder gar schon verendet ist. Man beobachte in dergleichen Fällen die Regel, dem angeschossenen Wilde nie gleich nach dem Schusse weiter als auf einige hundert Schritte zu folgen, damit nicht etwa das krankgeschossene Wild, wenn es im Niederthun begriffen, oder sich schon niedergethan hat, wieder zum Entfliehen aufgescheucht wird, wobei es dann so weit läuft, wie es nur irgend kann und dadurch dem Jäger die Nachsuche sehr erschwert. Wenn man gleich nach dem Schusse aufmerksam auf das Entfliehen des Wildes gehorcht hat, wird man schon wissen, ob das Wild etwa bald zusammengebrochen oder ob es noch weit fortgelaufen ist und sich dann hiernach richten können. Nach zwei bis drei Stunden also, oder wenn man vermuthen kann, daß der Schuß wenig tödtlich ist, nach noch längerer Zeit, beginnt man erst mit der Nachsuche und Hetze.

Sitzt die Kugel waidewund, d. h. im Wanste und in den Eingeweiden, so fährt das Wild stark zusammen, will schnell entfliehen, fängt aber bald an langsamer zu laufen und trollt dann mit krummen zusammengezogenen Rücken weiter, wobei es auch den Hinterlauf nicht genau in die Fährte des

Vorderlaufs zu setzen vermag. Ein waidewund geschossener Hirsch muß längere Zeit sitzen, um erst gehörig krank zu werden, ehe man die Nachsuche und Hetze unternimmt.

Keulenschüsse, bei denen die Knochen nicht stark verletzt werden, sind eben so wie die Halsschüsse dieser Art meist erfolglos. Man findet bei einem solchen Schusse Anfangs gewöhnlich sehr vielen Schweiß, besonders wenn eine Hauptader von der Kugel durchschnitten wurde, der sich aber bald verringert und endlich ganz aufhört.

Beim Zerschießen eines Vorderlaufes bricht das Wild vorn unterm Feuer zusammen, springt jedoch sogleich wieder auf und läuft auf drei Läufen fort, wobei es in der ersten Zeit noch mehrere Male vorn niederstürzt, zuletzt aber so gut laufen lernt, daß es ein sehr flüchtiger Hund kaum einholen kann. Es ist deshalb auch rathsam, in solchem Falle sogleich einen Hund auf das Stück Wild zu hetzen, damit es nicht erst flüchtig laufen lernt.

Beim Zerschießen eines Hinterlaufes bricht das Wild nach dem Schusse hinten zusammen, rafft sich wieder auf und entflieht hinkend, ohne jedoch dabei flüchtig zu werden, so daß es vom Hunde bald eingeholt werden kann. Auch in diesem Falle muß man sogleich den Hund lösen.

Wenn auf ein erlegtes Stück Wild zwei Schützen gleichzeitig von beiden Seiten geschossen haben und es läßt sich aus der Art der Verwundung nicht erkennen, von welcher Seite es getroffen oder von welcher Seite es den tödtlichen Schuß erhalten hat, so wird angenommen, daß der Schütze auf der Seite, auf welcher das Wild verendet liegen gefunden wird, der Erleger desselben sei. Bei einer Kugelschußwunde, die auf der einen Seite hinein und auf der andern Seite herausgeht, kann

man bestimmt urtheilen, von welcher Seite die Kugel eingedrungen ist, indem nämlich auf der Seite, wo die Kugel eindringt, das Haar an der Schußwunde durch die Kugel abgeschnitten wird, während auf der andern Seite, wo die Kugel herausfährt, das Haar unversehrt bleibt.

Wird ein angeschossenes Stück Wild von einem zweiten Schützen todtgeschossen, so gilt bei allem Wilde, was zur hohen Jagd gehört, derjenige Schütze als Erleger desselben, der es angeschossen hat, dagegen aber bei dem Wilde, was zur niederen Jagd gehört, derjenige, der es todtgeschossen oder der doch den letzten Treffschuß darauf abgegeben hat.

2. Das Damwild.

Das Damwild zeichnet im Allgemeinen eben so wie das Rothwild.

Die Behandlung eines angeschossenen Stück Damwildes weicht aber von der des Rothwildes in Folgendem ab: Wegen seiner großen Scheuigkeit muß man sich mehr hüten, wie beim Rothwilde, ein angeschossenes Stück Damwild zu früh zu beunruhigen. Stört man es früher, ehe es so krank geworden ist, daß es nicht mehr fort kann, so läuft es in der Regel so lange und so weit, wie es nur irgend kann, bevor es sich wieder niederthut. Man läßt deshalb ein angeschossenes Stück Damwild länger sitzen, wie das Rothwild und nur in dem Falle, wenn man einen recht flüchtigen Schweißhund hat, kann man sogar die Hatze früher wagen, wie beim Rothwilde, da das Damwild weniger Ausdauer hat und auch nicht so flüchtig ist, als das Rothwild. Für dergleichen Fälle ist ein Schweißhund unbedingt nothwendig.

Bei der Nachsuche nimmt man den Schweißhund am besten an der Leine und läßt denselben auf der Fährte und auf dem Schweiße nachziehen. Sobald nun das angeschossene Stück Wild vor dem Hunde aufsteht, löst man denselben von der Leine und hetzt ihn auf das entfliehende Wild. Der Jäger muß sich dann beeilen, der Hatze möglichst schnell zu folgen, um das von dem Hunde endlich gestellte Wild todtzuschießen.

3. Das Schwarzwild.

Das Zeichnen der angeschossenen Sauen ist in den meisten Fällen fast eben so wie beim Rothwilde. Dagegen ist die Behandlung der angeschossenen Sauen ganz abweichend von der des Rothwildes.

Ein angeschossenes Schwein muß sogleich nach dem Schusse angehetzt werden, weil es so weit läuft, wie es nur irgend kann, ehe es sich einschiebt, wodurch die Nachsuche sehr erschwert wird und ohne Schnee auch oft ganz erfolglos ist. Zur Hatze auf angeschossene Sauen nimmt man nicht gern gute Hunde, weil sie hierbei zu sehr der Gefahr ausgesetzt sind, todtgeschlagen zu werden. Man verwendet hierzu gewöhnlich den Saufinder, den man sogleich auf die frische Fährte bringt und nicht etwa an der Leine, sondern frei folgen läßt. Das angeschossene Schwein läßt sich vom Hunde leicht stellen und wird dann von dem heranschleichenden Jäger todtgeschossen. Der Jäger muß sich bei dergleichen Hatzen bemühen, von Hause aus schon dem losgelassenen Hunde zu folgen, und recht schnell bei der Hand sein, wenn der Hund das Schwein stellt.

Folgt der Jäger bei Schnee ohne Hund einem angeschossenen Schweine, so muß er vorsichtig sein, wenn er dem eingeschobenen

Schweine nahe kommt. In dichten Schonungen, wo er nicht gut ausweichen kann, muß er es vermeiden sich von vorn dem Schweine zu nähern. Fährt das Schwein nach dem Schusse auf ihn los, so springt er kurz bei Seite, worauf dann das Schwein bei ihm vorbeiläuft und den Angriff gewöhnlich nicht erneuert. Bei starkem Schnee-Anhange ist aber außerdem noch eine andere Gefahr für den Jäger hierbei vorhanden. Es setzt sich nämlich unversehens, auch bei der größten Vorsicht, beim Nachkriechen in der Dickung Schnee in die Mündung des Gewehres. Wird man nun durch das Hervorbrechen des Schweines veranlaßt, seinen Schuß plötzlich abzugeben, so kann man den Schnee nicht vorher aus der Mündung herausmachen und sprengt sich dann leicht das Gewehr.

4. Das Rehwild.

Das Zeichnen des Rehes nach dem Schusse ist ebenfalls dem des Rothwildes ähnlich, nur daß das Reh schon bei einer geringen Verwundung viel empfindlicher zeichnet, wie jedes andere Wild, und sich auch viel früher und meist schon auf einige hundert Schritt vom Anschusse niederthut. Man läßt das angeschossene Reh, eben so wie den Hirsch, erst einige Stunden sitzen und krank werden und folgt dann entweder mit dem Schweißhunde an der Leine auf der Fährte, oder man sucht mit einem freigehenden Hühnerhunde die in der Nähe des Anschusses befindlichen Horste und Sträucher kurz ab, wobei dann das herausfahrende Reh entweder bald eingeholt oder schon im Bette vom Hunde ergriffen und festgehalten wird.

5. Der Hase.

Über das Zeichnen und die Behandlung eines krank geschossenen Hasen läßt sich nicht viel sagen. Man spart auf einen Hasen, der nach dem Schusse nicht unterm Feuer liegen bleibt, ungern den zweiten Schuß. Auf Ackerland kann man schon nach dem Aufschlagen des Schrootes beurtheilen, ob der Hase Schroot bekommen hat, was man dann bestimmt annehmen kann, wenn der Hase mitten in dem aufschlagenden Schroote läuft. Beim Eindringen des Schrootes in den Körper fährt er mit demjenigen Körpertheile am meisten zusammen, der am stärksten verletzt ist. Beim Entfliehen markirt sich dies auch in der Art und Weise seines Laufens. Glaubt man nach alle diesem den Hasen bestimmt getroffen zu haben, so hetzt man sogleich einen in der Nähe befindlichen Hühnerhund auf denselben und läßt diesen den Hasen greifen. Ereignet sich hierbei der Fall, daß der krank geschossene, gehetzte Hase in einen Fuchsbau hineinschlüpft, so braucht man denselben nicht zu graben, sondern man verpflöckt die Ausgänge des Baues mit gehörigen Pflöcken und geht am anderen Morgen hin, um den vorn in der Röhre dicht vor den Pflöcken verendeten Hasen herauszunehmen.

6. Der Fuchs.

Die Erscheinungen beim angeschossenen Fuchse sind so verschiedenartig, daß es schwer fällt, bestimmte Zeichen festzustellen. Die beste und sicherste Behandlung eines angeschossenen Fuchses ist die, daß man auf ihn, wenn er nicht nach dem ersten Schusse gleich regungslos zusammen fällt, sogleich noch den zweiten Schuß anbringt und alsbald einen Hund auf ihn hetzt, der den etwa nur betäubten Fuchs einholt und packt, ehe er wieder

zur Besinnung kommt. Das beste Zeichen beim Fuchse ist ein schnelles lautloses Zusammensinken. Auch wenn der Fuchs nach dem Schusse mit der Nase tief am Boden lang fährt, und wohl gar dabei den Boden berührt, und die Standarte grade aufwärts streckt, kann man annehmen, daß er tödtlich getroffen ist und bald verendet liegen bleiben wird. Zögert der Fuchs auf dem Anschusse und verschwindet er dem Schützen nur langsam aus den Augen, so kann man auch annehmen, daß er nicht mehr weit gehen wird.

Schreit der Fuchs im Schusse laut auf, so ist gewöhnlich ein Knochen getroffen. Ist der Schroot waidewund, oder in die Keule, oder in den Hinterlauf eingedrungen, so fährt der Fuchs mit dem Kopfe schnell herum und beißt sich in den verwundeten Theil, wobei er außerdem auch gewöhnlich noch keckert. Wird der Fuchs am Vordertheil leicht verwundet, so stürzt er gewöhnlich im Feuer zusammen, rafft sich aber bald wieder auf und läuft flüchtig fort. Überschlägt sich der Fuchs oder schwenkt er im Schusse die Standarte einige Mal im Kreise, so hat man ihn gewöhnlich ganz und gar gefehlt.

7. Das Rebhuhn.

Das Rebhuhn markirt jede Verwundung durch ein Zusammenrucken und durch eine matte und steife Flügelbewegung und auch dadurch, daß es von dem Volke zurückbleibt und allein einfällt. Wird ein Huhn am Hintertheile des Rückens verletzt, so läßt es sogleich beide Ständer herabhängen ohne dieselben wieder anzuziehen, und steigt taumelnd und bogenweise ziemlich hoch in die Luft, aus der es endlich, wenn die Kräfte nachlassen, sehr krank herabfällt. Zieht das Huhn die

in Folge der Verwundung herabhängenden Ständer bald wieder an, wie es die Raubvögel thun, bei denen man im Fluge dicht vorbei geschossen hat, so ist das Huhn gewöhnlich nur im Unterleib getroffen, wonach es aber vom Volke zurückbleibt und allein einfällt. Beim Aufsuchen dergleichen kranker Hühner liegen dieselben sehr fest und lassen sich meist durch den Hund fangen, indem sie noch ein kurzes Stückchen fortflattern, sich dann aber nicht mehr zu erheben vermögen.

Bei Verletzung eines Schenkels läßt das angeschossene Huhn den kranken Ständer hängen, sondert sich vom Volke ab und liegt beim Wiederaufsuchen sehr fest. Hühner, die beim Herabstürzen auf der Erde noch mehrere Male in die Höhe fahren, sind am Kopfe tödtlich verwundet. Dagegen kommt es auch vor, daß Hühner, die nur leicht am Kopfe gestreift sind, ebenso herunterstürzen, einige Augenblicke herumtaumeln, sich dann aber wieder erheben und fortstreichen. Bei Verletzung eines Ständers trennt sich das verletzte Huhn gewöhnlich erst beim Einfallen von den übrigen, thut dabei wenig krank und kurirt sich auch meist den verletzten Ständer wieder aus.

Streifschüsse erkennt man an der Menge der abgeschossenen und in der Luft umherfliegenden Federn. Nach solchen Streifschüssen senkt sich das Huhn meist etwas in der Luft, kommt aber bald wieder gehörig in Zug und streicht mit dem Volke fort, wobei es dann mitunter einige Male laut ruft.

Um nicht etwa einzelne krank geschossene Hühner ganz zu verlieren, zählt man jedesmal das aufstehende Volk, um nachher beim Wiederaufsuchen zu wissen, ob eins von den Hühnern fehlt. Ist dies der Fall, so ist das fehlende unzweifelhaft krank geschossen und muß nun sogleich aufgesucht werden, weil es sich jetzt noch

am leichtesten auffinden läßt. Einzelne krank geschossene Hühner darf der tüchtige Jäger überhaupt nie aufgeben, er muß so lange suchen, bis er sie wieder gefunden hat, er muß dies als eine Ehrensache betrachten und sein Vergnügen und seinen Vortheil dabei ganz außer Acht lassen.

8. Die Waldschnepfe.

Die Waldschnepfe, so wie überhaupt alle Schnepfenarten sind sehr weichliche und empfindliche Vögel, die bei der geringsten Verwundung schon wer weiß wie krank thun und deshalb auch die geringste Verletzung durch irgend eine auffallende Bewegung markiren.

Schnepfen, die im Schusse sogleich beide Flügel an den Leib nehmen, oder sich in der Luft überschlagen, sind tödtlich verwundet und fallen entweder schon verendet auf die Erde, oder verenden doch bald. Schnepfen, die schief und flatternd oder auch mit einem zwitschernden Schmerzenslaut herunterfallen, ist entweder ein oder auch beide Flügel zerschossen. Wenn die Schnepfen nach dem Schusse beide Ständer herunterhängen lassen, so haben sie gewöhnlich im Rückgrat oder in den Schenkeln Schroot bekommen, wonach sie dann bald einfallen und sich auch leicht vom Hunde greifen lassen.

Bei einem leichten Schusse in den Unterleib, wenn sie also waidewund geschossen sind, sinken sie mit einer zitternden Bewegung ziemlich schnell aus der Luft herab, wobei sich besonders noch eine gewisse Steifheit der Flügel markirt. Selten fällt die waidewund geschossene Schnepfe gleich ein, sondern sie streicht erst noch ein Stückchen fort und fällt dann wie eine gesunde Schnepfe leise ein, wobei sie aber fast immer einen kleinen

Bogen macht. Schnepfen, die gleich nach dem Schusse taumelnd im Kreise in die Höhe steigen, sind meist am Kopfe oder am Schnabel verletzt, mitunter aber auch waidewund geschossen. Nach einer starken Verletzung am Schnabel stürzt die Schnepfe sogleich betäubt herunter, streicht aber, sobald sie später aufgestört wird, wie eine gesunde Schnepfe weit fort.

Alle Schnepfen, die nach dem Schusse plötzlich herunterfallen und alle flügellahm geschossene Schnepfen läßt man beim Abend-Anstande sogleich durch den Hund aufnehmen, während es bei allen krank geschossenen Schnepfen, die noch 100 Schritt und über 100 Schritt weit fortziehen, rathsamer ist, erst am andern Morgen Nachsuche zu halten, weil man solche, nur leicht verwundete Schnepfen gewöhnlich nicht bekommt, wenn man sie sogleich aufsucht. Sie streichen meist ganz niedrig fort, wo sich dann selten ein Schuß anbringen läßt, besonders wenn es schon etwas dunkel geworden ist.

Fünfter Abschnitt.

Von der Behandlung und Benutzung des erlegten Wildes.

1. Vom Abfangen, Abnicken und Abfedern des Wildes.

Alles Wild, welches unverendet in die Hände des Jägers gelangt, wird auf eine bestimmte, waidmännische Weise getödtet und zwar:

a) **Starke Hirsche und alles Schwarzwild** werden mit dem Hirschfänger abgefangen, indem man denselben auf der

linken Seite dicht hinter dem Blatte, etwas tief nach unten, bis in's Herz, oder von vorn in die Brusthöhle, zwischen Hals und Brust, bis in die Herzkammer hineinstößt.

b) **Alles Mutterwild, alles geringe Roth-, Elch-, Dam- und das Rehwild** wird mit dem Genickfänger abgenickt, indem man in der kleinen Vertiefung hinter den Gehören, zwischen Hals und Kopf, das Rückenmark durchsticht, wobei man gar keine Gewalt anzuwenden nöthig hat, weil an dieser Stelle das Rückenmark nur mit Haut und mit etwas Wildprett bedeckt ist.

c) **Hasen und Kaninchen** werden mit der bloßen Hand genickt, indem man sie mit der linken Hand an den Hinterläufen hoch hält, so daß der Kopf nach unten zu hängen kommt und mit der geöffneten rechten Hand senkrecht von oben hinter die Löffel schlägt, wobei die innere Handfläche gegen den Rücken des Wildes gekehrt sein muß.

d) **Dachse, Füchse, Marder, Fischotter, Katzen, Iltis, Wiesel** und dergleichen Raubzeug werden mit Knütteln todtgeschlagen, indem man tüchtige Schläge auf den Hinterkopf oder auf die Nase führt. Beim Dachs und auch beim Fuchs ist hierbei große Vorsicht anzurathen, weil unrichtig geführte Schläge diese Thiere nur betäuben, nicht aber tödten, weshalb auch schon mancher anscheinend todtgeschlagene Fuchs wieder entkommen ist.

e) **Auerwild, Schwäne, Trappen und Kraniche** werden abgenickt, indem man sie mit dem Genickfänger an derselben Stelle, wie bei den Rehen in den Kopf sticht.

f) **Birkhühner, Fasanen, Haselhühner, Rebhühner, Wachteln und Drosseln** werden mit einer ausgezogenen Schwung-

feder abgefedert, wobei man denselben die Spule der ausgerupften Schwungfeder an derselben Stelle wie beim Auerwilde in den Kopf sticht.

g) **Lerchen** und allen übrigen kleinen Vögeln wird der Kopf mit dem Daumen eingedrückt.

2. Vom Aufbrechen und Auswaiden des Wildes.

Alles Wild, dessen Wildprett zum Essen benutzt werden soll, muß sobald wie möglich ausgewaidet werden, weil es sonst leicht verdirbt.

Keilern und Hirschen muß auf der Stelle, wo sie erlegt werden, das Kurzwildprett herausgenommen werden, weil sonst das Wildprett einen bockartigen Geschmack annimmt. Man schärft hierzu die Haut, in der sich die Testikel befinden, mittelst eines Längsschnittes auf und zieht dieselben einzeln heraus.

Das Aufbrechen und Auswaiden des Wildes geschieht nach gewissen waidmännischen Regeln und zwar:

a. Das Aufbrechen des Roth-, Elch-, Dam- und Rehwildes.

Zum Aufbrechen des Wildes wählt man sich einen freien, berasten Platz. In Ermangelung desselben bestreut man sich einen unberasten Platz mit frischen Laubbrüchen und streckt hier das Wild so aus, daß es auf dem Rücken zu liegen kommt und die Läufe gen Himmel gekehrt hat. Den Hals und Kopf legt man in derselben Richtung, wie den Corpus. Beim gehörnten Wilde zieht man das Geweih gegen den Corpus zurück, so daß es zu beiden Seiten des Halses zu liegen kommt, und daß der Unterkiefer mit dem Halse eine Linie bildet.

Zum Aufbrechen bedient man sich eines starken Genickfängers, welchen der Jäger immer bei sich führen muß. Die Rockärmel dürfen nach altem Waidmannsbrauch dabei nicht umgeschlagen werden, eben so dürfen weder Hut noch Hirschfänger abgelegt werden. Nachdem alle diese Vorbereitungen getroffen sind, tritt man auf die linke Seite des Wildes, ergreift mit der linken Hand den rechten Vorderlauf, drückt die Messerspitze dicht vor dem Brustknochen auf die Mitte der Brusthöhle in die Haut ein und schärft dieselbe von hieraus über die Mitte des Halses bis an den Drosselknopf auf, sodann ergreift man den Schlund, löst ihn am Drosselknopfe ab und stößt denselben mit der rechten Hand so tief wie irgend möglich in die Brust hinein von der Drossel ab, während die linke Hand das abgeschnittene Ende desselben fest zuhält.

Um das Herausfließen der Äsung zu verhüten, wird das obere Ende des Schlundes eingeschürzt, oder mit einem Knoten versehen; man schärft hierzu eine Hand breit vom oberen Ende des Schlundes das denselben umgebende rothe Wildprett vorsichtig bis auf die wirkliche weiße Schlundröhre rund herum ein und schiebt von diesem Einschnitt aus das Wildprett eine Hand breit nach unten zurück, so daß die eigentliche Schlundröhre mehrere Zoll breit frei wird. An dieser freien Stelle schürzt man entweder einen Knoten ein, oder man macht einen kurzen Längsschnitt und steckt den vorderen Theil des Schlundes mehrere Male hindurch, damit die Öffnung desselben vollkommen verschlossen wird und schiebt dann das zurückgedrückte Wildprett wieder herauf, so daß der Knoten ganz damit bedeckt wird.

Nun geht man nach dem Hintertheil und tritt zwischen beide Hinterläufe, ohne jedoch dabei über das Wild hinweg zu schreiten.

Man schärft hier zuerst die Haut zwischen dem Kurzwildprett über die Mitte des Bauches bis an die Brust auf, ohne aber dabei das unter der Haut befindliche Wildprett und die Bauchmuskel zu verletzen, löst die Brunftruthe aus, macht dann zwischen dem Kurzwildprett, dicht vor dem Schlosse, einen kurzen Einschnitt in die Bauchmuskel und schärft von hieraus den Bauch bis an die Brust auf, wobei man sich zu hüten hat, daß das Gescheide und die Blase nicht mit der Messerspitze beschädigt werde; man nimmt deshalb die Messerspitze zwischen den Zeige- und Mittelfinger der linken Hand, die innere Handfläche nach oben gekehrt, steckt die beiden Finger mit der so maskirten Messerspitze in den kleinen Einschnitt zwischen dem Kurzwildprett und schärft so den Bauch auf, wobei man fortwährend die Messerspitze zwischen den Fingern behält und mit den Fingerspitzen das Gescheide zurückdrückt. Man greift dann mit beiden Händen nach der vorderen Seite des Wanstes, sucht den vom Wanst aus durch die Brusthöhle nach dem Halse gehenden Schlund, den man in der Nähe des Rückgrats auf der linken Seite, von sich aus gerechnet, finden wird, zieht denselben an den Wanst heran und wirft, mit beiden Händen untergreifend, das Gescheide rechts neben das Wild. Hierbei hat man sich vorzusehen, daß die Leber und Nieren nicht beschädigt und nicht mit herausgerissen werden.

Hierauf sprengt man das Schloß, indem man zuerst die Nath aufsucht, die sich durch eine nach innen hervorragende Erhöhung markirt. Diese Nath trennt man mit der Messerspitze oder mit einem scharfen Beile und bricht dann das Schloß vorsichtig auseinander. Nun schärft man das Wildprett zwischen den Keulen bis an das Waidloch durch und löst den Mast-

darm hinten am Waidloche aus. — Zur Conservirung der Keulen läßt man gern das Schloß ungeöffnet, löst aber dann von innen den Mastdarm so nahe wie möglich am Waidloche aus. Die sogenannten Brandadern an der inneren Seite der Keulen werden dann sogleich aufgestochen, damit der in denselben befindliche viele Schweiß herauslaufen kann und nicht gerinnt.

Endlich schärft man vorn am Kopfe den Drosselknopf ab, löst das Zwerg= oder Querfell, welches die Herzkammer nach hinten zu verschließt, an den Seiten ab, sucht sich im vorderen Theile der Herzkammer die Drossel, zieht diese in die Herzkammer hinein, ergreift dieselbe mit der linken Hand und zieht die Drossel sammt dem ganzen Geräusch heraus, während man mit der rechten Hand durch Abschärfen der festgewachsenen Theile nachhilft. Zuletzt hebt man das Vordertheil in die Höhe, läßt den Schweiß hinten herauslaufen, steckt frische Laubbrüche in den Corpus und streckt das Wild auf die rechte Seite.

Wenn das Wild im Walde aufgebrochen wird, läßt man das Geräusch gewöhnlich in demselben, muß aber dann in das Querfell einige Einschnitte machen und den in der Herzkammer befindlichen Schweiß herauslaufen lassen. Das Geräusch, welches aus Herz, Leber und Lunge besteht und das Feist oder der Talg gehören immer dem Jäger, wenn nicht etwa nach einem alten ortsüblichen Herkommen das sogenannte Jägerrecht noch größer ist. Das alte Jägerrecht war viel umfangreicher und bestand außer dem Geräusch noch aus dem Kopf, dem Halse, der Haut und drei Federn oder Rippen.

b. Das Aufbrechen des Schwarzwildes.

Beim Aufbrechen des Schwarzwildes verfährt man im Allgemeinen so wie beim Rothwilde. Am Halse wird jedoch die Haut nicht aufgeschärft, sondern man sticht die Drossel und den Schlund mittelst eines Querschnittes oberhalb des Drosselknopfes ab.

Beim Herausnehmen des Gescheides sucht man sich zuerst den Schlund und hält denselben fest zu, damit keine Äsung herauslaufen kann. Die Drossel wird mit dem Geräusch zusammen, wie beim Rothwilde, herausgenommen.

Beim Aufbrechen eines Keilers in der Brunftzeit muß der sogenannte Brunftbrand um die Öffnung der Brunftruthe herum ausgeschärft werden, indem man hier die Schwarte ungefähr 4 Quadratzoll groß ablöst und die darunter befindliche gallertartige Masse entfernt.

c. Das Auswerfen oder Auswaiden der Hasen.

Zum Auswerfen der Hasen macht man kurz vor dem Schlosse einen kleinen Einschnitt in den Balg und in die Bauchmuskel, steckt den Zeige- und Mittelfinger der linken Hand hinein, nimmt die Messerspitze wie vorn beschrieben zwischen die beiden Finger und schärft den Bauch von hieraus bis zum Brustkern auf; dann ergreift man mit der linken Hand den Hasen an den Hinterläufen, tritt mit der Spitze des linken Fußes auf die Vorderläufe und zieht mit der rechten Hand das Gescheide heraus. Den Mastdarm löst man entweder im Innern, kurz vor dem Waideloche ab, oder man öffnet auch das Schloß dabei, was aber wegen Conservirung des Wildpretts nicht geschehen darf, wenn die Hasen verschickt werden sollen, wenngleich

es in diesem Falle grade darauf ankommt, daß der Mastdarm gehörig ausgelöst ist.

Zur Vermeidung aller dieser Nachtheile giebt es eine Methode, die besonders empfohlen zu werden verdient. Man reißt nämlich vor dem Herausnehmen des Gescheides den Mastdarm außerhalb bei dem Waidloche von dem Balge ab, indem man den Hasen mit den Fingern der linken Hand an der Blume ergreift, ihn so hält, daß das Waidloch nach oben gekehrt ist und dann mit den Fingern der rechten Hand den Mastdarm erfaßt und ihn zuerst von dem oberen Rande des Waidloches und dann, nachdem man zuvor mit der linken Hand den unteren Rand des Waidloches ergriffen hat, auch von dem unteren Rande abreißt und herauszieht.

Zum Herausnehmen des Geräusches drückt man mit der Faust der rechten Hand das Querfell ein, tritt mit der linken Fußspitze auf die Vorderläufe und reißt mit der rechten Hand das Geräusch heraus, während die linke Hand den Hasen an den Hinterläufen festhält.

d. Das Aufbrechen und Ausziehen des Federwildes.

Auerwild, Schwäne, Trappen und Kraniche und überhaupt alles zur Hohenjagd gehörige Federwild muß aufgebrochen werden. Man schärft dazu vom Waidloche aus den Bauch nach der Brust hin eine kleine Hand breit auf und zieht mit den Fingern das Gescheide heraus.

Bei allem übrigen Federwilde, mit Ausnahme der Schnepfen, Drosseln und der kleineren Vogelarten wird das Gescheide mit einem kleinen Haken aus dem Waidloche heraus-

gezogen. Man steckt dabei den Haken in das Waidloch hinein und zieht das Gescheide allmälig damit heraus. Zur Erleichterung dieses Geschäftes kann man sich auch das Waidloch etwas erweitern.

3. Vom Hessen und Anfedern rc. des Wildes zum Transport.

Alles erlegte Wild muß alsbald so zugerichtet werden, daß es sich in hängender Stellung bequem transportiren und später vortheilhaft aufhängen läßt.

a) Alles größere Wild vom Reh aufwärts wird geknebelt, indem man die beiden Vorderläufe über dem Knie auf der hintern Seite eine Hand breit aufschärft und die hier befindliche starke Sehne oder Hesse so weit vom Knochen trennt, daß man durch diesen Spalt je einen Hinterlauf hindurch stecken kann. Der rechte Hinterlauf wird nun durch den linken Vorderlauf und umgekehrt der linke Hinterlauf durch den rechten Vorderlauf bis über's Knie hindurchgezogen; dann nimmt man je einen kleinen hölzernen Knebel und steckt ihn hinter die Hesse der Hinterläufe, damit dieselben nicht wieder zurückrutschen können. Zuletzt wird noch der Kopf zwischen den Vorderläufen fest eingeklemmt, damit derselbe nicht hin und her baumeln kann.

Starkes Roth- und Damwild wird gewöhnlich nicht geknebelt, weil es wegen seiner allzugroßen Schwere doch nicht getragen werden kann.

Während der Aufbewahrung im Keller rc. muß das Wildprett bis zum Zerwirken aufgehängt sein und zwar so, daß der Kopf oben ist.

b) Füchse und Hasen werden eingeheßt, wobei man mit dem Fangmesser an dem rechten Hinterlauf über dem Knie die Hesse von dem Knochen trennt und den linken Hinterlauf hindurchsteckt.

c) Alles größere Federwild wird einzeln angefedert und beim Transport sowohl, wie bei der Aufbewahrung, einzeln aufgehängt. Man nimmt dazu zwei von den längsten Schwung- oder Schwanzfedern, bindet die Fahnen derselben mittelst eines Kreuzknotens fest zusammen, zieht eine der Federn mit dem Spulende durch die Nasenlöcher des Vogels und bindet die vorher biegsam gemachten Spulenden so zusammen, daß eine Öse entsteht. Bei ganz großen Vögeln zieht man die Federspulen nicht durch die Nasenlöcher, sondern durch die Kinnlade, weil sich sonst der Schnabel weit öffnen würde.

d) Kleineres Federwild wird zusammengekluppt, d. h. es werden zwei oder mehrere Vögel, wie oben beschrieben, zusammen befestigt, die dann einen Klupp oder Spieß bilden.

Krammetsvögel und Lerchen werden gewöhnlich nicht an den Nasenlöchern mittelst Federn, sondern an den Ständern mittelst Pferdehaarschlingen aufgekluppt. Man nimmt dabei von allen Vögeln die rechten Ständer an den Zehen zusammen, zieht oberhalb derselben die Schlinge fest zu, schürzt sie noch mehrere Male fest um die Ständer herum und knüpft das übrig bleibende Ende zu einer Öse zusammen.

4. Vom Zerwirken und Abstreifen des Wildes und von der Behandlung und Zubereitung der Häute, Schwarten und Bälge.

Die gute Verwerthung der Häute und Bälge bedingt ein regelrechtes Zerwirken und Abstreifen des Wildes und eine sorgfältige Behandlung und Zubereitung derselben.

a. Das Zerwirken des Roth-, Dam- und Rehwildes.

Zum Zerwirken eines Stück Wildes wird dasselbe eben so gestreckt, wie es vorn beim Aufbrechen beschrieben ist. Man wählt dazu entweder einen Rasenplatz oder man streckt es auf Bretter oder Steine, die vorher ganz rein abgefegt werden. Nachdem dies geschehen, schärft man mit einem recht scharfen Nickfänger die beim Aufbruche noch nicht aufgeschärfte Haut von der Brust über die Mitte des Halses bis an den Unterkiefer auf, geht dann zuerst an den rechten Vorderlauf, schärft an demselben die Haut drei Finger breit oberhalb der Oberrücken rund herum ein, schärft von hieraus auf der inneren Seite des Laufes die Haut über das Knie bis an die Mitte der Brust auf und verfährt dann mit dem linken Vorderlaufe eben so.

Die Hinterläufe werden nun drei Finger breit oberhalb der Oberrücken eben so gekreuzt, wie die Vorderläufe. Man fängt damit am rechten Hinterlaufe an und schärft von hieraus die Haut über die Hessen bis an's Waidloch auf. Hierauf beginnt man mit dem Abwirken der Haut, man streckt das Stück Wild dazu auf die linke Seite, wirkt zuerst den rechten Vorderlauf und dann die ganze rechte Seite vom Kopf bis an den Wedel ab, löst an der Wurzel desselben die Haut rundherum ab, so daß Haut und Haar an dem Wedel sitzen bleiben

und streckt dann das Stück Wild auf die rechte Seite, um mit der linken Seite eben so zu verfahren.

Das Geweih oder Gehörn wird gewöhnlich nach dem Zerwirken mit einem Beile abgeschlagen, oder auch abgesägt, welches letztere allerdings eben so wenig streng waidmännisch ist, wie das Abschlagen des Geweihes vor dem Zerwirken.

Beim Strecken des zerwirkten Wildes von einer Seite auf die andere muß die abgewirkte Haut sorgfältig untergebreitet werden, damit das Wildprett nicht sandig oder sonst unsauber wird, eben so muß man sich hüten, dasselbe durch Haare oder Schweiß unansehnlich zu machen.

Das Abwirken der Haut geschieht meist mit dem Daumen und der Faust der rechten Hand und nur an denjenigen Stellen, wo die Haut zu fest sitzt, schärft man sie mit dem Fangmesser ab, wobei jedoch das Messer sehr vorsichtig geführt werden muß, um nicht in die kostbare Haut einzuschneiden. Im Übrigen ist hierbei das Verhalten des Jägers eben so wie beim Aufbrechen des Wildes. Die Haut bleibt während des Zerlegens noch unter dem Wildprett liegen, wird aber dann sogleich mit Asche bestreut, tüchtig ausgereckt und auf einem luftigen Boden über eine Stange oder Leine, mit der Haarseite nach Innen, aufgehängt, damit sie gehörig austrocknen kann.

b. Das Zerwirken oder Abschwarten des Schwarzwildes.

Beim Zerwirken des Schwarzwildes beginnt man mit dem Abschlagen des Kopfes, der aber nicht abgeschwartet werden darf. Es kommt dabei hauptsächlich darauf an, möglichst viel vom Rückgrat daran sitzen zu lassen; man zieht deshalb

beim Abschlagen desselben die Vorderläufe stark nach der Brust zu und macht den Schnitt dicht vor den Blättern.

Im Übrigen verfährt man ganz so, wie beim Rothwilde, hat aber eine viel schwierigere Arbeit, als bei diesem, weil sich die Schwarte nicht mit dem Daumen abstoßen läßt, sondern mit dem Messer ganz und gar abgeschärft (abgeschwartet) werden muß, da sonst das Feist (Weißes) an ihr sitzen bleiben würde. Die Schwarte wird gehörig ausgereckt und an eine große Thüre oder Bretterwand, mit der Haarseite gegen die Bretter gekehrt, angenagelt, um hierdurch das Zusammentrocknen derselben zu verhindern; dann bestreut man sie mit Asche und stellt sie zum Trocknen an einen luftigen Ort.

c. Das Streifen oder Abschwarten des Dachses.

Zum Streifen oder Abschwarten des Dachses schärft man die Schwarte von der Mitte der Unterkiefer über die Mitte des Halses, der Brust und des Bauches bis an das Waidloch auf und schärft dann zuerst den rechten Vorderlauf von den Ballen ab auf der innern Seite nach der Brust bis an den Einschnitt, der über die Mitte der Brust nach dem Waidloche hinführt, auf. Nun schärft man die übrigen Läufe in derselben Reihenfolge wie beim Rothwilde, und zwar, bei den Hinterläufen von den Ballen bis an das Waidloch auf, führt aber den Schnitt möglichst weit nach dem Bauche heran, damit die Schwarte recht lang wird. Dann schärft man die Schwarte ab, wobei man fast eben so große Mühe hat, wie beim Schwarzwilde, weil der Dachs gewöhnlich viel Fett unter der Schwarte zu sitzen hat, welches Schnitt bei Schnitt abgeschärft werden muß. Die Ruthe wird vom Waidloche aus auf der unteren Seite

aufgeschärft und dann abgeschwartet. Zuletzt werden die Fettlagen vom Nacken bis an die Ruthe abgeschärft und zum Ausbraten in kleine Stücke geschnitten.

Die Dachsschwarte wird tüchtig ausgereckt, und zum Trocknen auf ein großes Brett genagelt und dann mit Asche bestreut. Die an der Schwarte sitzen gebliebenen Fleisch= und Fettstreifen werden nach dem Aufnageln derselben abgelöst.

d. Das Streifen der Füchse, Marder, Otter, wilden Katzen, Iltis und Wiesel.

Das Streifen all' dieses Raubzeuges geschieht auf ganz gleiche Weise. Man schärft den Balg zuerst am rechten und dann am linken Vorderlaufe von der Mitte des großen Ballen, auf der inneren Seite des Laufes, bis an die Brust auf, ohne jedoch die Schnitte über die Brust zu verlängern; eben so schärft man die Hinterläufe bis an's Waidloch auf, wobei man aber den Schnitt möglichst weit nach dem Bauche zu führen muß, um dadurch den Balg länger zu machen und die Benutzbarkeit desselben zu vergrößern.

Hierauf streift man zuerst die Vorderläufe bis zur Brust, und die Hinterläufe bis an's Waidloch ab, schärft nun die Ruthe auf der unteren Seite vom Waidloche aus eine gute Hand breit auf, macht dieselbe durch mehrmaliges Drehen und Winden im Balge lose, uud zieht dann die Ruthe aus dem Balge heraus, wobei man zuerst den aufgeschärften Theil in gewöhnlicher Weise abstreift, dann aber mit der rechten Hand den entblößten Theil der Ruthe ergreift und nun den übrigen Theil derselben aus dem Balge herauszieht, während die linke Hand den Balg an der Ruthenwurzel umfaßt und während des Herausziehens der

Ruthe festhält. Wenn dies geschehen, hängt man den Fuchs mit den eingehefteten Hinterläufen an einen Baumast, Nagel oder an einen besonders dazu eingerichteten Haken, ergreift den bereits abgestreiften Balg der Hinterläufe und zieht denselben zunächst bis an die Vorderläufe herunter. Hier zieht man die Vorderläufe durch den Balg hindurch, streift dann mittelst starken Ziehens den Balg bis an die Gehöre, schärft die Knorpel derselben dicht am Kopfe durch, damit die Gehöre am Balge sitzen bleiben, zieht dann den Balg bis an die Augen, schärft hier die Haut dicht am Kopfe um die Augen herum durch und streift nun den Balg bis an die Zähne ab, wo derselbe an der Unterkiefer und am ganzen Maule herum so abgeschärft wird, daß die Nase und die Lippen am Balge sitzen bleiben.

Während des ganzen Streifens gebraucht man das Messer sehr wenig und nur am Kopfe, besonders aber an der Nase herum, muß der Balg fast ganz abgeschärft werden.

Zum Trocknen des Balges löst man zuerst den Knorpel aus den Gehören heraus, schärft die Ruthe bis zur Blume vollends auf und streift dann den Balg, mit der Haarseite nach innen gekehrt, über ein Brett, das je nach den verschiedenen Wildarten und Größen auch verschiedene Dimensionen haben muß und zwar für Füchse 4½ Fuß lang, 7 bis 9 Zoll breit und 18 Zoll vom oberen Ende etwas zugespitzt, so daß die Spitze noch circa 2½ Zoll breit ist und abgerundet werden kann; für Marder 3 Fuß lang, 3½ bis 4½ Zoll breit und 9 Zoll vom oberen Ende etwas zugespitzt, so daß die Spitze noch 1¾ bis 2 Zoll breit bleibt. Für Otter müssen diese Bretter etwas größer und für wilde Katzen etwas kleiner sein, als für Füchse; für Iltis und Wiesel müssen sie kleiner sein, als für Marder.

Auf der Mitte der Brettspitze schlägt man einen Nagel so weit ein, daß er 1 Zoll hervorragt; dieser Nagel darf keinen Kopf haben, sondern muß oben spitz sein, damit die Nase des Balges daran befestigt werden kann. Nachdem dies geschehen, zieht man die Gehöre und die Vorderläufe nach außen heraus; zerrt den Balg so lang wie irgend möglich an dem Brette herunter und nagelt die äußersten Enden desselben mit kleinen Nägeln auf allen Seiten fest an, um das Zusammentrocknen zu verhindern; eben so befestigt man dann auch noch die Unterkiefer. Die Ruthe darf jedoch nur an der Wurzel, nicht aber an der Blume angenagelt werden.

Endlich beklebt man die Gehöre und die nicht festgenagelten Vorderläufe mit steifem Papier, damit sie nicht zusammenschrumpfen können, schärft das am Balge hängen gebliebene Fleisch und Fett ab und stellt den Balg in die Nähe eines warmen Ofens, ohne jedoch demselben damit zu nahe zu kommen. Nachdem der Balg auf der Hautseite trocken geworden ist, zieht man die Nägel heraus und kehrt denselben um. Zuletzt, wenn auch die Haarseite trocken ist, klopft und kämmt man das Haar gehörig aus. Festgetrockneten Schweiß wäscht man vorher mit warmen Wasser aus, damit beim Auskämmen nicht so viele Haare ausgezogen werden.

e. Das Streifen der Hasen.

Beim Streifen der Hasen verfährt man meist so wie beim Fuchse. Die Vorderläufe werden aber gewöhnlich nicht aufgeschärft, sondern bis an das Kniegelenk abgestreift und hier abgelöst, so daß der untere Theil der Vorderläufe am Balge sitzen bleibt.

Zum Trocknen der Hasenbälge steckt man Stroh hinein und hängt sie an einen recht luftigen Ort, oder man streift sie auch wie die Fuchsbälge über Bretter.

5. Vom Zerlegen des Wildes.

Das Zerlegen des Wildes schlägt noch als letztes Geschäft in das Fach des Jägers; es geschieht meist nach bestimmten Regeln, von denen man sich nur in Ausnahmefällen Abweichungen erlauben darf.

Das Zerlegen des **Roth-, Dam-, Reh-** und **Schwarzwildes** erfolgt in fast gleicher Art auf folgende Weise: Man streckt das Wild auf die untergebreitete Haut auf den Rücken, löst zuerst das rechte und das linke Blatt ab, sticht dann das sogenannte Jägerrecht mit den dazu gehörigen drei vordersten Rippen ab, schärft die rechte und linke Flanke, von den Keulen bis an das Rückgrat heran, ab und zeichnet sich die Rippenstücke so ab, daß die Rippen eine Hand breit (bei Rehen etwas kürzer) am Rückgrad stehen bleiben. Hierauf schlägt man mit einem scharfen Beile zuerst das rechte und dann das linke Rippenstück auf untergehaltenem Holz recht grade ab und zeichnet sich dann die Größe der Keulen vor. Man streckt dazu das Wild auf die linke Seite, legt die Keulen genau auf einander und bezeichnet sich an beiden Keulen, hinten und vorn, diejenigen Punkte, wo die Keulen vom Rückgrad abgelöst werden sollen, sodann schärft man mit einem recht scharfen Messer auf der vorgezeichneten Linie zuerst an der rechten Keule das Wildprett und die Sehnen bis an den Keulenwirbel recht grade ab und dreht die Kugel aus der Pfanne aus.

Wenn aber die Keulen größer oder kleiner werden sollen, so daß man beim Durchschärfen des Wildpretts nicht grade auf den Wirbel stößt, so schlägt man den Keulenknochen mit einem scharfen Beile durch, wobei der Braten gewöhnlich weniger leidet, als beim Auslösen der Kugel.

Endlich löst man auch die linke Keule aus und theilt dann das Rückgrat in die verschiedenen Ziemer. Bei Rehen macht man gewöhnlich zwei Ziemer, ein Wedel- oder Hinterziemer und ein Vorderziemer; bei Hirschen macht man drei Ziemer, ein Wedel-, ein Mittel- und ein Vorderziemer. Endlich löst man den Kopf vom Halse ab und haut zuletzt das sogenannte Jägerrecht zu Kochfleisch ein.

Sechster Abschnitt.

Jagd-Kunstsprache.

In der Jägerei hat sich von Alters her eine Jagd-Kunstsprache gebildet, die jeder Waidmann kennen und anwenden muß. Der enge Raum dieses Werkes gestattet es jedoch nur, die wichtigsten Kunst-Ausdrücke von einigen Wildarten aufzunehmen, während im Übrigen auf den Inhalt des ganzen Werkes verwiesen werden muß, in welchem die Kunst-Ausdrücke meist mit gesperrter Schrift gedruckt sind.

1. Jagd-Kunst-Ausdrücke beim Roth- oder Edelwilde.

Das männliche Geschlecht heißt Hirsch, das weibliche Thier oder Altthier. Das Altthier setzt Kälber; von diesen heißt

das männliche bis Martinitag (11. November) Hirschkalb, das weibliche, Wildkalb. Von Martini ab heißt das männliche Kalb bis zum nächsten Frühjahre Schmalspießer; sobald es dann im Frühjahr Spieße aufgesetzt hat, Spießer oder Spießhirsch; im nächsten Jahre wenn der Spießer ein Geweih mit zwei Enden an jeder Stange aufsetzt, Gabler oder Gabelhirsch. Die Benennungen des starken Hirsches siehe Seite 154.

Das Wildkalb heißt von Martinitag bis zur nächsten Brunftzeit, Schmalthier, nach der Brunftzeit, Altthier. Solche Altthiere, die in der Brunft nicht aufgenommen haben, heißen Gellthiere, oder auch Gettthiere.

In der Zeit, wo die Hirsche neu aufgesetzt haben, nennt man sie, so lange das Geweih noch weich und rauh ist, Kolbenhirsche. Wenn ein Hirsch keine Körner oder Feldfrüchte angenommen hat, sondern nur im Walde Gras geäst hat, nennt man ihn Grashirsch.

Die Augen des Rothwildes nennt man Lichter; die Ohren, Lauscher oder Gehöre; die Zunge, Lecker; den Schwanz, Wedel; die Füße, Läufe; die kleinen über den Ballen befindlichen Spitzen, Oberrücken; die unteren Lauftheile heißen Schalen; das Maul, Geäs; die Nase, Nustel; den Ausgang des Mastdarmes, Waidloch; die Dünnungen, Flanke; die Excremente, Losung; das Euter, Gesäuge. Lunge, Herz und Leber zusammen heißen Geräusch; Magen und Gedärme, Gescheide. Sämmtliche Eingeweide zusammen genommen, heißen Aufbruch. Die Gurgel heißt Drossel. Den knorplichten starken Knoten am oberen Ende der Drossel nennt man Drosselknopf.

Das Rothwild hat kein Fett, sondern Feist; kein Fleisch, sondern Wildprett; kein Fell, sondern eine Haut; kein Blut,

sondern eben so wie alles übrige Wild, Schweiß; es verfärbt, wenn es Haar von anderer Farbe bekommt; es näßt, wenn es urinirt; es thut sich nieder, wenn es sich auf die Erde oder auf den Schnee niederläßt; es sitzt im Bett und nicht im Lager; es hält seinen Wechsel, wenn es regelmäßig auf demselben Wege zur Äsung zieht; es frißt nicht, sondern es äßt. Die Nahrung heißt Äsung; es beißt das Getreide oder Gras ab; es verbeißt die jungen Schonungen. Den Eindruck, welchen es beim Auftreten in den Boden macht, nennt man Fährte, nicht Spur.

Mehrere Stück Wild beisammen bilden ein Rudel. Die Begattungszeit heißt Brunftzeit. Das männliche Glied nennt man Brunftruthe; die Testikel, Kurzwildprett; das weibliche aber Feuchtblatt oder Feigenblatt. Das Thier geht hoch beschlagen, wenn es hoch trächtig ist. Der schwarzbraune Fleck am Bauche des Hirsches zur Brunftzeit heißt Brand oder Brunftbrand. Der Platz, auf welchem sich die Hirsche und das Mutterwild zur Brunft versammeln, heißt Brunftplatz. Der Hirsch trägt ein Geweih, kein Gehörn. Die zwei stumpfen Zähne, welche das Rothwild in der oberen Kinnlade sitzen hat, heißen Haken. — Das Wild zieht umher, wenn es sich in langsamer Gangart fortbewegt; es trollt, wenn es sich schneller bewegt; es ist flüchtig, wenn es sich äußerst schnell entfernt; es flieht über Jagdzeuge und fällt über Gehege und Wildgatter; es steht in einer Dickung; es plätzt, wenn es mit den Läufen das Moos oder Gras wegscharrt; es klagt, wenn es abgefangen oder genickt wird; es verendet, wenn der Tod eine Folge der Verwundung ist; es fällt oder geht ein, wenn dieser durch Kälte, Hunger oder Krankheit herbeige-

führt wird. Kümmerer nennt man ein solches Stück Wild, welches an einer Schußwunde, oder an einer sonstigen natürlichen Krankheit leidet und in Folge dessen schlecht geworden ist.

2. Jagd-Kunst-Ausdrücke beim Damwilde.

Alle Kunst-Ausdrücke, die beim Rothwilde gebräuchlich sind, finden auch auf das Damwild Anwendung. Das Geweih wird jedoch nicht nach seiner Endenzahl angesprochen, wie es beim Rothwilde geschieht, sondern nach seiner oberen mehr oder weniger schaufelartigen Form, siehe Seite 159.

3. Jagd-Kunst-Ausdrücke beim Schwarzwilde.

Der Ausdruck Sauen bezeichnet beiderlei Geschlecht. Die männliche Sau heißt Keiler; die weibliche, Bache. Die Bache frischt, wenn sie Junge gebärt. Die Jungen männlichen und weiblichen Geschlechts heißen Frischlinge, bis sie ein Jahr alt sind; dann aber bis zur nächstfolgenden Brunft- oder Rauschzeit, überlaufene Frischlinge oder Überläufer. Von da ab heißt das weibliche Geschlecht ein ganzes Jahr hindurch zweijährige; im folgenden, dreijährige und wenn sie vier volle Jahre alt sind, starke oder grobe Bachen. Der männliche Frischling heißt, wenn er zwei volle Jahre alt ist, zweijähriger, nach zwölf Monaten dreijähriger Keiler, von vier Jahren ein angehender Keiler oder ein angehendes Schwein, von fünf Jahren ein hauendes oder gutes Schwein und von sechs Jahren ein Haupt- oder grobes Schwein.

Der Rüssel wird Gebrech genannt; die in der unteren Kinnlade befindlichen großen krummen Hauzähne nennt man bei den Keilern Gewehre oder Gewerf; die in der oberen Kinnlade

befindlichen, die Haderer; bei den Bachen nennt man die viel kürzeren Hauzähne, Haken. Das Haar nennt man Borsten; die Ohren, Gehöre; die Dünnungen, Wammen; den Schwanz, Pürzel; die auf den Blättern oft fingerdicke Haut heißt das Schild; die Haut heißt Schwarte; das Fett heißt Feist oder Weißes; die kleinen Klauen hinten an den Läufen heißen Aftern oder Geäfter.

Sind mehrere Sauen beisammen, so nennt man sie eine Rotte oder auch Rudel. Die einzelne Sau schiebt sich in ein Lager ein (thut sich nicht nieder). Die Lager einer ganzen Rotte bilden einen Kessel. Die Sauen stecken in einer Dickung (stehen nicht darin); sie wechseln aus einer Dickung in die andere; sie stehen auf dem Bruche, wenn sie wühlen. Die Äsung heißt Fraß oder Gefräß oder auch Äsung. Der Keiler nimmt den Jäger an, wenn er auf denselben los geht. Ausheben nennt man es, wenn man eine von Hunden festgehaltene Sau an den Hinterläufen hoch hebt, damit sie die Hunde nicht so leicht schlagen kann. Hosenflicker nennt man scherzweise die hauenden Schweine.

4. Jagd-Kunst-Ausdrücke beim Rehwilde.

Das männliche Geschlecht heißt Rehbock; das weibliche Ricke; die Jungen, Kälber oder Kitzchen. Das männliche Kalb heißt von Martini ab, wo es seine ersten Spieße bekommt, Spießbock; im nächsten Jahre, wenn das neue Gehörn zwei Sprossen hat, Gabelbock; später starker Bock und endlich Capitalbock. Das weibliche Kalb heißt von Martini ab bis zur nächsten Brunftzeit Schmalreh; nachher Altreh, Ricke oder alte Ricke.

Der Rehbock setzt ein Gehörn auf, kein Geweih. Die Ricke hat am Feigenblatt einen Harbüschel, den man Schürze oder

Wasserzeichen nennt; der Rehbock hat an der Brunftruthe einen Haarbüschel, der Pinsel genannt wird. Der weiße Fleck um das Waidloch herum heißt Spiegel. Das Reh schreckt oder schmält, wenn es Gefahr wittert und noch zweifelhaft darüber ist; es sichert dann, indem es durch den Geruch, Gehör und Gesicht die Gefahr zu erforschen sucht. Mehrere Rehe zusammen bilden einen Sprung. Der Rehbock wird auf's Blatten geschossen, wenn man ihn vermittelst eines Blattes oder Instrumentes herbeilockt.

Alle übrigen Kunst=Ausdrücke sind eben so wie beim Rothwilde.

5. Jagd=Kunst=Ausdrücke beim Hasen.

Der männliche Hase heißt Rammler; der weibliche, Häsin oder Setzhase. Die jungen Hasen sind halbwachsen, wenn sie ihr Wachsthum ohngefähr halb vollendet haben. Der erste Satz heißt von Bartholomäi an Dreiläufer.

Die Ohren nennt man Löffel; die Augen, Seher; die Hinterläufe, Sprünge; den Schwanz, Blume oder Federlein; die Haare, Wolle. Die Haut nennt man bei allem zur niederen Jagd gehörigen Haarwilde, Balg; und eben so die Fährte, Spur. Die Begattungszeit nennt man Rammelzeit. Die Häsin setzt ihre Jungen; die zusammengehörigen Jungen heißen Satz; der Hase ist gut oder schlecht; er ist fett, nicht feist; er sitzt oder drückt sich im Lager; er fährt aus dem Lager; er rückt auf seinem Paße in's Feld, oder des Morgens in's Holz zurück; er wird genickt, wenn man ihn todtschlägt (siehe den Abschnitt Abfangen des Wildes); er wird ausgeworfen, wenn man das Gescheide und Geräusch herausnimmt. Der Hase macht ein Männchen, wenn er sich auf die Keulen setzt; er macht

einen Kegel, wenn er sich ganz grade aufrichtet um zu horchen oder um sich zu sehen. Der Waldhase hält sich beständig im Walde und der Feldhase auf dem Felde auf. Hasenklein nennt man diejenigen Theile eines Hasen, die nicht gebraten werden, und zwar: Kopf, Hals, Vorderläufe, Rippen und Geräusch.

6. Jagd-Kunst-Ausdrücke beim Fuchse.

Das männliche Geschlecht heißt Fuchs, das weibliche Füchsin oder Betze. Die Füchsin rennt, wenn sie hitzig ist. Fuchs und Füchsin hängen, wenn sie sich begatten. Die Begattungszeit heißt Rollzeit. Die Füchsin wirft oder wölft ihre Junge. Die auf einmal geworfenen Jungen heißen Geheck.

Der Schwanz heißt Standarte, Stange, Lunte oder Ruthe; die Spitze desselben, Blume. Den biesamartig riechenden Fleck auf der Standarte, 2½ Zoll von der Wurzel entfernt, nennt man Viole; die Ohren, Gehöre; das männliche Zeugungsglied, Ruthe oder Fruchtglied; die Testikel, Geschröt oder Gailen; das weibliche Schnalle oder Nuß. Das Feist heißt Fett; das Fleisch heißt nicht Wildprett oder Luder, sondern Fleisch.

Der Fuchs schleicht, wenn er sich langsam bewegt; er trabet oder schüret, wenn er sich etwas schneller bewegt; er ist flüchtig, wenn er sehr schnell läuft; er läuft auf's Reizen, wenn man ihn lockt; er bellt, wenn er seinen gewöhnlichen Laut von sich giebt; er kriecht zu Baue, steckt im Baue und fährt aus dem Baue; er verklüftet sich, wenn er im Baue die Röhre hinter sich zugräbt, so daß ihn die Hunde nicht finden können. Der Fuchs maust, er raubt, er frißt den Raub

und nimmt die Schleppe, den Kirrbrocken oder das Luder an.

Goldfuchs oder Birkfuchs, heißt ein Fuchs mit gelbem Rücken und weißer Kehle. Brandfuchs nennt man einen Fuchs, der einen dunklen, schwärzlichen Balg, schwarze Läufe und einen blauen Bauch und blaue Kehle hat.

7. Jagd-Kunst-Ausdrücke beim Dachse.

Das männliche Geschlecht heißt Dachs; das weibliche Dächsin. Die Begattungszeit heißt Ranzzeit. Die Dächsin geht dick, d. h. sie ist trächtig; sie wirft Junge.

Der Dachs gräbt sich einen Bau und in demselben einen Kessel; er fährt aus, wenn er Erde aus dem Baue heraus scharrt; er fährt ein, wenn er zu Baue kriecht; er verklüftet sich, wenn er die Röhre hinter sich verstopft, damit ihn die Hunde nicht finden können; er geht aus, um sich Nahrung zu suchen; er sticht, wenn er mit der Nase kleine Erdstücken heraushebt, um die darunter befindlichen Würmer oder Wurzeln herauszubekommen. Der Dachs hat keine Haut, sondern eine Schwarte; kein Feist, sondern Fett; er hat Läufe, Gehöre und eine Ruthe; keine Borsten, sondern Haare, kein Wildprett, sondern Fleisch. Fettloch nennt man die mit Fett angefüllte Vertiefung unter der Ruthe.

8. Jagd-Kunst-Ausdrücke beim Marder.

Die Begattungszeit heißt Ranzzeit. Der Marder baumt oder holzt auf, wenn er auf einen Baum klettert; er baumt weiter, wenn er von einem Baume zum andern springt. Absprung heißt die Stelle, wo er seine Läufe hinsetzt, wenn er

von einem Baume oder Gebäude herunterspringt; Aufstieg, wo er hoch geht. Honigflecke nennt man die räudigen Stellen am Balge des Marders.

9. Jagd-Kunst-Ausdrücke beim Auerwild.

Der Aufenthalts-Ort alles zur hohen Jagd gehörigen Federwildes heißt Stand; es schwingt sich ein, oder es steigt oder tritt zu Baume, wenn es auf einen Baum fliegt; es steht auf dem Baume und auf der Erde; es schwingt sich aus oder streicht ab, wenn es vom Baume wegfliegt; es balzt, wenn es sich begattet; die ausgebrüteten Jungen heißen mit der alten Henne zusammen Kette. Der Koth heißt bei allem zur hohen Jagd gehörigen Federwilde Losung.

Die Beine heißen Ständer. Den weißen Fleck auf dem Flügelgelenke des Hahnes nennt man Spiegel. Die Nahrung heißt Geäs.

10. Jagd-Kunst-Ausdrücke beim Rebhuhn.

Eine ganze, aus dem Hahne, der Henne und den Jungen bestehende Familie heißt Volk oder Kette. Der dunkelbraune Fleck an der Brust des Hahnes heißt Schild; wenn sich bei den jungen Hähnen im vierten Monate ihres Alters dieses Schild bildet, sagt man, sie schildern. Der Schwanz heißt Steiß; der Koth heißt bei allem zur niederen Jagd gehörigen eßbaren Federwilde Gestüber; die Füße, Beine oder auch Ständer; wenn man die Beine eines Huhnes durch einen Schuß verletzt hat, so sagt man, das Huhn ist geständert. Wenn Rebhühner auf der Erde sitzen, sagt man sie liegen, wenn sie auffliegen, sagt man sie stehen auf; wenn sie dicht über der Erde fort-

fliegen, sagt man sie streichen oder ziehen; wenn sie höher steigen, sie stieben; wenn sie niederfallen, sie fallen ein. Der lockende Laut heißt Ruf.

11. Jagd-Kunst-Ausdrücke bei den Raubvögeln.

Die Raubvögel fußen, wenn sie sich auf einen Baum setzen; sie horsten, wenn sie nisten; ihr Nest heißt Horst; die Beine nennt man Fänge; die Nägel, Krallen. Der Koth heißt Geschmeiß. Die Haare und Federn, die sie des Morgens wieder ausspeien, nennt man Gewölle.

Gedruckt bei C. Krämer in Potsdam.

De la Haye